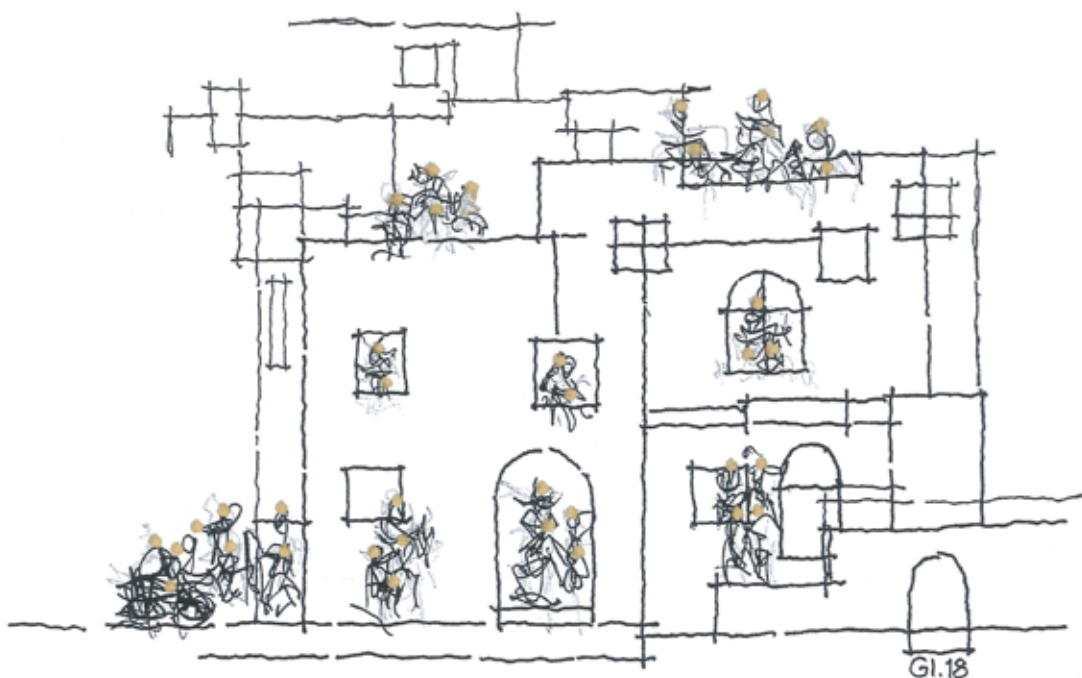


Rebecca Niederhauser

Gemeinsam wohnen

Kulturwissenschaftliche Blicke
auf das Alter im Umbruch



ZÜRCHER BEITRÄGE ZUR ALLTAGSKULTUR
herausgegeben von Bernhard Tschöfen
BAND 26

Rebecca Niederhauser

Gemeinsam wohnen

Kulturwissenschaftliche Blicke auf das Alter im Umbruch

CHRONOS

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur
Förderung der wissenschaftlichen Forschung.



Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Jo Gignoux.

© 2020 Chronos Verlag, Zürich
Print: ISBN 978-3-0340-1577-6
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1577

Inhalt

Prolog: In der neunten Etage	7
Anfangen: (Ver-)Ortungen im Gegenstand	11
Alter und Wohnen: Kulturwissenschaftliche Zugänge	17
Überlegungen zu einer Zeitdiagnose	20
Zur Konstruktion alltäglicher Alterswirklichkeiten	31
In welchen Zeiten leben wir? Wohnkulturforschung	44
Zu einer ethnografischen Dispositivanalyse	55
Forschungsgespräche im Herstellungsmodus	59
Making-of	65
Alter und Altern: Verhandelte Deutungen	75
Vom Alter wissen	83
Alter als gelebte Zeit	84
Alter als (Un-)Sichtbarkeit	89
Alter als Verlusterfahrung	95
Altern als Aufgabe	99
Von Sportivitäten und anderem Gesundtun	101
Zwischen Verpflichtung und Vergnügen	105
Über Selbstbeschränkung und weitere Tugenden	110
Sich dem Alter entziehen	115
Vom Nichtgesagten: Langeweile und Todesangst	117
Geronto-Blasphemisches	120
Jetzt schon und noch nicht: Das Alter der anderen	123
Alter im Selbstentwurf	125
Vom Altsein	127
Über das Sichaltfühlen	131
Sich sprechen	134
Alter als Erzählung	137
Wahr- und Widersprechen	141
Unfähig, das Alter zu definieren	144
Von der Mehrstimmigkeit alltäglicher Alterswirklichkeiten	147

Intermezzo: Wohnen im Alter – Altern im Wohnen	151
Wohnbiografien	157
Wohnen: Festigkeiten	159
Umziehen: Übergänge	162
Nicht wie die Mutter: Ins Alter einziehen	167
Altern in Gemeinschaft	171
Altersgerecht? Von Stadtnähe und Fahrstühlen	174
Gemeinsam nicht allein sein: Reden und helfen	177
Alltagsaltern: Wandern und ins Kino gehen	181
Wohnen: Gemeinschaftliche Manifestationen	185
Einzüge in die Gemeinschaft	194
Von der Idee zum Konzept	196
Ökonomisch-Ökologisches	203
Aushänge, Vorstellungsgespräche und Probewochen	207
Mehr als zusammenwohnen	212
Weder Studentenbude noch Familienheim	213
Über Rollen und Hierarchien	217
Wenn die Männer fehlen	222
Gemeinsame Wohnalltage	226
Zwischen Nähe und Distanz	228
Essen und sitzen: Begegnung organisieren	231
Mit oder ohne? Haushaltskasse und Putzplan	237
Architekturen des Gemeinsamen	242
Raumgefüge	244
Gemeinsame Räume	248
Persönliche Zimmer und Wohnungen	253
Korrekturen	259
Auszüge aus der Gemeinschaft	263
Toll, aber ... Vom Ausbleiben der Einzüge	265
Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden	270
Wohnen auf Zeit? – Blicke in die Zukunft	273
Aufhören: Im Dazwischen der Vielheiten	279
Epilog: In einer anderen Gemeinschaft	293
Bibliografie	299

Prolog: In der neunten Etage

Persönliche Geschichten begleiten meine Wissenschaft. Mein Text ist immer von mir gemacht. Deshalb will ich Ihnen zunächst die Geschichte erzählen, die mich für das Alter und Altern sensibilisierte und mich schliesslich das vorliegende Buch schreiben liess.

Die Geschichte spielt in einer kleinen Stadt und handelt von zwei Frauen. Irgendwo am Rande dieser kleinen Stadt steht ein Hochhaus, neun Stockwerke hoch, vielleicht in den 1970er-Jahren gebaut. Sichtbeton im rechten Winkel. «Alters- und Pflegeheim» steht geschrieben. Direkt über der Tür. Ich trete ein und fahre mit dem Fahrstuhl in die neunte Etage.

Zuoberst gibt es, wie auf allen anderen Stockwerken auch, einen langen Flur. Graues Linoleum, weisse Wände. Die Bilder fehlen. Tag und Nacht brennt das Licht. Es ist unangenehm hell. Neonröhren. Es riecht nach Desinfektionsmitteln, aber auch nach Urin, es riecht nach alten Menschen, es riecht nach Alter. Manchmal schreit jemand um Hilfe oder ruft Unverständliches.

Entlang des Flurs sind beidseitig vielleicht zehn oder auch mehr Türen angeordnet, wie viele spielt keine Rolle. Graue Türen. Gedämpfte Geräusche dringen durch diese Türen. Zu laute Fernsehgeräte. Schreie. Wer sich hinter diesen Türen befindet, weiss ich nicht, sie sind stets verschlossen, wenn ich komme. Wie es dahinter aussieht, glaube ich dennoch zu wissen. Ein Zimmer zu kennen reicht, um alle zu kennen. Ich weiss, hinter jeder Türe wohnt eine Frau, Männer hat es keine. Die Zimmer sind, so gut es auf zwölf Quadratmetern geht, mit einem Sofa und einem Tisch, einem Fernseher und einer Kommode, auf der Fotos stehen, eingerichtet. Das Bett gehört zum Zimmer. Es ist ein automatisches Bett, das muss man nehmen, wenn man hier wohnt. Auf dem Fussboden liegen schwere Teppiche, vor den Fenstern hängen dicke Vorhänge. Die Möbel sind für den kleinen Raum zu gross. Doch andere hat man nicht. Und neue zu kaufen, das lohnt sich nicht. Das ist das Zimmer meiner Grossmutter. Das ist

das Zimmer aller Frauen der neunten Etage. Es ist das Zimmer der Alters- und Pflegeheime.

Am Kopfende des Flurs steht ein Tisch. Auch er ist kalt und grau. Die Tischdecke fehlt. Stühle gibt es nicht viele. Die Frauen sitzen in Rollstühlen. Das ist das Wohnzimmer der Frauen der neunten Etage. Meine Grossmutter sitzt seit elf Uhr mit vier weiteren Frauen an diesem Tisch mitten im Flur. Sie sitzt jeden Tag hier, sobald sie aus dem Bett geholt worden ist. Manchmal ist das eben erst um elf. Die dünnen Haare stehen wirr. Gekämmt ist sie nicht. Dafür ist keine Zeit. Was sie macht? Was sie denkt? Wie es ihr geht? Ich weiss es nicht. Sie spricht nur mehr selten. Und was sie sagt, das verstehe ich nicht. Wer ich bin, das weiss sie nicht mehr. Sie sitzt einfach nur da, an diesem Tisch im Flur. Früher hat sie oft geweint. Und wenn sie Musik hörte, die grossen Opern, dann hat sie mitgesungen. Sie hatte eine schöne Stimme. Und beim Tanzen war sie glücklich.

Früher sind wir spazieren gegangen. Zuerst Hand in Hand. Später habe ich sie vor mir hergeschoben. Im Park gibt es einen Teich mit Enten. Aus Plastik. Meine Grossmutter lockt sie. Sie kommen nicht. Die Gleichgültigkeit der Enten macht meine Grossmutter wütend. Sie schimpft. Dann schreit sie. Später zeigt sie den Passanten ihren neuen Büstenhalter. Das Spazieren mit meiner Grossmutter ist peinlich. Ich bin ungeschickt. Darum bleiben wir fortan auf der neunten Etage.

Mir gegenüber sitzt eine andere Frau, deren Namen ich nicht kenne. Sie arbeitet. Eine Kiste steht vor ihr auf dem Tisch. Sie rollt die darin liegenden Bandagen zusammen. Sie arbeitet langsam und ungenau. Irgendwann ist sie trotzdem fertig. Eine Pflegerin kommt und nimmt ihr die Kiste weg. Auch sie spricht nicht. Stattdessen entrollt sie die Verbände vor den Augen der alten Frau. Diese schreit und weint. Danach beginnt sie von vorne. Die Pflegerin geht wieder. Sie muss arbeiten. Putzen, desinfizieren, Wäsche waschen, ankleiden, auskleiden, beim Essen helfen, Windeln wechseln, Wunden säubern, Zehennägel schneiden. In Punkten schreibt sie diese Arbeiten auf, damit sie den alten Frauen entsprechend verrechnet werden können. Sie müssen viel arbeiten, die Pflegerinnen. Sie sind zu wenige. Und sie verdienen schlecht. Doch warum, das frage ich mich noch immer, hat sich die Pflegerin nicht bei der Frau für das Aufrollen bedankt, sich umgedreht und erst dann die Bandagerollen, für die Frau nicht sichtbar, wieder geöffnet?

Früher, als meine Grossmutter noch selber bestimmen konnte, ist sie nie an diesem Tisch im Flur gesessen. Die alten Frauen haben ihr nicht gefallen. Unanständig gegessen hätten sie, dummes Zeug geschwätzt. Jetzt schiebt man sie hin und arretiert den Rollstuhl. Und dann wartet sie, bis man sie wieder in ihr Zimmer bringt. Meist ist das schon um vier, gleich nach dem Abendessen. Dann bringt man sie wieder ins Bett. In der Nacht wird sie gewendet.

Warum sie hier ist, in diesem Alters- und Pflegeheim, das hat meine Grossmutter nicht verstanden. Die ersten Wochen ist sie wiederholt losgezogen, um nach Hause zu gehen. Mitten in der Nacht. Im Schlafanzug und ohne Schuhe. Geblieben ist sie erst, als sie beruhigende Medikamente bekam. Spät und vielleicht zu spät ist sie umgezogen oder besser: ist sie umgezogen worden. Erst als sie nicht mehr ass, sich nicht mehr wusch, die Menschen im Fernsehen bei ihr zu Besuch waren und die Frau im Spiegel sie bedrohte, erst dann ist sie gegangen. Denn sie wollte bleiben, in ihrer Familienwohnung, die schon lange keine mehr war. Zuerst mit ihrem Ehemann, dann, als dieser starb, alleine.

Nach einer Stunde gehe ich. Die Langeweile plagt mich. In einer Woche oder vielleicht auch in zwei, werde ich wieder kommen. Weil sich das so gehört.

Seither sind beinahe 20 Jahre vergangen. Damals war ich jugendlichem Idealismus verhaftet, ich war Weltverbesserin. Ein Altersheim wollte ich gründen. Das habe ich nicht gemacht. Stattdessen habe ich Volkskunde studiert. Aus mir ist eine ethnografisch arbeitende Kulturwissenschaftlerin geworden.

Das Alters- und Pflegeheim heisst heute Alterszentrum und trägt den programmatischen Untertitel «Lebensqualität im Alter». Daneben ist ein Gesundheitszentrum entstanden. Was damals war, ist heute so nicht mehr.

Meine Grossmutter ist gestorben. Die andere Frau bestimmt auch. Und mit ihnen die ganze neunte Etage. Doch ihre Geschichten haben mich begleitet. Sie haben mich aufhorchen lassen. Sie haben meine Sinne geschärft. Und sie haben mich dazu motiviert, das Alter und Altern zu meiner Doktorarbeit zu machen. Entstanden ist eine Arbeit, deren Geschichte nicht im Alters- und Pflegeheim spielt. Das Thema aber ist dasselbe geblieben.

Wie ich vom Alters- und Pflegeheim in die Haus- und Wohngemeinschaften gefunden habe, möchte ich Ihnen nun erzählen. Davor möchte ich mich aber bei all denjenigen bedanken, die mich während meiner Promotionsjahre begleitet haben.

Ohne meine Gesprächspartnerinnen und -partner wäre die vorliegende Arbeit nicht entstanden. Danke, für die intensiven Gespräche, das Vertrauen und die Offenheit. Danke dafür, dass ich aus ihrem erzählten Leben meine Doktorarbeit schreiben durfte.

Meinem Lebenspartner möchte ich dafür danken, dass er meine Promotionslauen ertragen und geduldig begleitet hat. Unsere beiden Söhne haben mich jeden Tag daran erinnert, dass es sich lohnt, den Schreibtisch zu verlassen.

Nicht zuletzt geht mein Dank an Prof. em. Dr. Ueli Gyr, dessen Schülerin ich definitiv bin, an meinen Doktorvater Prof. Dr. Thomas Hengartner und meine Zweitbetreuerin Prof. Dr. Gabriela Muri. Sie haben meine Gedanken sortiert, wenn ich Hilfe suchte, und mich selbständig denken lassen, wenn ich frei sein wollte. Sie haben mir Zeit und Raum ermöglicht. Thomas Hengartners Tod nur

wenige Wochen vor dem Ende meiner Arbeit erschütterte mein wissenschaftliches Selbstverständnis und machte mich tief betroffen. Er hat mich gelehrt, quer zu denken, und mir gezeigt, dass Wissenschaft lachende Herzenssache ist. Danke, Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann, für das umsichtige und wohlwollende Einspringen in letzter Minute.

Anfangen: (Ver-)Ortungen im Gegenstand

Gegenwärtig entwickeln sich neue Wohnformen für das Alter:¹ Haus- und Wohngemeinschaften – kurz HGs und WGs.² Zwischen Voyeurismus, Exotik, romantisierter Utopie und 68er-Nostalgie sind diese Altersgemeinschaften zu Medienlieblingen avanciert: Sie finden sich in Zeitungsartikeln und Zeitschriften, dokumentarischen Fernsehbeiträgen, Romanen oder Kinofilmen – etwa in Leonie Ossowskis Roman «Die schöne Gegenwart», in Alice Agneskirchners Doku-Soap «Silver-Girls – Die Alten-WG», in Roland Kirbachs Feuilletonbeitrag «Ab in die WG» oder in Ralf Westhoffs Komödie «Wir sind die Neuen».³

Die Geschichten erzählen von jungen, aktiven Alten, die zusammenwohnen, lachen, essen, gärtnern, die mitten im Leben stehen und einander intellektuell und emotional bereichern. Sie erzählen von stadtnahen, aber doch ruhig gelegenen Grundstücken, von grosszügig gebauten Jugendstilvillen mit Parkanlage, von gemeinsam organisierten Kulturabenden, von Sommerfesten und manchmal auch von Schmetterlingen im Bauch. Die Geschichten erzählen aber auch

- 1 Die vorliegende Einführung wurde bereits über Passagen hinweg wortwörtlich in folgendem Text von mir abgedruckt: Rebecca Niederhauser: Neue Wohnformen für ein neues Alter(n)? Der Text setzt sich mit kulturellen Verhandlungen von Alter am Beispiel der Wohngemeinschaft auseinander und denkt Alter und Wohnen zusammen. Deshalb ist der Text nicht nur an dieser Stelle, sondern ebenso auf dem Plateau *Intermezzo: Wohnen im Alter – Altern im Wohnen* teilweise wortwörtlich abgedruckt.
- 2 In Hausgemeinschaften bewirtschaften mehrere nicht miteinander verwandte Personen gemeinsam ein Haus, in dem jede und jeder seine eigene Wohnung hat. In einer Wohngemeinschaft hingegen bewohnen mehrere nicht miteinander verwandte Personen eine Wohnung oder ein Haus, in der oder dem jede und jeder ein oder zwei private Zimmer hat. Zusätzlich befinden sich sowohl in den Haus- als auch in den Wohngemeinschaften Gemeinschaftsräume, die von allen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern genutzt werden.
- 3 Vgl. dazu: Leonie Ossowski: Die schöne Gegenwart; Alice Agneskirchner: Silver-Girls – Die Alten-WG; Roland Kirbach: Ab in die WG sowie Ralf Westhoff: Wir sind die Neuen.

vom gemeinsamen Altern, vom füreinander Dasein und schliesslich auch vom Sterben.

Auch im Alltag sind die Altersgemeinschaften längst angekommen. Wer sich umhört, begegnet schnell Menschen, die von Haus- und Wohngemeinschaften erzählen, vom gemeinsamen Wohnen im Alter schwärmen und von ebenjenen medial vermittelten Geschichten träumen.

In die Haus- oder Wohngemeinschaft, so scheint es, möchten viele ziehen, davon zeugen auch die unzähligen Zeitungsannoncen. Pro Senectute Schweiz wird diesem Umstand mit einer Vermittlungsplattform für Haus- und Wohngemeinschaftsinteressierte gerecht, die Genossenschaft Zukunftswohnen fungiert als Koordinations- und Beratungsnetzwerk für entsprechende Wohnformen und die Age Stiftung fördert Wohnprojekte mit innovativem Charakter.⁴

Die bereits bestehenden Gemeinschaften gelten als zukunftsweisende Modelle im Umgang mit der doppelten demografischen Alterung, deren gesellschaftliche Überalterungsängste zunehmend auch die Wohnkultur betreffen. Auch hier tun die Medienbeiträge das ihrige: Die professionell gestaltete Website der Hausgemeinschaft im Stürlerhaus, die mit dem Age Award preisgekrönte Hausgemeinschaft Solinsieme oder das halbe Dutzend Beiträge zur WG Eichhorn – der in der Schweiz wohl bekanntesten Wohngemeinschaft – erwecken den Eindruck, Haus- und Wohngemeinschaften seien zur Alterswohnform schlechthin geworden.⁵

In diese Richtung deuten auch die seit den 2000er-Jahren zunehmenden (populär) wissenschaftlichen Publikationen: etwa der Projektbeschrieb «Neue Wohnform für Mutige» von Margareta Hehl und Barbara Zohren; die Dokumentation «Weiber wirtschaften» von Annerose Sieck; die journalistische Arbeit «Lebensträume kennen kein Alter» von Dorette Deutsch; der Age Report «Traditionelles und neues Wohnen im Alter» des Schweizer Gerontologen François Höpflinger oder der von Andreas Huber in Zusammenarbeit mit dem ETH Wohnforum herausgegebene Sammelband «Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte».⁶

4 Vgl. dazu: Wohnform 50plus: www.wohnform50plus.ch/d/index.cfm (5. 6. 2018); Genossenschaft Zukunftswohnen: www.zukunftswohnen.ch (5. 6. 2018) sowie Age Stiftung: www.age-stiftung.ch (5. 6. 2018).

5 Vgl. dazu: Hausgemeinschaft Stürlerhaus: <https://stuerlerhaus.ch> (5. 6. 2018); Hausgemeinschaft Solinsieme: www.solinsieme.com (5. 6. 2018) sowie Wohngemeinschaft Eichhorn: www.wgeichhorn.ch (5. 6. 2018). Vgl. zur Medienberichterstattung: Roger Anderegg: «Wir suchen das richtige Mass zwischen Nähe und Distanz» sowie Susanne Wagner: Reif für die WG.

6 Vgl. dazu: Margareta Hehl und Barbara Zohren: Neue Wohnform für Mutige; Annerose Sieck: Weiber wirtschaften; Dorette Deutsch: Lebensträume kennen kein Alter; François Höpflinger: Traditionelles und neues Wohnen im Alter sowie den Sammelband: Andreas Huber (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte.

Der medialen und alltäglichen Präsenz gegenüber steht die gerontologische Einschätzung, die den Siedlungs- und Hausgemeinschaften zwar Aufmerksamkeit schenkt, den Wohngemeinschaften statistisch aber bis heute wenig Potenzial für zukünftiges Wohnen im Alter zuspricht. So haben die Haus- und Wohngemeinschaften zwar eine vermehrte Akzeptanz erhalten, für einen Umzug in die Gemeinschaft aber entscheiden sich dennoch die wenigsten.⁷ Bestandsaufnahmen und Bedarfsanalysen zeigen: «Während das autonome, gesunde Rentenalter gegenwärtig durch eine starke Konzentration auf Kleinhaushalte von ein bis zwei Personen bestimmt ist, nimmt vor allem im hohen Lebensalter der Anteil an Heimbewohnern rasch zu.»⁸ So liegt der Anteil gemeinschaftlicher Wohnformen in der Schweiz laut François Höpflinger bei lediglich ein bis zwei Prozent.⁹ Dass die Haus- und Wohngemeinschaften dennoch in aller Munde sind, hat tatsächlich wenig mit den realiter gelebten Wohnalltagen zu tun. Zur Wohnform von Gewicht werden sie erst als Verhandlungsorte eines Alters im Umbruch. Als neue Wohnform verweisen sie damit auf ein sich veränderndes Altern: Neue Biografien führen zu einer Differenzierung des Alters und damit der Wohnweisen. Das macht die Haus- und Wohngemeinschaften für mich zum begehrenswerten Forschungsgegenstand.

In den gemeinschaftlichen Wohnweisen manifestieren sich die neu verhandelten Deutungen von Alter und Altern. Gemeinschaftliche Wohnformen für das Alter sind also Ausdruck eines Alters im Umbruch. Dem unterliegen zwei Annahmen: Erstens dass das Alter ein kulturelles Konstrukt ist. Das Alter soll damit nicht länger als biologische Essenz definiert werden. Stattdessen soll es als etwas Gemachtes, etwas Konstruiertes, als kulturelle Variable verstanden werden, deren Ordnungen es zu erforschen gilt. Ein an Michel Foucault angelehnter Dispositivbegriff kann als Denkfigur helfen, das Alter jenseits von Biologismen zu beschreiben.¹⁰ Damit richtet sich der Fokus auf die Konstruktionen des Alters, wie sie im deutschsprachigen Raum massgeblich von Klaus R. Schroeter unter dem Begriff *Doing Age* gedacht werden.¹¹ Darauf verweist auch die in der kulturwissenschaftlichen Altersforschung gängige Schreibweise «Alter(n)» – das ist Alter und Altern, das ist Sein und Werden zugleich. Wenn ich über das Alter schreibe, so denke ich die Altersprozesse also stets mit. Das Klammer-n verweist aber auch kritisch auf die überholte Natur-Kultur-Dichotomie, die

7 Vgl. dazu: François Höpflinger: *Traditionelles und neues Wohnen im Alter*, S. 106.

8 Ders.: *Wandel des Alters*, S. 6.

9 Vgl. dazu: ders.: *Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter*, S. 157.

10 Vgl. zum Dispositiv: Michel Foucault: *Das Spiel des Michel Foucault*.

11 Vgl. zur Entwicklung des sozialkonstruktivistisch fundierten Konzepts des *Doing Age*: Klaus R. Schroeter: *Altersbilder als Körperbilder*; ders.: *Korporale Theatralität*; ders.: *Die Normierung alternder Körper*; ders.: *Zur Symbolik korporalen Kapitals in der «alterslosen Gesellschaft»* sowie ders. und Harm-Peer Zimmermann: *Doing Age on Local Stage*.

die Beschäftigung mit dem Alter begleitet, und verhilft dem Alter zugleich zu einem kulturwissenschaftlichen Plural im Dazwischen. Dass dennoch auf die poststrukturalistisch anmutende Schreibweise verzichtet wird, ist allein der Lesbarkeit geschuldet. Erlaubt sei mir das, weil ich damit, anders etwa als bei der alleinig männlichen Schreibweise, niemanden ausschliesse. Um dennoch gelegentlich an die Mehrstimmigkeit und Prozesshaftigkeit zu erinnern, erscheint im Text ab und an eine Doppelung: Alter und Altern. Ansonsten erlaube ich mir abzuwechseln, wo angebracht mal Alter als Substantiv, mal altern als (substantiviertes) Verb zu verwenden, ohne je das eine oder andere auszuschliessen.

Zweitens unterliegt dem die Annahme, dass Wohnformen Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen sind, wie die Grazer Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Katschnig-Fasch für die Wohnkulturforschung wegweisend herausarbeitet, wenn sie schreibt, dass sich in den Wohnformen zweierlei zeige: zum einen der gesellschaftlich-kulturelle Zustand, sein Wandel, seine Ideologie sowie seine Machtstruktur; zum anderen die Antworten der Menschen darauf.¹²

Wie werden Alterswirklichkeiten konstruiert? Worin manifestieren sie sich? Wie verhandeln und deuten als alt bezeichnete Menschen ihr Altern? Was hat es mit den gemeinschaftlichen Wohnformen auf sich? Wer zieht in die Gemeinschaft? Warum? Und wie hängen Wohnen und Alter überhaupt zusammen?

Ich versuche, die Haus- und Wohngemeinschaften als Verhandlungs- und Deutungsorte des Alters und Alterns zu verstehen – ich blicke in die Wohnkulturen der Gemeinschaften hinein und verstehe sie zugleich als Orte des Alters und Alterns. Die Haus- und Wohngemeinschaften sind damit nicht nur gemeinsame Wohnalltage, sondern immer auch und ebenso Alterserzählung. Sie sind ebenso Performanz, die Alter narrativ herstellt, Räume der Verhandlungen und Deutungen von Alter sowie der Praktiken von Altern.

Gefragt sind damit Denkfiguren, die die machtvolle Konstruiertheit von Wirklichkeit in ihrer kulturellen Komplexität innerhalb ihres Beziehungsgeflechts zu reflektieren und interpretieren vermögen, sowie dichte, das heisst, multiperspektivisch-kontextuelle, situative, prozessuale und reflexive methodische Verfahren mit besonderer Nähe zu den Forschungssubjekten. Der ethnografisch-kulturanalytische Zugang stellt die Subjekte ins Zentrum, ohne dabei den Kontext zu vernachlässigen. Dieser verstehende Zugang macht kulturelle Bedeutungsstrukturen und Sinnzusammenhänge, Mächtigkeiten und Ordnungen aus der Innenperspektive der Menschen sichtbar.

In Forschungsgesprächen frage ich nach Alltagskulturen, selbstverständlichem Handeln, Erleben und Deuten des Alters innerhalb der Haus- und Wohngemeinschaften. Damit will ich induktiv aus der Innenperspektive einen verstehen-

¹² Vgl. dazu: Elisabeth Katschnig-Fasch: *Möblierter Sinn*, S. 20.

den Zugang zu Selbstdeutungen und Verhandlungen des Alters am Beispiel der Haus- und Wohngemeinschaften versuchen. Gefragt ist deshalb ein methodisches Verfahren, das eine besondere Nähe zu den Forschungssubjekten aufweist und subjektive Lebensentwürfe, Deutungs- und Handlungsmuster zu ermitteln vermag, wie es die Wiener Kulturwissenschaftlerin Brigitta Schmidt-Lauber für das qualitative Interview und dessen dichte Beschreibung skizziert.¹³

Es gibt also verschiedene Arten, meinen Text zu lesen. Sie finden darin Reflexives, Theoretisches, Methodisches und vor allem Empirisches: In den Gesprächsausschnitten können Sie lesen, wie die Gesprächspartnerinnen und -partner in den Forschungsgesprächen Zusammenhänge herstellen, Deutungen etablieren, Verhandlungen darstellen, wie im Gespräch Sinn entsteht. In den Analysesequenzen hingegen übernehme ich die Herausarbeitung von Bedeutungsstrukturen, Ordnungen und Mächtigkeiten, hier deute und verhandle ich als Wissenschaftlerin.

Meine Analyse ist aber nicht linear-chronologisch, sondern eher zirkulär-dekonstruierend. Deshalb finden Sie im Text laufend Verweise auf bereits Vergangenes oder aber auf noch Kommendes. Blättern während des Lesens ist also erwünscht. Und zur Not hilft das Inhaltsverzeichnis zur Orientierung. Die rhizomatische Konzipierung des Textes hat den Vorteil, dass sich alle Plateaus, Ordnungen und Verdichtungen für sich alleine lesen lassen, führt mitunter aber auch zu Redundanzen: Wenn Sie also Gesprächsausschnitte mehrmals an verschiedenen Stellen lesen, dann nicht, weil es mir an Material mangelte oder ich unsorgfältig gearbeitet hätte, sondern weil meine Analyse Mehrdeutigkeiten zulässt, um so der Vielstimmigkeit und der Komplexität der Alterswirklichkeiten und Wohnalltage wenigstens ein bisschen näher zu kommen.

Das versuche ich auf drei Plateaus: *Alter und Altern: Verhandelte Deutungen* fragt zuerst nach den Konstruktionen alltäglicher Alterswirklichkeiten. *Wohnen: Gemeinschaftliche Manifestationen* fragt sodann zuletzt nach den Wohnalltagen in den Haus- und Wohngemeinschaften. Und dazwischen findet sich das Plateau *Intermezzo: Wohnen im Alter – Altern im Wohnen*, das beides – Wohnen und Alter – zusammendenkt.

Die Plateaus fallen unterschiedlich aus. Das ist der Thematik geschuldet, Alter ist etwas anderes als Wohnen. Geht es beim Alter und Altern um Konstruktionen, Performanzen, Praktiken und Technologien, gestaltet sich das Wohnen eher deskriptiv. Doch sind nicht die Beschreibungen an sich, sondern die darin vorhandenen Manifestationen von Wichtigkeit.

13 Vgl. zum qualitativen Interview: Brigitta Schmidt-Lauber: Die Kunst des Reden-Lassens sowie zur dichten Beschreibung: Clifford Geertz: Dichte Beschreibung.

Was Sie im Folgenden erwartet, ist keine grosse Erzählung. Ich schreibe rhizomatisch.¹⁴ Sie begegnen vielen Stimmen, die gemeinsam erzählen und miteinander in den Dialog treten.¹⁵ Denn ich bin eine poststrukturalistisch denkende, ethnografisch arbeitende, an der Semiotik der Alltagskultur interessierte Volkskundlerin. Damit bin ich unmittelbar und unausweichlich in meine Forschung verstrickt.¹⁶ Dass ich im Text vorkomme, ist also kein Zufall, sondern bewusst gewählt. Sie sollen verstehen, wie ich selbst in den analytischen Prozess involviert bin. Selbstethnografisches läuft also stets mit.

Sollten Sie einen Atlas oder Ratgeber suchen, sind Sie hier falsch. Es geht nicht darum, die gemeinschaftlichen Wohnprojekte zu kartografieren. Es geht nicht darum, die Haus- und Wohngemeinschaft zu empfehlen und mit Tipps zur Seite zu stehen. Eine Gebrauchsanleitung finden Sie hier also nicht. Hierzu gehört auch, dass Sie weder herleitende noch vollständige Literaturüberblicke von mir bekommen. Stattdessen finden Sie ausgewählte Titel in den Fussnoten. Diese zu lesen, lohnt sich deshalb alleweil.

Bevor ich Sie nun auf die Plateaus entlasse, baue ich mein Denkgerüst und verorte mich im Gegenstand – zwischen Theorie und Empirie, Gerontologie und Kulturwissenschaft, Alter und Wohnen. Kommen Sie darum für einen Moment mit in meine Werkstatt. Schauen Sie sich meine Werkzeuge an, stöbern Sie in meinem Denken. Blättern Sie in meinen Zetteln, Karteikästen, Datenbanken, Ordnern, Notizbüchern und Gedanken, lernen Sie meine Katze kennen und sagen Sie es niemandem, dass ich mit Gaston Lagaffe spreche, Solitär spiele und nochmals einen Kaffee trinke. Schauen Sie mir beim Schnitzen meiner Figuren über die Schultern. Nehmen Sie sich einen Moment Zeit und lernen Sie mich kennen. Ich möchte Ihnen verraten, wer ich bin, bevor ich Sie in mein Buch entlasse. Sie sollen sich darin wohl fühlen und zurechtfinden.

Auf dem Plateau *Anfangen: (Ver-)Ortungen im Gegenstand* erhalten Sie deshalb in zwei Ordnungen das nötige theoretische und methodische Werkzeug, um die gemeinschaftlichen Wohnweisen als Manifestationen neu verhandelter Deutungen von Alter und Altern zu verstehen. Danach sind Sie gerüstet für die Altersgemeinschaften.

Die Ordnung *Alter und Wohnen: Kulturwissenschaftliche Zugänge* nimmt Sie also zunächst mit auf einen Spaziergang durchs Alter und erklärt Ihnen unterwegs das Alter als kulturelle Variable. Sodann sind Sie in die Haus- und Wohn-

14 Vgl. zum Rhizom: Gilles Deleuze und Félix Guattari: Rhizom.

15 Vgl. zur Dialogizität und Polyphonie als Modi der Textproduktion: James Clifford: Halbe Wahrheiten, S. 120.

16 Vgl. zu meiner Beteiligung am Text: Brigitta Schmidt-Lauber: Die Lust des Forschers auf das Feld.

gemeinschaften eingeladen. Dort lernen Sie das Wohnen entlang gesellschaftlicher Umbrüche als Anzeiger kultureller Ordnungen kennen.

Die Ordnung *Zu einer ethnografischen Dispositivanalyse* greift sodann methodisch-methodologische Fragen auf. Hier lernen Sie meine Gesprächspartnerinnen, meine Gesprächspartner und mich kennen.

Alter und Wohnen: Kulturwissenschaftliche Zugänge

Im Altersheim meiner Grossmutter bin ich längst nicht mehr zu Besuch. Doch seit ich es verlassen habe, bleibt das Alter für mich nicht mehr hinter verschlossenen Türen. Seit ich meine Doktorarbeit schreibe, begegne ich ihm überall. Begleiten Sie mich einen Moment auf meinem wissenschaftlichen Spaziergang durch das Alter und kommen Sie mit, wenn ich das erste Mal zu Besuch in den Haus- und Wohngemeinschaften bin.

Zunächst begegne ich Menschen. Menschen, die mit mir durch die Strassen gehen. Menschen, die hasten, Menschen die schlendern. Menschen, die reden, diskutieren und debattieren. Menschen, die telefonieren. Menschen, die essen. Menschen, die lachen. Menschen in Jeans und solchen mit Krawatte. Menschen in braunen Faltenhosen, cremefarbenen Hemden, olivgrünen Pullundern und buntgestrickten Decken auf den Knien. Und solchen in freizeitorientierter Funktionskleidung mit Rucksack und Wanderschuhen. Menschen mit grauen Haaren und Menschen mit Falten. Manche brauchen eine Gehhilfe und manche eine Begleitung. Andere nicht. Und wieder andere sind mit ihren Enkelkindern unterwegs. Manche zittern, andere hinken. Und viele nicht. Ich begegne verliebten und einsamen Menschen. Ich begegne engagierten und initiativen Menschen, die sich kümmern und ehrenamtlich betätigen, Migrantinnen in Deutsch unterrichten oder den Mittagstisch betreuen. Ich begegne unterschiedlichen Menschen und ebensolchen Alltagsmenschen. Ich begegne alten Menschen. Ich begegne alten Körpern. Ich begegne Alten. Ich begegne dem Alter. Ich sehe es. Ich höre es. Ich rieche es.¹⁷

Immer häufiger folge ich den Menschen von der Strasse in ihre Wohnung. Ich erhasche Blicke hinter die verschlossenen Türen. Manchmal gehe ich zu Besuch. Ich sehe in Wohnungen von Menschen, die alleine wohnen, und von solchen, die mit ihrer Partnerin oder ihrem Partner wohnen, in Stadtwohnungen oder in Einfamilienhäusern auf dem Land. Ich treffe auf Menschen, die in Seniorenresidenzen, Alterszentren oder Pflegeheimen wohnen. Und

17 Vgl. zur sinnlichen Wahrnehmung in der Ethnografie: Regina Bendix: Was über das Auge hinausgeht.

neuerdings manchmal auch auf solche, die in Haus- und Wohngemeinschaften wohnen. Sie wohnen in Neubausiedlungen am Stadtrand und in alten Villen mit Parkanlage und Seanschluss. Sie teilen sich eine Wohnung oder ein Haus, begegnen sich in Gemeinschaftsräumen und ziehen sich in die privaten Zimmer zurück, sie gestalten ihre Wohnalltage gemeinsam: Sie essen zusammen, wechseln sich beim Putzen ab, gehen gemeinsam ins Kino, sie streiten sich aber auch, ziehen wieder aus oder scheitern bei der Suche nach Objekten und Geldgebern. Sie entwerfen und skizzieren, sie konzipieren, organisieren und planen. Sie denken und reden zusammen und sind doch Individualisten. Meist treffe ich auf Frauen in der nahehelichen, nachfamiliären und nachberuflichen Lebensphase. Sie leben in Gemeinschaft zwischen Nähe und Distanz, sie sind gemeinsam nicht alleine.

Aber nicht nur auf der Strasse und hinter verschlossenen Türen begegne ich dem Alter. Ich finde es überall: in Geschäften beim Einkaufen, in der Kantine beim Mittagessen und abends in der Bar, beim Zufahren, am Flughafen und im Schwimmbad, beim Durchblättern von Zeitschriften beim Arzt, in Werbebroschüren im Briefkasten, in Kleinanzeigen im Supermarkt und als Pop-ups im Internet, in Ausstellungen, im Kino, im Theater und in Romanen, in politischen Diskussionen und Abstimmungsergebnissen, in Gesetzestexten, in Podiumsdiskussionen und Studiengängen, in Redensarten, Ratgebern und Witzen, in Talkshows, Nachrichtensendungen und Dokumentarfilmen, in Vereinen, Institutionen, Stiftungen, Beratungsstellen und Informationsveranstaltungen, in Rockgruppen, Fachmessen, Theorien, Modellen, Konzepten, Studien und in der Wissenschaft: der Gerontologie und der Geriatrie.

Dass ich dem Alter überall begegne, ist kein Zufall, sondern vielmehr der aktuellen Zeitdiagnose geschuldet: Noch nie wurden Menschen so alt. Und noch nie gab es so viele alte Menschen. Die Bevölkerungswissenschaft spricht von einer doppelten demografischen Alterung.¹⁸

Ich lese von der demografischen Überalterung, von der Pflegefalle und vom Wirtschaftsfaktor, von Defiziten und Demenz, Langzeitpflege und Multimorbidität, von Kompensationen und Kompetenzen, Aktivitäten und Freiheiten, von Verantwortung und Pflicht, Selbständigkeit und Konsum. Ich lese vom jungen Alter und von Hochaltrigkeit. Ich lese von Pflege und Betreuung, von

18 Die folgenden Überlegungen zur doppelten demografischen Alterung finden sich teilweise wortwörtlich bereits in meinem Text: Rebecca Niederhauser: «So turne halt nicht so viel, dann wirst du nicht so alt!», S. 46–49 sowie in stark gekürzter Form in: dies.: «Ich kann das Alter(n) nicht definieren», S. 120. Vgl. zur doppelten demografischen Alterung im Allgemeinen: Andreas Kruse und Hans-Werner Wahl: Zukunft Altern, daraus insbesondere das Kapitel «Demografische Schlüsselaspekte und Konsequenzen», S. 29–76 sowie Ursula Lehr: Demografischer Wandel.

Carearbeit und Gesundheitszentren. Ich lese von Pathologien und Altersprozessen. Ich lese von Plastizität und Funktionalismus, von der Dynamik gesunden Alterns, von Risiken und Prävention, von Qualität und Erfolg. Ich lese vom guten und gelingenden Altern.

Ordnungs- und Deutungsangebote sind reichlich verfügbar. Das Alter wird unermüdlich ver- und behandelt. Und am Wissen über das Alter wird fleissig gearbeitet. Denn der gerontologische Zugriff auf das Alter zielt auf dessen Verbesserung und essenzialisiert es als biologische Tatsache. Was also hat es mit dem gerontologischen Heilsversprechen der Altersoptimierung auf sich? Davon handelt die Verdichtung *Überlegungen zu einer Zeitdiagnose* ebenso wie von Hoffnungen und Ängsten der demografischen Prognosen. Ich nehme Sie also mit auf einen wissenschaftlichen Rundgang durch das Alter, um mit Ihnen einige Überlegungen zur Zeitdiagnose der doppelten demografischen Alterung und zum gerontologischen Zugriff auf das Alter zu machen.

Auf meiner Tour d'Horizon durch das Alter begegne ich zwei Arten von Altersakteuren: denkenden, sprechenden, handelnden und materialisierenden Menschen in ihrer alltäglichen Wirklichkeit auf der einen Seite; auf der anderen Seite Gesagtem, Geschriebenem, Verbildlichtem sowie Verdinglichtem, das festschreibt und anleitet. Zusammen flechten sie das Netz, konstruieren sie den Begriff: das Alter. Zusammen verhandeln sie die Alterswirklichkeit. Sie verhandeln miteinander, aber sie verhandeln nicht gleich. Vielmehr ist das Denken, Sprechen, Handeln und Materialisieren der Akteure von Macht durchtränkt. Alterskultur(en): Das sind institutionelle Befindlichkeiten und subjektive Entwürfe, gesellschaftliches und je eigenes Altern.

Warum also rollt die Pflegerin aus dem Prolog die Verbände nicht hinter dem Rücken der alten Frau wieder auf? Was haben die Werbeplakate, die Ratgeber, die Gehhilfen, die Menschen auf der Strasse, die Dokumentarfilme und die Gesetzestexte gemeinsam? Wer definiert und interpretiert das gesellschaftliche Altern? Wie sind all die einzelnen Elemente, die mir begegnen, miteinander verbunden? Und warum weiss ich, wie das Alter aussieht, wie es riecht? Wie werden Menschen als alte Menschen hervorgebracht? Wie wird der Begriff Alter konstruiert? Wer spricht über das Alter? Und wie wird über das Altern gesprochen? Vor allem aber: Wer sind die alten Menschen? Wie verhandeln als alt bezeichnete Menschen das gesellschaftliche Altern und wie deuten sie ihr eigenes Alter? Wie gehen sie in ihrem Alltag mit dem an sie herangetragenen Alter um? Wie eignen sie sich dieses an, wie verändern sie es und wie werden sie dadurch selbst zu Wirklichkeitskonstrukteuren? Und vor allem: Wie erfahren sie ihr je individuelles Altern? Kurz: Wie sehen alltägliche Alterswirklichkeiten aus? Von kulturwissenschaftlichen Zugängen, die den Fokus auf die Herstellung, auf die Performanzen und die Praktiken legen, handelt die Verdichtung

Zur Konstruktion alltäglicher Alterswirklichkeiten. Ich zeige Ihnen also mithilfe des foucaultschen Dispositivbegriffs, den ich mit dem von Klaus R. Schroeter in der deutschsprachigen Gerontologie eingeführten sozialkonstruktivistischen Konzept des Doing Age verknüpfe, wie ein kulturwissenschaftlicher Zugriff auf das Alter gelingen kann.

Doch will ich nicht alleine das Alter verstehen. Ebenso bin ich am Wohnen interessiert. Warum begegne ich ausgerechnet jetzt Haus- und Wohngemeinschaften? Warum entstehen gerade jetzt neue Wohnformen fürs Alter? Wie reihen sie sich in die Chronologie alternativen Wohnens ein? Und vor allem: Wie hängen sie mit dem Altern zusammen? Wie kann ich das Wohnen beschreiben? Wie die Räume und die Dinge zusammendenken? Wie das Zusammenleben jenseits von Partnerschaft und Familie beschreiben? Wenn sich im Wohnen kulturelle Zustände manifestieren und sich darin ebenso die Antwort der Menschen darauf abbildet, dann lässt das Erscheinen der Altersgemeinschaften auf gesellschaftliche Strukturen schliessen. Die Haus- und Wohngemeinschaften sind in dieser Deutung also immer auch Kritik am bisherigen Alter und an den Mächtigkeiten, die die Wahrheit über das Alter besitzen. Damit weisen sie auf ein Alter im Umbruch. Wie diese Neuverhandlungen und -deutungen des Alters aussehen, wie sich Wohnen und Alter zusammendenken lassen und was es mit der Gemeinschaft auf sich hat, wie die Haus- und Wohngemeinschaften Ausdruck eines neuen Alters und Alterns sind, davon handelt die Verdichtung *In welchen Zeiten leben wir? Wohnkulturforschung*. Abschliessend erkläre ich Ihnen also mithilfe der Kulturwissenschaftlerinnen Elisabeth Katschnig-Fasch und Johanna Rolshoven, inwiefern alternative Wohnweisen immer mit gesellschaftlichen Umbrüchen zusammenhängen und wie sich die Dingbedeutsamkeit und Raumkultur dazu eignen, das Wohnen beschreibbar zu machen.

Überlegungen zu einer Zeitdiagnose

Als Bevölkerungswissenschaft beschäftigt sich die Demografie mit der Zusammensetzung von Bevölkerungen innerhalb zuvor festgelegter Räume, zumeist sind dies Länder. Gezählt werden Frauen und Männer, In- und Ausländer, Kinder und Alte, Geburten und Todesfälle. In Prozenten und Durchschnitten werden die Kinder je Frau, die Scheidungsraten oder die Lebenserwartungen angegeben. In Quotienten wird verglichen: Erwerbstätige mit Nichterwerbstätigen, Junge mit Alten. Doch sind nicht allein die Zahlen von Interesse. Wichtiger sind die Verhältnisse der einzelnen erhobenen Gruppen zueinander. In Grafiken, Bildern und Diagrammen werden diese Quotienten im historischen Verlauf dargestellt und für die Zukunft prognostiziert.

Der demografische Übergang hat seinen Ursprung in der bürgerlichen Moderne: Zunächst stabilisiert sich die Sterblichkeitsrate, später beginnt die Geburtenrate zu sinken und schliesslich steigt die Lebenserwartung. Die Altersstruktur der Bevölkerung verschiebt sich so nach oben und der Anteil an jüngeren Menschen sinkt.¹⁹ Verstärkt wird diese Entwicklung vorübergehend durch die unterdessen alternden Babyboomer, das heisst durch die geburtenstarken Jahrgänge der Nachkriegszeit, die ihrerseits ein tiefes Geburtenniveau haben.²⁰

So lautet die aktuelle Gesellschaftsdiagnose: Das Durchschnittsalter liegt bei 41,6 Jahren, die Zahl der Geburten bei 1,5 Kindern je Frau und die Lebenserwartung je nach Geschlecht bei 84,7 respektive 80,5 Jahren. Das ergibt einen Altersquotienten von fast 30 Prozent. 2050, so die Prognose, wird gar die Hälfte der Bevölkerung über 50 Jahre alt sein. Das sind die Zahlen der Schweiz, vergleichbar sieht es in Deutschland und den übrigen postindustriellen Nationen aus.²¹

Doch wer kommt überhaupt auf die Idee, eine Gesellschaft zu vermessen? Wer bestimmt, wie eine Gesellschaft auszusehen hat? Dahinter verbirgt sich die aus dem 19. Jahrhundert stammende idealtypische Vorstellung dessen, wie eine Nation zusammengesetzt zu sein hat. Biopolitik nennt Michel Foucault diese regulierte und disziplinierte Sorge um jeden einzelnen Körper zum kontrollierten Wohle der gesamten Bevölkerung.²² Körpertechnologien dressieren, normieren und disziplinieren die Menschen und formen so eine Bevölkerung, die als demografische Grösse erscheint. «Legitimiert als Sorge um das Wohlergehen der Gesamtbevölkerung wie jedes Einzelnen, [...] rückt Biopolitik den Körper ins Visier einer Gouvernamentalität, die auf [...] die Maximalisierung des Lebens und auf die Verantwortung des Lebens zielt.»²³

Heute trägt die Biopolitik freilich ein zeitgemässes Kostüm: Die Einzelnen arbeiten als Unternehmer ihrer selbst am eigenen Körper.²⁴ Gesundheit zielt so über die Sozialpolitik auf die Nationalökonomie ab. In der somatischen Gesellschaft sind Gesundheit, Fitness, Power und Wellness Heilsversprechen der Selbstoptimierung. Die Körper sind gesund, leistungsfähig und schlank;

19 Vgl. zur Geschichte der demografischen Entwicklung: Josef Ehmer: Sozialgeschichte des Alters; ders.: Altersstrukturen im historischen Wandel sowie Ursula Lehr: Demografischer Wandel.

20 Vgl. zu den Babyboomern: François Höpflinger und Pasqualina Perrig-Chiello: Die Babyboomer.

21 Vgl. zur aktuellen demografischen Entwicklung in der Schweiz: Bundesamt für Statistik: Die Bevölkerung der Schweiz 2013 sowie François Höpflinger: Demografische Alterung. Vgl. zur aktuellen demografischen Entwicklung in Deutschland: Enquête-Kommission «Demografischer Wandel» 2002.

22 Vgl. zur Biopolitik: Michel Foucault: Der Wille zum Wissen, S. 135.

23 Klaus R. Schroeter und Harm-Peer Zimmermann: Doing Age, S. 76.

24 Vgl. zum unternehmerischen Selbst: Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst.

sie haben wache Sinne und Freude am Leben; sie regulieren, konsumieren und geniessen.²⁵

Das Leben soll jedoch nicht nur qualitativ verbessert, sondern auch entscheidend verlängert werden. Zur Konservierung und Optimierung des Körpers versammelt sich unter dem Schlagwort Anti-Ageing ein umfassender Massnahmenkatalog zur Prävention körperlicher und psychischer Alterungsfaktoren.²⁶

Dass immer mehr Menschen immer älter werden und immer weniger neu hinzukommen, ist sozialhistorisch erfreulich und eng mit anderen Entwicklungen der Moderne verwoben: Hygiene, Medizin, Bildung, Ausbau des Sozialstaates, Emanzipation und mehr. Doch die Demografen sind sich bei der Interpretation nicht einig. Darüber, wie die statistische Grösse einer immer älter werdenden Gesellschaft zu deuten sei, wird heftig debattiert.²⁷

Als Urne bildet die Demografie Gesellschaften ab, welche die beschriebene doppelte demografische Alterung erfahren. Gesellschaften, in denen zu wenige Kinder geboren werden, in denen zu viele Alte leben. So entwickelt die Grafik der Urne eine Eigendynamik und wird zur Metapher einer eingäscherten und zum Begräbnis bereitgestellten Gesellschaft: Ob «Pflegefalle»²⁸ oder «Vergreisung der Gesellschaft»,²⁹ ihnen gemeinsam ist die Untergangsrhetorik, die verschiedenen Presserzeugnissen entnommen ist.³⁰

Glaubt man also den Apokalyptikern unter den Demografen, führt die steigende demografische Alterung zu erheblichen gesellschaftspolitischen Problemen. Kurz: Es naht ein Wirtschaftskollaps, ein Zusammenbruch des Sozial- und Gesundheitswesens. Dahinter verbirgt sich ein kosten- und pflegeintensives, weil negatives, passiv-defizitäres und krankes, kurz: multimorbides Alter. Nichts Neues also.

Doch ist der demografische Alarmismus nur die eine Seite. Auf der anderen stehen diejenigen, die im Alter wirtschaftliches und soziales Kapital wittern. Die «Entdeckung älterer Menschen als Humankapitalressource»³¹ zielt auf die Kosten, welche die Alten selbst verursachen: Es fehlt an Arbeitskräften. Mit einer längeren Integration in den Arbeitsprozess soll diese Lücke geschlossen werden. Ebenso sollen mit sozialem Engagement und selbstverantworteter Gesundheit,

25 Vgl. zur somatischen Gesellschaft: Klaus R. Schroeter und Harm-Peer Zimmermann: *Doing Age*, S. 75.

26 Stefanie Duttweiler: *Ein völlig neuer Mensch werden*, S. 138.

27 Vgl. zur demografischen Diskussion zwischen Aufregen und Abwiegeln: Joachim Günter: *Die Altersfalle*, S. 23.

28 Nadja Pastega und Anette Thielert: *Hilfe, wir leben noch*, S. 16.

29 Joachim Günter: *Die Altersfalle*, S. 23.

30 Vgl. zu den Metaphern des Alters: Heinrich Grebe, Welf-Gerrit Otto und Harm-Peer Zimmermann: *Metaphors of old age*.

31 Sylvia Buchen und Maja S. Maier: *Älterwerden neu denken*, S. 8.

mit einer steten Arbeit am Körper für die Gesellschaft, die staatlichen Pflegekosten gesenkt werden. Schliesslich generiert die demografische Alterung nicht nur Kosten, sondern ebenso eine Nachfrage nach Produkten und Dienstleistungen verschiedenster Art. Dieses wirtschaftliche Wachstumspotenzial gilt es zu nutzen.

Diese Marktlücke hat auch der Wohnungsmarkt für sich entdeckt. Denn «eine der wichtigsten Nachfragegruppen auf dem Wohnungsmarkt wird in Zukunft die zahlenmässig besonders starke Gruppe von Menschen in der Nachfamilienphase und im Rentenalter bilden.»³² Gleichzeitig aber ist auch die Pflege ein aufblühender Markt: Auch sie ist eine zu verkaufende Dienstleistung und ein Markt, mit dem sich Geld verdienen lässt. In diesem Sinne titelt der Tages-Anzeiger «Betagtenbetreuung wird Riesengeschäft».³³

Kein ökonomischer Zusammenbruch, sondern ein steigendes Bruttosozialprodukt ist in dieser Deutung der demografischen Entwicklung künftig zu erwarten. Hier muss auch das wachsende Geschäft mit den Alten eingeordnet werden, das sich zum Beispiel eindrücklich in der Werbung für kosmetische Produkte für respektive gegen das Altern, aber auch in den Freizeitangeboten oder in der Wohnpolitik abzuzeichnen beginnt. Auf der anderen Seite der Interpretation demografischer Alterung steht also ein lukratives Geschäft mit gesunden, konsumfreudigen und sozialengagierten Alten. Hier findet sich demnach kein multimorbides, sondern ein kaufkräftiges und sozial engagiertes, ein gesundes, aktives sowie selbständiges und damit kosten- und pflegegünstiges Alter. Das ist neu und lenkt den Blick in die prognostizierte Zukunft, die es zu gestalten gilt.

Die Apokalyptiker entwerfen demnach ein negatives, defizitär-passives, multimorbides, kosten-, weil pflegeintensives altes Alter. Die Positivisten hingegen zeichnen ein positives, aktiv-gesundes, kaufkräftiges und sozial engagiertes, junges Alter. Auf der einen Seite steht die «Belastungs- und Kostenperspektive», auf der anderen Seite die «Ressourcen- und Chancenperspektive».³⁴ So steht dem herkömmlich negativ konnotierten alten Alter neuerdings ein positiv assoziiertes junges Alter gegenüber. Ein Alter, das mit Gesundheit und Fitness, mit Selbstverantwortung und Hilfsbereitschaft, mit Tatendrang und Kauflust, Offenheit und Lässigkeit assoziiert wird.

Diagnostizieren die einen also eine problematisch wahrgenommene Überalterung der Gesellschaft, vermuten die anderen eben darin Potenzial. So generiert die doppelte demografische Alterung nicht nur Kosten, sondern ebenso ein breites Spektrum an Produkten, Dienstleistungen und Erwartungen – von der

32 Andreas Huber: Der Wohnungsmarkt im Spannungsfeld von Demografie und Lebensphasen, S. 61.

33 Romeo Regenass: Betagtenbetreuung wird Riesengeschäft, S. 25.

34 Gertrud M. Backes: Alter und Altern im Kontext der Entwicklung von Gesellschaft, S. 89.

Gesichts lotion für reife Haut über das Seniorenwandern bis zum Ehrenamt. Selbstverantwortet – so die biopolitische Devise – soll darum mit verschiedenen Kapitalen in die Gemeinschaft investiert und am eigenen Altern gearbeitet werden: mit Körperformung, Konsumfreude und Wohltätigkeit.

Im öffentlichen Gespräch über ältere Menschen kursieren in der Hauptsache zwei widersprüchliche Redeweisen, und diese lagern sich auch heute weitgehend um die tradierten Pole der Verklärung und Verachtung. Da sind einerseits die Schreckbilder institutionalisierter Altenentsorgung, solche der Resignation und Einsamkeit, des Verlusts von Selbstbestimmung und solche der Entmündigung, Botschaften von Verfall und Hinabdämmern, Bilder der unaufhaltsamen Aussonderung aus Gesellschaften, in denen Jugend die Norm diktiert. Auf der anderen Seite wird mit pädagogischen Engelszungen das Versprechen verkündet, es läge doch nur an einem selbst, den letzten Lebensabschnitt als sinnvoll und glücklich zu erfahren. [...] Diese Bilder erzeugen neue Zwänge und verpflichten eine höchst heterogene Gruppe von Menschen auf die Normen und Möglichkeiten der Jugend.³⁵

Immer älter werden wollen und müssen, aber nicht alt sein wollen und dürfen: Das ist also das übergeordnete Ziel. Und um dieses zu erreichen, werden individuelles und gesellschaftliches Altern in den demografischen Debatten in biopolitischer Manier mitunter waghalsig kombiniert. Die biologistische Interpretation der alten Gesellschaft überträgt Aspekte individuellen Alterns fälschlicherweise auf die Gesellschaft. Einzelne Menschen werden in die gesellschaftliche Pflicht genommen, individuelle Befindlichkeiten mit gesellschaftlichen gleichgesetzt. Umgekehrt wird aber auch das gesellschaftliche Altern zum je individuellen. Dann nämlich, wenn alternde Menschen alltäglich damit konfrontiert werden, wenn an sie Anforderungen gestellt werden, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden.³⁶ Die biopolitische Überalterungsdiagnose jedenfalls nimmt das Alter in die Selbstverantwortung: Nicht länger negativ, passiv-defizitär, sondern positiv, aktiv-gesund, nicht länger kosten- und pflegeintensiv, sondern kaufkräftig und sozialengagiert soll das Alter deshalb sein.

Wie auch immer die Zahlen der Demografen zu deuten, welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind und welche Herausforderungen damit verbunden sein mögen: Die doppelte demografische Alterung der Gesellschaft führt zu Unsicherheit und diese wiederum zu «Missverständnissen, Fehlschlüssen sowie problematischen Zukunftsvisionen».³⁷ Denn die prognostizierten Altersapoka-

35 Friedemann Schmall: Ethnografien des Alters, S. 7.

36 Vgl. dazu: François Höpflinger und Astrid Stuckelberger: Demografische Alterung und individuelles Altern sowie Ursula Pasero: Altern: Zur Individualisierung eines demografischen Phänomens.

37 François Höpflinger und Astrid Stuckelberger: Demografische Alterung und individuelles Altern, S. 25.

lypsen einerseits und das verlockende Geschäft andererseits drängen zur unermüdlichen gesellschaftlichen, medialen, politischen, wirtschaftlichen und vor allem auch wissenschaftlichen Ver- und Behandlung des Alters.

So findet sich auch im Labor der Gerontologen ein dementsprechend zu bearbeitendes Alter: Als interdisziplinärer Forschungszusammenschluss mit praktischer Ausrichtung setzt sich die Gerontologie zum Ziel, das Alter und Altern zu optimieren und ihm damit zum Erfolg zu verhelfen.³⁸ Obschon die Gerontologie eine junge Wissenschaft ist, die sich erst Mitte des 20. Jahrhunderts zunächst im US-amerikanischen und später im deutschsprachigen Raum zu institutionalisieren beginnt, ist sie heute nur mehr schwer zu überblicken. Denn ihre Legitimation aus der doppelten demografischen Alterung ziehend, gewinnt die Gerontologie in einer alternden Gesellschaft zunehmend an Wirkmächtigkeit: Die zumeist empirische Wissenschaft vom Alter soll im Kontext der problematisch wahrgenommenen demografischen Entwicklung ihren Beitrag leisten. Das durch die Bevölkerungswissenschaft evozierte Interesse am Alter und die Gerontologie bedingen einander also.³⁹

Allen gerontologischen Bemühungen gemeinsam ist die Frage nach dem Altern als lebenslangem Prozess und dem Alter als Lebensphase. Doch wie und wo äussert sich Alter? Warum altert der Mensch so und nicht anders? Was sind die Gesetzmässigkeiten der Altersprozesse? Wie kann das Altern verbessert werden? Wie kann zur Langlebigkeit bei guter Gesundheit und Wohlbefinden beigetragen werden? Kurz: Wie gelingt ein gutes, ein erfolgreiches Altern? Das sind die Fragen der Gerontologie.

Während sich die Geriatrie mit der Pathologie des Alters beschäftigt und auf biologisch-genetischen wie medizinischen Alterstheorien fusst, hat die Gerontologie die verschiedenen Prozesse des Alterns zum Gegenstand. Dementsprechend ist sie ein interdisziplinäres Unterfangen: körperliche, psychische, soziale, historische, gesellschaftliche, kulturelle, ökonomische und politische Altersverläufe stehen auf der gerontologischen Agenda, die von Biologie und Medizin einerseits und von Psychologie und Soziologie andererseits dominiert wird.⁴⁰

Biologisch-medizinische Altersforschung beschäftigt sich mit der Frage, welche Ursachen das biologische Alter erklären. Sie beschäftigt sich mit den irreversi-

38 Vgl. zur Gerontologie als Wissenschaft vom Alter die zeitnah erschienenen Hand- und Studienbücher: Andreas Kruse und Mike Martin (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie; Andreas Kruse und Hans-Werner Wahl: Zukunft Altern; Wolf D. Oswald, Ursula Lehr, Cornel Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): Gerontologie sowie Hans-Werner Wahl und Vera Heyl: Gerontologie.

39 Vgl. zur Entwicklung und Institutionalisierung der Gerontologie: Hans-Werner Wahl: Entwicklung gerontologischer Forschung. Vgl. für die Schweiz: François Höpflinger: Entwicklung und Stand der Gerontologie in der Schweiz.

40 Vgl. dazu: Paul B. Baltes und Margret M. Baltes: Gerontologie, S. 8.

blen Veränderungen des Organismus, die letztlich zum Tod führen. Im Vordergrund stehen dabei Fragen nach Krankheiten, Organen, Zellen und Molekülen, nach genetischen Programmierungen und freien Radikalen, nach dem Altern als deterministischem und stochastischem Prozess, nach Vulnerabilität, Demenz und der Terminal Decline, nach Geschlecht und Ernährung, nach Multimorbidität und Morbiditätskompression.⁴¹

Psychologische Altersforschung – die Gerontopsychologie – beschäftigt sich mit Fragen nach Konstanten und Veränderungen im Erleben und Verhalten. Im Zentrum steht dabei die Frage nach der Kompetenzerhaltung zur Aufrechterhaltung eines selbstständigen und sinnerfüllten Lebens. Dazu gehören Gedächtnisprozesse, Erfahrungswissen, berufliche Leistungsfähigkeit, Belastbarkeit und Motivation ebenso wie Beziehungen, Lebensweisheit, Persönlichkeit, Lebenszufriedenheit, Lebensglück und Sinnfragen.⁴²

Soziologische Altersforschung – die Sozialgerontologie – beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von sozialen Strukturen, des gesellschaftlichen und des individuellen Alterns. Dazu gehört die Beschäftigung mit Generation, Kohorte und Altersschichtung, mit Ageism, sozialer Ungleichheit und Geschlechtsspezifik, Migration und mit Identität, aktivem Alter und Disengagement.⁴³

Während frühe theoretische Deutungen des Alters auf Verluste fokussieren und Multimorbidität beschreiben, suchen gegenwärtige Forschungsprojekte nach Wegen eines erfolgreichen Alterns. Zum Repertoire der Gerontologie gehören also nicht mehr nur «biologisch-physiologische Abbauprozesse, Leistungsdefizite, Störungen und Erkrankungen», sondern ebenso «Multidimensionalität, Multidirektionalität und Plastizität» von Altersprozessen.⁴⁴ Das spiegelt sich auch in der Theorieentwicklung auf der Suche nach der Zufriedenheit im Alter. Auf die Defizittheorie folgen Rückzugs-, Kompensations-, Kontinuitäts-, und Aktivitätstheorien: Einmal steht der Rückzug aus der Gesellschaft, ein andermal

41 Vgl. zur biologisch-medizinischen Altersforschung: Andreas Kruse und Hans-Werner Wahl: *Zukunft Altern*, daraus insbesondere das Kapitel «Ausgewählte Konstrukte zur Biologie des Alterns», S. 89–114; Dietrich O. Schachtschnabel und Tatiana Maksjuk: *Biologisch-genetische Alternstheorien* sowie Cornel Sieber: *Medizinische Alternstheorien*.

42 Vgl. zur psychologischen Altersforschung: Andreas Kruse: *Psychologische Alternstheorien* sowie ders. und Hans-Werner Wahl: *Zukunft Altern*, daraus insbesondere das Kapitel «Ausgewählte Konstrukte zur Psychologie des Alterns», S. 115–197.

43 Vgl. zur soziologischen Altersforschung: Gertrud M. Backes und Wolfgang Clemens: *Soziologische Alternstheorien*; Andreas Kruse und Hans-Werner Wahl: *Zukunft Altern*, daraus insbesondere das Kapitel «Ausgewählte Konstrukte zur Soziologie des Alterns», S. 199–243 sowie Karl Lenz, Martin Rudolph und Ursel Sickendiek: *Alter und Altern aus sozialgerontologischer Sicht*.

44 Andreas Kruse und Mike Martin: *Enzyklopädie der Gerontologie*, S. 9.

gerade eben die soziale Teilhabe im Fokus; einmal ist die Kompensation von Defiziten Glücksgarant, ein andermal die biografische Kontinuität.⁴⁵

Aktuell versuchen die Gerontologen unter dem Stichwort der Plastizität sowie mithilfe der Begrifflichkeiten des differenziellen und funktionalen Alters pragmatische Bewältigungsstrategien zu systematisieren, um ein erfolgreiches, gutes Altern zu ermöglichen. Ein Alter, das nicht mehr länger negativ, passiv-defizitär, sondern positiv, aktiv-gesund sein soll, ein neues Alter. Es geht also darum, zwecks Optimierung ganz konkret ins Altern einzugreifen und zu fragen, wie das Alter zu diesem Zwecke form- und modellierbar wird.

Wie also die Altersprozesse zu deuten sind, verändert sich. Was aber bleibt, ist der Wille, dem Altern zum Erfolg zu verhelfen. Während frühe Denkmodelle zunächst die Defizite des Alters betonen, heben spätere Modelle die Kompetenzen hervor und verweisen auf die Ressourcen und Chancen des Alters. Und jüngst wird Altern handelbar. Doch so oder so: Auf der Suche nach dem guten Alter ist der gerontologische Zugang zum Alter handlungsorientiert. So wird das Alter nicht alleine ver-, sondern immer auch behandelt. Denn ob nun ein Rückzug aus der Gesellschaft, eine forcierte Aktivität oder aber möglichst viel Kontinuität als Garant für ein gelingendes Alter propagiert werden, das Altern muss optimiert werden – darüber herrscht Konsens. Damit bleibt die Gerontologie eine traurige Angelegenheit, die das Alter a priori als defizitär wahrnimmt.⁴⁶ Alter wird als das Andere konstruiert, erfolgreiches Altern zum Ziel erklärt.

Damit verbunden ist eine Überdeterminierung des Unterschiedes zwischen Erfolg und Scheitern. Denn nur wer flexibel, aktiv und produktiv altert, altert erfolgreich. Was aber tun alle anderen? Dies kann letztlich nur als Scheitern begriffen werden. Mit anderen Worten: Unter den euphorischen Erwartungen «erfolgreichen Alter(n)s» werden andere Aspekte von Alter ausgeblendet und ausgegrenzt, zum negativen «Anderen» gemacht.⁴⁷

Daran ändern auch die neuesten Bemühungen einer differenziellen Gerontologie nichts, die berücksichtigt, dass Altersprozesse auf der «biologisch-physiologischen, der psychologischen und der sozialen Dimension unterschiedlich verlaufen und durch unterschiedliche Einflussfaktoren gehemmt oder begünstigt werden».⁴⁸ Denn es handelt sich dabei nicht alleine um die Beschreibung der Heterogenität des Alters. Stattdessen wird daraus immer auch der Imperativ

45 Vgl. zu den verschiedenen Alterstheorien im Überblick: Dieter Ferring: Von «Disengagement» zu «Successful Ageing».

46 Vgl. zur traurigen Gerontologie: Harm-Peer Zimmermann: Über die Macht der Altersbilder, S. 80.

47 Ders.: Dimensionen anderen Alterns, S. 30.

48 Andreas Kruse und Mike Martin: Enzyklopädie der Gerontologie, S. 9. Vgl. zur differenziellen Gerontologie im ausführlichen Überblick: Ina Schöllgen und Oliver Huxhold: Differenzielles Altern.

eines aktiven, guten, erfolgreichen, produktiven Alterns abgeleitet.⁴⁹ Differenzielles Alter bleibt damit letztlich also lediglich eine Variation innerhalb des Normbereichs des erfolgreichen Alterns, «eine Dimension lebbarer Andersheit entsteht unter diesem Dispositiv nicht einmal als Frage» – zur Option stehen: erfolgreich altern oder scheitern.⁵⁰

Das Alter wird also nicht mehr als einheitliche Lebensphase beschrieben, sondern unterteilt sich in ein frühes und ein spätes Alter, in ein autonomes und ein abhängiges, in ein gesundes und ein krankes, in ein aktives und ein passives – gerade so, wie es die Sozialpolitik der Demografen vorsieht: ein Alter zwischen Kosten und Belastung, Chancen und Ressourcen, ein Alter zwischen Problem und Potenzial.⁵¹

Das zeichnet sich auch in der Differenzierung der Wohnweisen ab. Zwischen die beiden in Bestandsaufnahmen und Bedarfsanalysen ausgemachten Favoriten Daheim und Heim stellen sich jüngst weitere Wohnformen. Dazu gehören auch die Haus- und Wohngemeinschaften, die in Deutschland seit den 1990er-Jahren, in der Schweiz aber erst seit den 2000er-Jahren auftauchen und seither zunehmen.⁵² Sie sind Antwort auf die Differenzierung des Alters und gelten, obwohl sie statistisch nicht ins Gewicht fallen, als zukunftsweisend. Das erklärt die gerontologische Neugier daran. Wohnpanoramen gleich zeigen einschlägige Publikationen die Vielfalt an Wohnweisen auf und stellen in Gemeinschaftsporträts einzelne Haus- und Wohngemeinschaften als Best-Practice-Beispiele vor.⁵³ Ziel der Publikationen ist es, «vertiefte Erkenntnisse über die Bandbreite, Merkmale, Ausprägungen und Erfolgsbedingungen neuer Wohnformen für die zweite Lebenshälfte und deren Einschätzung durch Initiativen, Träger und Nutzer»⁵⁴ zu gewinnen.

Es handelt sich dabei um kollektive Wohnformen von nicht miteinander verwandter Menschen im Alter, die selbstständig zusammen in einer gemeinsamen Wohnung oder in einem gemeinsamen Haus leben. Eine einheitliche Gemein-

49 Vgl. zum Imperativ eines aktiven erfolgreichen und produktiven Alters: Klaus R. Schroeter und Harm-Peer Zimmermann: *Doing Age on Local Stage*, S. 72.

50 Harm-Peer Zimmermann: *Dimensionen anderen Alterns*, S. 32.

51 Vgl. zur Unterscheidung verschiedener Alter: François Höpflinger: *Wandel des Alters*, S. 12.

52 Vgl. dazu: ders.: *Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter*, S. 155.

53 Vgl. zu den Wohnpanoramen und Best-Practice-Beispielen neuen Wohnens im Alter: Dorette Deutsch: *Lebensträume kennen kein Alter*; Margareta Hehl und Barbara Zohren: *Neue Wohnform für Mutige*; François Höpflinger: *Traditionelles und neues Wohnen im Alter*; ders.: *Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter*; den Sammelband: Andreas Huber (Hg.): *Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte*; Ursula Kremer-Preiss und Holger Stolarz: *Neue Wohnkonzepte für das Alter und praktische Erfahrungen bei der Umsetzung*; Cornelia Kricheldorf: *Neue Wohnformen und gemeinschaftliches Wohnen im Alter*; Frank Schulz-Nieswandt, Ursula Köstler, Francis Langenhorst und Heike Marks: *Neue Wohnformen im Alter* sowie Annerose Sieck: *Weiber wirtschaften*.

54 Andreas Huber, Margrit Hugentobler und Regina Walthert-Galli: *Neue Wohnmodelle in der Praxis*, S. 78.

schaft gibt es aber nicht. Stattdessen finden sich vielfältige Formen und Typen, die es erlauben, privates und gemeinschaftliches Leben je nach Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner flexibel zu gestalten. Unterschieden werden zum einen Form und Organisation, also der Grad an Privatsphäre, das Ausmass der Mitwirkung bei Planung, Entwicklung und Durchführung, die Alterszusammensetzung und die gewählte Rechtsform.⁵⁵

Der Erfolg bei der Planung und Organisation ist dabei abhängig von inhaltlichen und gruppeninternen Faktoren: Vom Vorhandensein oder Bau eines geeigneten Wohnobjekts, von der Gruppe von Personen, die es gut miteinander können, sich aber in ihrer Individualität respektieren und vor allem von der eigenen Persönlichkeit. Denn gemeinschaftliches Wohnen erfordert eine hohe soziale Kompetenz; die Feststellung, dass faktisch nur Frauen aus sozialen Berufen die Gemeinschaft wählen, erstaunt die Fachliteratur nicht. Der ideale Zeitpunkt für das Engagement in der Gemeinschaft liegt, so ein weiteres Ergebnis der gerontologischen Bemühungen, zwischen dem 50. und 65. Lebensjahr, zwischen Wegzug der Kinder und dem Eintritt in die nachberufliche Lebensphase also. Denn «Übergänge im Laufe eines Lebens sind oft an räumliche Veränderungen gekoppelt, also etwa einem Wohnungswechsel [...]. Zudem gehören zu jeder Lebensphase zumindest teilweise eigene Wertvorstellungen, Lebensperspektiven und damit auch eigene Wohnwünsche.»⁵⁶ Für den Entscheid zum Einzug sind erstens die Stärkung von sozialen Kontakten, zweitens die Erhöhung von Sicherheit und Betreuung und drittens der wirtschaftliche Vorteil gemeinsamen Haushaltens ausschlaggebend. Gegenseitige Hilfe und Unterstützung sind wesentlich, doch überlastet die Pflege die Gemeinschaften auf Dauer. Dafür sind sie letztlich nicht geeignet.⁵⁷

Ebenso holt die Differenzierung des Alters neue Figuren auf die gerontologische Bühne: junge Alte.⁵⁸

Die Beschäftigung mit dem aktiven, produktiven und erfolgreichen Altern ist das Ergebnis einer Problematisierung des sogenannten defizitären Alterns. [...] Die herkömmlichen Vorstellungen vom Alter als einem aus der Gesellschaft zurückgezogenen und weitgehend inaktiven Dasein erwiesen sich historisch als immer

55 Vgl. dazu: François Höpflinger: Traditionelles und neues Wohnen im Alter, S. 102 f.

56 Andreas Huber: Der Wohnungsmarkt im Spannungsfeld von Demografie und Lebensphasen, S. 54.

57 Vgl. zu den Merkmalen gemeinschaftlicher Wohnformen: François Höpflinger: Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter, S. 157–163.

58 Vgl. zur Figur der jungen Alten: Kristen Aner: Junge Alte als Hoffnungsträger zivilgesellschaftlichen Engagements?; Silke van Dyk: Junge Alte im Spannungsfeld von liberaler Aktivierung, Ageism und Anti-Ageing-Strategien; dies. und Stephan Lessenich: «Junge Alte»; den Sammelband: dies. (Hg.): Die jungen Alten sowie den Sammelband: Fred Karl (Hg.): Das Altern der «neuen Alten».

schwerer aufrechtzuerhalten; vertraute Bilder des bedürftigen und hilflosen Alters gerieten ins Wanken.⁵⁹

Die jungen Alten stehen dem multimorbiden, abhängigen Bild eines defizitären, zurückgezogenen Alters also diametral entgegen. «Die neuen Modelle aktiven Alterns haben allerdings nicht dazu beigetragen, dass traditionelle Defizitvorstellungen zum Alter verschwanden, sondern zu beobachten ist eher, dass sich Menschen länger als jugendlich und später als alt einschätzen.»⁶⁰ Für die Gerontologie indes heisst das, dass sich der Gegenstand des wissenschaftlichen Begehrens nach oben verschiebt. Denn die jungen Alten sind zwar sozioökonomisch interessant, erscheinen aber kaum auf der gerontologischen Behandlungsgagenda. Stattdessen mehren sich die wissenschaftlichen Bemühungen zur Hochaltrigkeit.

Was aber bleibt, ob junges oder altes Alter, ob daheim oder im Heim: Der gerontologische Zugriff auf das Alter und Altern ist so oder so essenzieller Art und bleibt letztlich, trotz gegenteiliger Bemühungen, an den Defiziten orientiert. So bleiben auch die gerontologischen Auseinandersetzungen mit den neuen Wohnformen meist nur Sympathiebekundungen. Die Aufmerksamkeit der ökologischen Gerontologie gehört nach wie vor dem (Da-)Heim: Während sich der eine Teil mit Interventionsmassnahmen zum Erhalt selbständigen Wohnens beschäftigt, interessiert sich der andere Teil für die Professionalisierung, Rationalisierung und Effizienzsteigerung in der ambulanten und stationären Pflege.⁶¹ Wohnen bedeutet also hier wie dort Optimierung des Alterns.

So bleibt das Alter kulturelle Differenzkategorie: Äusserliches, Pathologisches, Psychologisches, Soziales, Kalendarisches und Weiteres weisen Menschen eindeutig dem Alter zu.⁶² Die Gerontologie arbeitet unerlässlich positivistisch und praxisorientiert unter dem Label eines erfolgreichen, gelingenden Alterns an dessen Optimierung. Das ist biopolitisches Vokabular.

Mit Foucault betrachtet, bildet die Formel «aktives, produktives und erfolgreiches Altern» ein Dispositiv jener Pastoralmacht und Gouvernementalität, die um das allgemeine Wohlergehen der Bevölkerung im Ganzen wie jedes einzelnen Menschen bemüht ist, die zugleich aber dieses Wohlergehen von doppelter Normierung und Normalisierung abhängig macht: einerseits, indem sie in aller Altersdifferenz einen einheitlichen Modus des Alterns voraussetzt; andererseits, indem

59 Klaus R. Schroeter: Die Normierung alternder Körper, S. 362.

60 François Höpflinger: Die zweite Lebenshälfte, S. 35.

61 Vgl. dazu: Heidrun Mollenkopf, Frank Oswald und Hans-Werner Wahl: Wohnen und Wohnumwelt, S. 399.

62 Vgl. zur Überdeterminierung des Alters: Harm-Peer Zimmermann: Alter im Blick.

sie Aktivität und Produktivität als ein «Verhaltensmuster für jedermann» vorgibt, das insbesondere auf Körperregulierung abzielt.⁶³

Die Gerontologie ist Wissensproduzentin und Wissenspeicher in einem: Institutionen, Handbücher, Ratgeber, Theorien, Kongresse, Forschungsprojekte, Studiengänge, Vereine, Gesellschaften, Stiftungen und mehr produzieren unermüdlich Alterswahrheiten und -wirklichkeiten.⁶⁴ Die Sprache der Gerontologie gleicht einem Monolog der Jungen über das Alter.⁶⁵ Die Wissenschaft spricht über das Alter als das Andere und ist damit massgeblich an den Alterskonstruktionen beteiligt.⁶⁶

Dem gegenüber stehen kulturwissenschaftliche Zugänge. Im Fokus stehen hier nicht Optimierungssystematisierungen, sondern Fragen nach Konstruktionen und Konstrukteuren. Wie und durch wen wird Alter konstruiert? «Wer entwirft und will welches Altersbild aus welchen Interessen? Wer führt den Altersdiskurs? Welche Kräfte sind es, die den Begriff <Alter> schaffen und brauchen?»⁶⁷

Alter wird also nicht mehr länger als biologische Essenz, sondern als kulturelle Variable verstanden, die den Fokus auf die Konstruiertheit der alltäglichen Alterswirklichkeiten und -wahrheiten richtet. Damit wird die Gerontologie zur Quelle: Wie bringt die Wissenschaft vom Alter dieses hervor? Wie stellt sie Alter her? Wie Alter und Altern jenseits des demografischen Alarmismus und jenseits der biopolitischen Optimierung abgehandelt werden können, davon handelt die nächste Verdichtung.

Zur Konstruktion alltäglicher Alterswirklichkeiten

Ich will die Vielheiten sehen. Ich will das Verschiedene (zusammen)denken. Ich will die Sinnhaftigkeit von Welt, Macht und Wirklichkeiten, Wissen und Wahrheiten verstehen und deuten. Ich suche keinen Nachweis. Vielmehr geht es mir um ein metaphorisches Netz, das sich um die weiteren Ausführungen spannt und der Argumentation eine Perspektive bietet. Ich suche deshalb eine

63 Klaus R. Schroeter und Harm-Peer Zimmermann: *Doing Age on Local Stage*, S. 72.

64 Vgl. für die Schweiz zum Beispiel: Zentrum für Gerontologie ZfG der Universität Zürich: www.zfg.uzh.ch/de.html (5. 7. 2018); Zentrum für Plastizität INAPIC der Universität Zürich: www.inapic.uzh.ch/de.html (5. 7. 2018); Schweizerische Gesellschaft für Gerontologie SGG SSG: www.sgg-ssg.ch/de (5. 7. 2018); MAS «Gerontologie» der Berner Fachhochschule: www.alter.bfh.ch/nc/de/weiterbildung/master_of_advanced_studies_mas/detailansicht.html?kursid=1052 (5. 7. 2018) sowie Pro Senectute Schweiz: www.prosenectute.ch/de.html (5. 7. 2018).

65 Vgl. dazu: Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft*, S. 2.

66 Vgl. zu einer Wissensgeschichte der Gerontologie: Timo Jacobs: *Alter(n) ist nicht gleich Alter(n)*; Willemijn de Jong: *Wie Fakten übers Alter(n) altern* sowie Hartmut Meyer-Wolters: *Wechselwirkungen von Forschung und Alter(n)skultur*.

67 Klaus R. Schroeter und Harm-Peer Zimmermann: *Doing Age on Local Stage*, S. 79.

metaperspektivische Denkweise, die durch die «Ablehnung von Dichotomien und binären Systemen sowie durch eine Abkehr von Essenzialisierungen»⁶⁸ gekennzeichnet ist. Eine Denkweise also, die die machtvollen Wirklichkeitskonstruktionen nachzuzeichnen vermag, die die Authentizitätsbehauptungen problematisiert und auf die Konstruktionen blickt. Ich suche eine Denkfigur, die mir erlaubt, die alltäglichen Alterswirklichkeiten, deren Deutungen, Verhandlungen und Manifestationen als machtvolle Konstruktionen zu verstehen und zugleich nach den alltäglichen Konstrukteuren zu fragen.

Rolf Lindner beschreibt die Kulturanalyse als Zusammenhangsforschung. Der Sinngehalt kultureller Phänomene sei erst durch die Untersuchung des Beziehungsgeflechts entschlüsselbar.⁶⁹ Damit lässt sich das Verschiedene zusammendenken. Es sind aber nicht die blossen Zusammenhänge, sondern die machtvollen Verhältnisse der unterschiedlichen Akteure, die mich neugierig machen. Ich suche also einen semiotisch und konstruktivistisch geprägten Kulturbegriff, der Verschiedenes in Beziehung zueinander setzt und damit die Macht immer mitdenkt.⁷⁰

Michel Foucault nennt dieses Netz, das sich zwischen den unterschiedlichen Elementen spannt und die unzähligen Einzelteile zueinander in eine machtvolle Beziehung setzt, Dispositiv.⁷¹

Das, was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Massnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann.

Zweitens ist das, was ich im Dispositiv festhalten möchte, gerade die Natur der Verbindung, die zwischen diesen heterogenen Elementen bestehen kann. [...] Kurz, zwischen diesen diskursiven oder nicht-diskursiven Elementen gibt es gleichsam ein Spiel, gibt es Positionswechsel und Veränderungen in den Funktionen, die ebenfalls sehr unterschiedlich sein können.

Drittens verstehe ich unter Dispositiv eine Art – sagen wir – Gebilde, das zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt vor allem die Funktion hat, einer dringenden

68 Doris Bachmann-Medick: *Cultural Turns*, S. 183 f.

69 Vgl. dazu: Rolf Lindner: *Vom Wesen der Kulturanalyse*, S. 179.

70 Vgl. zu einem semiotischen Kulturbegriff: Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung*, S. 9 sowie Stephan Moebius und Dirk Quadflieg: *Kulturtheorien der Gegenwart*, S. 10.

71 Vgl. zu meiner früheren Auseinandersetzung mit dem Dispositiv und dessen Erweiterungen teilweise wortwörtlich: Rebecca Niederhauser: «Ich bin alt. Aber ich fühle mich nicht so.», S. 21–23 sowie dies.: «Ich kann das Alter nicht definieren.», S. 121 f.

Anforderung nachzukommen. Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion.⁷²

Foucault beobachtet ein Spiel zwischen den Elementen: Sie spielen miteinander und gegeneinander und verhandeln über ihre Stellung im Gebilde. So entstehen Hierarchien. Die Kräftigeren, die Mächtigeren lenken die Schwächeren – solange, bis andere stärker werden. Dieses Hin und Her gibt dem Dispositiv seine vorläufige Gestalt.

Gilles Deleuze beschreibt das Dispositiv in seinem rhizomatischen Vokabular: «Linien verschiedener Natur», «gebrochen, [...] verzweigend und gegabelt» bilden ein «multilineares Ensemble».⁷³ Damit sind die deleuzeschen Linien ständig in Bewegung und Veränderung, sind stets in Verhandlung. Dennoch bewegen sie sich auch bei Deleuze nicht unkoordiniert, sondern entlang von Kräften. Richtungsweisend sind die Elemente, «die sichtbaren Objekte, die formulierbaren Aussagen [...], die in Position befindlichen Subjekte sind wie Vektoren und Tensoren».⁷⁴ Die vielen (nicht)linearen Linien – es kann nicht anders kommen – geraten schliesslich durcheinander und müssen entwirrt werden. Wer also «die Linien eines Dispositivs entwirren» will, muss nach Deleuze «eine Karte anfertigen, [...] muss kartographieren».⁷⁵

Damit ist das Dispositiv dem von Gilles Deleuze und Félix Guattari in «Linien, Schichten und Segmentaritäten, Fluchtlinien und Intensitäten»⁷⁶ beschriebenen und auf die Vielheiten fokussierenden Rhizom – der Begriff ist der Botanik entnommen – zwar durchaus ähnlich. Gerade dann, wenn Deleuze und Guattari Unterschiedliches zusammendenken.

Ein Rhizom verbindet unaufhörlich semiotische Kettenglieder, Machtorganisationen, Ereignisse aus Kunst, Wissenschaften und gesellschaftlichen Kämpfen. Ein semiotisches Kettenglied gleicht einer Wurzelknolle, in der ganz unterschiedliche sprachliche, aber auch perzeptive, mimische, gestische und kognitive Akte zusammengeschlossen sind.⁷⁷

Und doch unterscheidet sich das Rhizom in einem Punkt wesentlich vom Dispositiv: Während das Rhizom dezidiert antigenealogisch denkt und damit dezentral und mannigfaltig funktioniert, um sich vom Wurzelbuch abzuheben, ist das Dispositiv nicht im Zugzwang, sich zu unterscheiden, und fokussiert auf die Macht. Denn mit der Benennung einer strategischen Funktion rückt die Macht ins Zentrum des Dispositivs und wird zu dessen Schlüsselbegriff. Sie ist

72 Michel Foucault: Das Spiel des Michel Foucault, S. 392 f.

73 Gilles Deleuze: Was ist ein Dispositiv?, S. 153.

74 Ebd.

75 Ebd.

76 Ders. und Félix Guattari: Rhizom, S. 13.

77 Ebd., S. 17.

es, die das Netz formt. Sie bestimmt die Gestalt. Sie gibt die Richtung vor. Und sie ist strategisch. Und als solche ist sie produktiv. Sie durchdringt die Körper, stellt Dinge her, begleitet das Sprechen, bringt Wissen hervor, kurz: sie produziert die Wirklichkeit. Die foucaultsche Macht ist damit weder feudal noch juristisch, sie ist weder subjektiv noch zielgerichtet. Keine Person ist die Macht und niemand weiss, wer sie hat. Und dennoch ist sie überall.⁷⁸

Netze und Karten verfestigen für gewöhnlich. Die Macht will ihre Position behalten. Dispositive haben sich gefügt, die Linien sind kartografiert, die Beziehungen zwischen den Elementen haben sich stabilisiert. So haben Foucaults Dispositive das Blackboxing zur Machtsicherung durchaus geplant.⁷⁹

Paul Rabinow aber ist an der Flüchtigkeit des Aktuellen interessiert. Seine Assemblagen bezeichnen im Gegensatz zum Dispositiv das «Vorübergehende, das noch nicht in abgeschlossener Form Bestehende».⁸⁰ Assemblagen fügen sich zu einem Dispositiv oder aber sie verschwinden. Während die Genealogie eines Dispositivs sich dem Nachzeichnen von Linien annimmt, ist Rabinow daran interessiert, wie «Wissensdinge versammelt (assembled) werden».⁸¹ Doch auch für das Dispositiv heisst verfestigen, nicht starr werden, «stabilisiert bedeutet indes nicht statisch: Dispositive sind beweglich».⁸²

Wo nun aber finden sich Dispositive? Michel Foucault hat das Alter nie explizit zu seinem Gegenstand gemacht, auch wenn das leibgeschriebene Alter, das weggesperrte Sterben, das heterotope Altersheim, die Internierung der Arbeitsentzogenen oder die irren Dementen durchaus in Foucaults Interessensgebieten liegen würden. Doch Foucault entwickelt den Dispositivbegriff im Zusammenhang mit seinen Studien zur Sexualität.⁸³ Und auch in späteren Nennungen hat er vor allem Institutionen wie Gefängnisse oder Irrenanstalten, Schulen oder Fabriken vor Augen, «deren Zusammenhang mit der Macht in gewissem Sinne offensichtlich ist».⁸⁴

78 Vgl. zur Macht: Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*, S. 93; ders.: *Wahrheit und Macht*, S. 35 sowie ders. und Gilles Deleuze: *Die Intellektuellen und die Macht*, S. 95.

79 Vgl. zum Blackboxing: Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora*, S. 373.

80 Paul Rabinow: *Anthropologie der Vernunft*, S. 25.

81 Ders.: *Was ist Anthropologie?*, S. 106.

82 Ebd., S. 71.

83 Vgl. dazu: Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen*. Während Foucault von einem Sexualitätsdispositiv spricht, verstehen andere im Anschluss an Foucault Kindheit oder Geschlecht als Dispositiv. Vgl. dazu: Sabine Andersen: *Kindheit als Dispositiv* sowie Andrea D. Bührmann: *Die Normalisierung der Geschlechter in Geschlechterdispositiven*. Für das Alter verwenden im Übrigen auch folgende Autorinnen und Autoren den Begriff des Dispositivs: Tina Denninger, Silke van Dyk, Stephan Lessenich und Anna Richter: *Leben im Ruhestand*, S. 25–45; dies.: *Zur Neuverhandlung der Lebensphase Alter*; Harm-Peer Zimmermann: *Dimensionen anderen Alterns* sowie: ders.: *Über die Macht der Altersbilder*.

84 Giorgio Agamben: *Was ist ein Dispositiv?*, S. 26.

Giorgio Agamben nun erweitert Foucaults Vorstellung von Dispositiven und ergänzt sie um das Alltägliche: «der Federhalter, die Schrift, die Literatur, die Philosophie, die Landwirtschaft, die Zigarette, die Schifffahrt, die Computer, die Mobiltelefone».⁸⁵ Zum Dispositiv, so Agamben, gehört damit alles, «was irgendwie dazu imstande ist, die Gesten, das Betragen, die Meinungen und die Reden der Lebewesen zu ergreifen, zu lenken, zu bestimmen, zu hemmen, zu formen, zu kontrollieren und zu sichern».⁸⁶ Mit Agambens Fokus auf das Alltägliche rücken auch die Menschen ins Zentrum.

Wer also macht das Dispositiv, wer konstruiert die Wirklichkeit, wer knüpft das Netz, zeichnet die Karte? Es sind nicht die einzelnen Subjekte, nicht die einzelnen Elemente, die es hervorbringen: Das Dispositiv ist überindividuell. Es transportiert ein Mehr an Wissen, als das, was einzelne Menschen zu wissen vermögen. Nicht einzelne Menschen machen das Dispositiv. Und doch konstruiert sich die Wirklichkeit erst in ihnen. Denn sie sind es, die das Alter und Altern deuten und Sinn herstellen. Dessen war sich Foucault stets bewusst und dennoch hat er die Menschen nie ins Zentrum seiner Überlegungen gestellt. Das Dispositiv ist also immer «Resultat eines Prozesses des Aushandelns von Bedeutungen zwischen kulturell geprägten, aber zur reflexiven Hinterfragung und Innovation fähigen Individuen».⁸⁷ Das heisst, dass die einzelnen Subjekte sich das Dispositiv nicht nur aneignen, sondern ebenso kreativ damit umgehen und es somit auch verändern. Was Reiner Keller für den Diskurs durch die «Hervorhebung der aktiven und interpretativen Leistung sozialer Akteure bei der Erzeugung, (Re-)Produktion und Transformation»⁸⁸ als kulturalistische Diskursforschung bezeichnet, gilt folglich ebenso für das Dispositiv.⁸⁹

Das Dispositiv zielt also auf die Herstellung von Wirklichkeit, wie sie hinlänglich aus der Diskursrezeption bekannt ist. Doch während der Diskurs die Wirklichkeitskonstruktion auf die Sprache reduziert, berücksichtigt das Dispositiv auch das Nichtgesagte, also die Dinge und das Tun. Damit erweist sich das Dispositiv gegenüber dem Diskurs als umfassender.

Nun kann ich die unzähligen Einzelteile, die medialen Erzeugnisse, die politischen Diskussionen, die ökonomischen Argumente, die wissenschaftlichen Beiträge und die alltäglichen Beobachtungen in ihrer Vielfältigkeit fassen. So

85 Ebd.

86 Ebd.

87 Andreas Wimmer: *Kultur als Prozess*, S. 13.

88 Rainer Keller: *Diskursforschung*, S. 34.

89 Vgl. zur kulturalistischen Diskursforschung den Sammelband: Clemens Kammler und Rolf Parr (Hg.): *Foucault in den Kulturwissenschaften*. Vgl. zur Hervorhebung der aktiven und interpretativen Leistung sozialer Akteure bei der Erzeugung, Herstellung und Veränderung des Dispositivs die kulturalistische Diskursforschung: Hannelore Bublitz: *Diskurs sowie Rainer Keller: Diskursforschung*, S. 34–42.

beginne ich, die Menge an Beiträgen zum Thema als den einzelnen Inhalten übergeordnete Gesamtheit zu verstehen. Aber nie ohne zugleich die einzelnen Elemente in ihrer Verschiedenheit aus den Augen zu verlieren. Das Dispositiv erlaubt mir also, die einzelnen Altersschnipsel, die Aussagen, Deutungen und Bedeutungen, Verhandlungen und Handlungen, denen ich begegne, zunächst als Gefüge, als Gemenge zu verstehen, um sodann das Diverse zusammenzudenken und in eine Ordnung zu bringen. Es erlaubt mir, auf die Menschen zu fokussieren, ohne aber das Übergeordnete zu verlieren. Es erlaubt mir, die Alltagskultur der einzelnen Menschen als machtvolle Wirklichkeitskonstruktionen zu verstehen.

Alter und Altern in diesem Sinne zu begreifen, heisst also zunächst, es als Dispositiv zu verstehen, um sodann den Knoten und Fäden dieses asymmetrischen, sich stets im Wandel befindenden Netzes zu folgen und schliesslich die Kräfteverhältnisse und Geschwindigkeiten zu messen, die Macht zu verstehen, ohne je das Viele zu vergessen.

Die Alterswirklichkeiten konstruieren sich demnach in einem mächtigen Zusammenspiel von institutionell Gesagtem, Verhandeltem und Gemachtem auf der einen Seite und auf der anderen Seite von je eigenem Denken, Sprechen, Handeln und Materialisieren durch Menschen in ihrem Alltag.

Nicht aber die Dispositivanalyse im Sinne des Nachweises eines Dispositivs interessiert mich.⁹⁰ Das Dispositiv ist mir theoretischer Protagonist und damit Denkmöglichkeit. Dieses theoretische Gerüst des Altersdispositivs mit all seinen Erweiterungen, Ergänzungen und Umschreibungen dient mir fortan als Denkfigur. Oder aber als Vokabular zum «Ausdruck des Wissens»,⁹¹ wie es Clifford Geertz bezeichnet. Das Dispositiv ist damit ein Rahmen, in dem das Denken, das Sprechen, das Tun und die Dinge dicht beschreibbar sind.

Das hat dreierlei Konsequenzen: Erstens denkt sich Verschiedenes zusammen – ähnlich einer Assemblage im Sinne eines aus verschiedenen Materialien bestehenden Gefüges. Zweitens versteht sich Kultur als ein von Macht durchdrungenes und damit in einer hierarchischen Ordnung erscheinendes Bedeutungsgeflecht. Und drittens rücken die Menschen in ihrer alltäglichen Wirklichkeit als gehorchend Diktierte und zugleich eigenständig-widerständig Agierende des Dispositivs ins Zentrum des Interesses.

Alter versteht sich damit als etwas Gemachtes und Konstruiertes, als kulturelle Variable, deren Ordnungen, Beziehungen und Materialitäten, deren Performanzen und Praktiken, deren Technologien es zu erforschen gilt – geradeso wie es

90 Vgl. zur Dispositivanalyse: Andrea D. Bührmann und Werner Schneider: Mehr als nur diskursive Praxis? sowie Reiner Keller: Diskurse und Dispositive analysieren.

91 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung, S. 39.

Judith Butler für die Geschlechter entwirft.⁹² Eben davon handeln kulturwissenschaftliche Zugänge.⁹³

Längst zum Klassiker kulturwissenschaftlicher Altersforschung avanciert, vereint Simone de Beauvoirs «Das Alter» die Disziplinen und setzt sie kritisch in einen kulturell-gesellschaftlichen Zusammenhang. Damit wendet sich de Beauvoir bereits in den 1970er-Jahren gegen einen diskriminierenden, essenzielistischen Altersbegriff und definiert das Alter stattdessen als Konstrukt im Plural. «Das Alter», so schreibt sie, «lässt sich nur in seiner Gesamtheit erfassen; es ist nicht nur eine biologische, sondern eine kulturelle Tatsache».⁹⁴

Danach bleibt es erstaunlich lange still ums Alter und Altern in den Kulturwissenschaften. Erst in den 1990er-Jahren entwickelt sich im US-amerikanischen Raum eine kritische Gerontologie, die poststrukturalistische, feministische und kulturtheoretische Ansätze verfolgt und den Fokus auf körpertheoretische Analysen legt. Unter dem Dach der Kritischen Gerontologie entstehen Arbeiten, die mit positivistischen, biomedizinischen und funktionalistischen Ansätzen abrechnen und den Blick auf die kulturellen Konstruktionen und die Hervorbringung des Alters richten.⁹⁵ Hierhin gehört auch das aus der zweiten Frauenbewegung herauswachsende feministische Interesse am Alter, das Fragen der Diskriminierung auf Basis der Alterskonstrukte verfolgt.⁹⁶ Und hierin gehört auch die Foucaultsche Gerontologie, die diskurstheoretische Ansätze entwickelt und sich Foucaults Vokabular zur Beschreibung des Alters zunutze macht.⁹⁷

Während ich die amerikanische Gerontologie nur am Rande rezipiere, liegt mein Fokus auf dem von Klaus R. Schroeter an verschiedenen Stellen entwickelten Ansatz des *Doing Age*, der für die Performanz und Inszenierung des Alters steht.⁹⁸ Diesen verknüpfe ich mit meinen Überlegungen zum Dispositiv, um den Herstellungsmodus zu stärken.

92 Vgl. zur Geschlechterkonstruktion: Judith Butler: Körper von Gewicht sowie in Kurzform dies.: Performative Akte und Geschlechterkonstitution.

93 Vgl. zur kulturwissenschaftlichen Altersforschung im Überblick: Miriam Haller und Thomas Küpper: Kulturwissenschaftliche Altersstudien.

94 Simone de Beauvoir: Das Alter, S. 14.

95 Vgl. zu einem Überblick über die US-amerikanische kritische Gerontologie: Silke van Dyk und Stephan Lessenich: «Junge Alte», S. 20f. sowie Rüdiger Kunow: «Ins Graue», S. 33–40. Vgl. zur Zusammenstellung von Texten aus der Kritischen Gerontologie in deutscher Übersetzung den Sammelband: Silke van Dyk und Stephan Lessenich (Hg.): Die jungen Alten, daraus Kapitel «2. Theoretische Impulse aus der angelsächsischen Altersforschung», S. 51–232.

96 Vgl. zur Auseinandersetzung mit dem Alter in der zweiten Frauenbewegung: Betty Friedan: *The Fountain of Age* sowie den Sammelband: Kathleen Woodward (Hg.): *Figuring Age*.

97 Vgl. zur foucaultschen Gerontologie: Simon Biggs und Jason L. Powell: *Foucauldian Gerontology*; Jason L. Powell: *Rethinking Gerontology* sowie ders.: *Archaeology, and Genealogy*.

98 Vgl. Anmerkung 11 zur Entwicklung des sozialkonstruktivistisch fundierten Konzepts des *Doing Age*.

Doing Age lässt sich in Analogie zu der klassischen Definition des Doing Gender [...] als die Herstellung (Konstruktion) von Altersdifferenzen (Altersgrenzen, -stufen, -phasen) bezeichnen, die nicht natürlich oder biologisch sind, die jedoch, sobald sie erst einmal konstruiert sind, wie real existierende Tatbestände behandelt werden.⁹⁹

Alter als ein Doing Age zu begreifen, heisst also, es als «Konstruktionsprozess auf symbolischer, interaktiver, materiell-somatischer und leiblich-affektiver Ebene»¹⁰⁰ zu verstehen. Gemeint sind Formen und Weisen, mit denen Akteure Alter herstellen und damit Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen. Alter als ein Doing Age zu begreifen, heisst aber auch, es als «selbsttechnologische Subjektivierungspraktik» zu verstehen, die immer auch ein «Undoing Age» und «Queering» miteinbezieht.¹⁰¹

Damit richtet sich der Fokus auf die Konstruktionen von Alter und Altern. Während Irmhild Saake sich als wohl erste im deutschsprachigen Raum aus systemtheoretischer Perspektive mit Alterskonstruktionen beschäftigte,¹⁰² ist mein ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Zugriff auf das Alter massgeblich durch Harm-Peer Zimmermanns Arbeiten zu Altersbildern geprägt.¹⁰³

Altersbilder, das sind für Harm-Peer Zimmermann «kulturelle Erscheinungen sprachlich-bildlicher Art».¹⁰⁴ Altersbilder entscheiden darüber, was sagbar und sichtbar ist und grenzen zugleich all das aus, was sie gefährdet. Als solches sind sie «Wissenspeicher».¹⁰⁵ Altersbilder bleiben aber nicht nur auf dem Papier.

Diese Macht der Altersbilder, Körper zu formen, lässt sich mit Michel Foucault als «somatische Macht» oder «Bio-Macht» begreifen. Altersbilder werden demnach nicht nur kognitiv und normativ verinnerlicht, sondern sie werden geradezu inkorporiert, und das heisst auch: Der Körper selbst bildet ein Speichermedium; das kulturelle Gedächtnis besitzt eine somatische Matrix. Altersbilder gehen gleichsam in Fleisch und Blut über, werden zu Mimik und Gestik, Haltungen und Habitus.¹⁰⁶

Mit Altersbildern beschäftigen sich sodann gleich verschiedene Alltagskulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler. Diskursanalytische Fragestellungen untersuchen Tageszeitungen, Ratgeber, Internetforen, Werbung, Märchen

99 Klaus R. Schroeter: Altersbilder als Körperbilder, S. 160.

100 Ders.: Korporale Theatralität, S. 37.

101 Ders. und Harm-Peer Zimmermann: Doing Age on Local Stage, S. 77.

102 Vgl. dazu: Irmhild Saake: Die Konstruktion des Alters sowie dies.: Theorien über das Altern.

103 Vgl. zu den Arbeiten über Altersbilder: Peter Borscheid und Harm-Peer Zimmermann: Altersbilder – historische und kulturelle Vergleiche; Barbara Pichler: Aktuelle Altersbilder sowie Harm-Peer Zimmermann: Über die Macht der Altersbilder.

104 Harm-Peer Zimmermann: Über die Macht der Altersbilder, S. 76.

105 Ebd., S. 77.

106 Ebd., S. 79f.

oder Tagebücher. Sie fragen nach Bildern und Narrativen von Hochaltrigkeit, Demenz oder dem jungen Alter.¹⁰⁷ Zumeist aber konzentrieren sie sich auf die Analyse der Bilder von Hochaltrigkeit in der medial vermittelten Erzählkultur verschiedener Presseerzeugnisse, so etwa auch Heinrich Grebe und Daniel Drascek, die einen diskursethnografischen Zugang wählen. Dabei stellen sie zweierlei fest: Wenn es um Geld geht, häufen sich negative Altersbilder. «Die defizitorientierten Darstellungen bringen gesellschaftliche Ängste bezüglich eines Alters mit Demenz zum Ausdruck und tragen gleichzeitig zu einer Verfestigung dieses Angstbildes vom (hohen) Alter bei.»¹⁰⁸ Daneben aber fällt eine Häufung von gesund-aktiven, produktiv-erfolgreichen Altersbildern ins Auge. Von Doktoranden, Marathonläufern, Gipfelbesteigern, von Ehrenämtern und Enkelkindern ist die Rede. So gesellt sich also neben das multimorbid-düstere Bild dasjenige «hektischer Aktivität».¹⁰⁹ Nicht mehr nur Kaffeefahrt und Dia-Abend, Altenclub und Wanderverein, sondern Sprachkurs, Yogastunden, Enkelkinder bekochen, Jogginggruppe, Gedächtnistraining, Golfclub, Partnerschaft und Sexualität, Erlebnisurlaub, Konzert- und Theaterbesuche, Lesezirkel, Schönheitspflege und regelmässige ehrenamtliche Dienste gehören neu zum Pflichtprogramm eines aktiv-gesunden, produktiv-erfolgreichen Alterns. Die durch die Pension bedingte Abwesenheit von der Berufstätigkeit bedeutet also nicht mehr, dass der Alltag frei von (auch selbst auferlegten) Pflichten ist. Die Bilder aber sind zutiefst gegendert. Frauen, obwohl statistisch überpräsent, kommen in den Erzählungen von körperlichem und geistigem Erfolg kaum vor. Stattdessen findet man sie beim Enkelkinderhüten. Doch Alter ist nicht nur hier männlich oder weiblich. Vielmehr begleiten Geschlechterkonstruktionen im Allgemeinen das Reden über das Alter. Das stellt Ute Holfelder am Beispiel der Schwiegermutter ebenso fest wie Irene Götz, Esther Gajek, Alexandra Rau und Petra Schweiger in ihrem ethnografisch ausgerichteten Forschungsprojekt zum prekären Ruhestand von Frauen.¹¹⁰

107 Vgl. zur Diskursanalyse von Altersbildern: Daniel Drascek: «Ich werde 100 Jahre alt»; Heinrich Grebe: «Über der gewonnenen Zeit hängt eine Bedrohung ...»; ders., Welf-Gerrit Otto und Harm-Peer Zimmermann: «The Journey into the land of forgetfulness»; Bäbel Kühne: Wrinkled ...Wonderful?; dies.: Ganz schön alt sowie den Sammelband: Clemens Schwender, Dagmar Hoffmann und Wolfgang Reissmann (Hg.): Screening Age.

108 Heinrich Grebe: «Über der gewonnenen Zeit hängt eine Bedrohung ...», S. 106.

109 Daniel Drascek: «Ich werde 100 Jahre alt», S. 34.

110 Vgl. zum gegenderten Alter der Schwiegermutter: Ute Holfelder: Die Schwiegermutter sowie in Kurzform: dies.: Zur Amalgamierung, Fest- und Fortschreibung von stereotypen Alters- und Frauenbildern. Vgl. zum prekären Ruhestand von Frauen: Irene Götz, Ester Gajek, Alexandra Rau und Petra Schweiger: Prekärer Ruhestand. Vgl. zu Alter und Geschlecht im Allgemeinen: Saskia-Fee Bender: Körper- und Attraktivitätsnormierungen von Alter(n) und Geschlecht; den Sammelband: Heike Hartung (Hg.): Alter und Geschlecht; Heike Kahlert: Die hundertjährige Frau sowie Roberta Maierhofer: Das Leben als narrativer Akt.

Historische und ethnologische Beiträge setzen sich mit den zeitlichen und räumlichen Variablen von Altersbildern auseinander. Das gilt aber nicht nur für die Altersbilder im Speziellen, sondern ebenso für das Alter im Allgemeinen.

Vom Alter [...] kann kulturwissenschaftlich nur im Plural seiner historischen und kulturellen Bedingungen, Veränderungen und Unterschiede gesprochen werden. Bilder und Begriffe, Bedeutungen und Bewertungen des Alters entwickeln sich [...] im offenen Horizont kultureller Perspektiven, Praktiken und Aushandlungsprozesse. [...] Demnach sind Altersbilder ein sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Dimension offenes Geschehen, überaus wandelbar und formbar. Was immer ein biologischer Alterungsprozess sein mag, die kulturellen Antworten darauf sind unerschöpflich.¹¹¹

Während sich die einen mit dem Alter und Altern in verschiedenen Kulturen auseinandersetzen und den Blick schweifen lassen, blicken andere zu Cäsar zurück oder in die bürgerliche Stube hinein und studieren Gesetzesentwürfe zur Rentengesetzgebung. Die vielzähligen Beiträge zu einer Geschichte des Alters erzählen von einem zumeist als negativ, passiv-defizitär, manchmal aber auch von einem als positiv, aktiv-gesund verstandenen Alter. Einerseits wurde und wird Alter also mit Arbeits- und Leistungsunfähigkeit, körperlichem und geistigem Zerfall, Gebrechlichkeit und Nähe zum Tod assoziiert. Andererseits wurde und wird Alter mit Erfahrung und geistiger, spiritueller Entwicklung in Verbindung gebracht.¹¹²

Es stimmt, das Alter galt der Antike als Weisheit. Und es stimmt auch, dass das Alter im Zuge der Etablierung des Bürgertums im 18. und 19. Jahrhundert in Rückgriff auf antike Ideen wiederum eine positive Wertung erhält. In diesen Kontext fällt auch die Vorstellung von einem behüteten Alter im Kreise der Familie, einer Familie, die es so nie gegeben hat: eine biedermeierliche Gartenlauben-Idylle vom Pfeife rauchenden und Geschichten erzählenden Grossvater im Lehnstuhl und der strickenden Grossmutter am Familientisch.

Doch im christlichen Europa dominieren zwei kulturelle Besonderheiten, die der positiven Deutung des Alters über die Jahrhunderte hinweg zumeist im Wege stehen: der Ausschluss von Ahnenverehrung und Ahnenkult sowie die schriftliche Überlieferung. So wird Alter mit Invalidität und Infirmität gleichgesetzt. Alter wird deshalb in einer sich spätestens mit der Industrialisierung zur Leistungsgesellschaft entwickelnden Gesellschaft zum Synonym für gesell-

111 Harm-Peer Zimmermann: Über die Macht der Altersbilder, S. 76.

112 Vgl. zur Geschichte der Altersbilder und des Alters: Peter Borscheid: Altern gestern und heute; ders.: Der alte Mensch in der Vergangenheit; ders.: Geschichte des Alters; Thomas R. Cole und Mary G. Winkler: «Unsere Tage zählen»; Gerd Göckenjan: Das Alter würdigen; ders. Vom tätigen Leben zum aktiven Alter; Gunther Hirschfelder: Bilder vom Alter; François Höpflinger: Zur Geschichte des Alters in der Schweiz sowie den Sammelband: Pat Thane (Hg.): Das Alter.

schaftliche Funktionslosigkeit. Bestärkt wird diese Deutung von Alter durch die mit der Renaissance einsetzende Betonung einer Ästhetik junger Körper – eine Entwicklung, die sich im Sturm und Drang des 18. Jahrhunderts weiterentwickelt und schliesslich im reformerischen Jugendwahn des beginnenden 20. Jahrhunderts mündet.¹¹³

Als eigenständige Lebensphase entsteht das Alter aber erst im 20. Jahrhundert. Die Einführung des Renten- und Pensionssystems erlaubt, das Alter kalendrisch exakt zu bestimmen. Fortan ist Alter auf den Tag genau definierbar.¹¹⁴

Vom Auf- und Abstieg erzählen auch die gezeichneten, gesungenen und gereimten Lebensläufe: Lebenstreppe, Gedichte und Lieder; wobei die seit dem 17. Jahrhundert populäre Lebenstreppe die bis heute wohl bekannteste Allegorie auf das Leben darstellt.¹¹⁵ Stufe für Stufe auf- und wieder absteigend ist jeder Schritt auf der Treppe ein Schritt im Leben. Dabei folgt der Lebenslauf dem starren Schema der treppaufwärts steigenden Kindheit und Jugend, dem auf dem Höhepunkt stehenden Erwachsenenalter und dem absteigenden Alter. Andere Allegorien wählen den Jahreslauf zur Darstellung des Lebens, etwa das aus dem 18. Jahrhundert stammende Lied von Samuel Patzke «Das Leben gleicht den Jahreszeiten».¹¹⁶

Mit der Gegenwart hingegen beschäftigen sich ethnografische Beiträge, die nach Ordnungen, Beziehungen und Materialitäten des Alters und Alterns fragen: nach in Dingen erzählten Lebensgeschichten, nach Kleidungsweisen, nach Seniorenprogrammen in Museen, nach Körperkonzepten chronisch Kranker, nach Klängen des Alters, nach technischen Assistenzsystemen, nach der Bedeutung der Sinne bei Demenz, nach Pflegealltagen in der Demenzwohngruppe, nach Selbstsorge und Selbsttechnologien, nach Alltagen im Ruhestand, nach dem Pflegebett und anderen Dingen der Pflege oder nach dem Alltagshandeln in Sorgefigurationen bei demenziellen Erkrankungen.¹¹⁷

113 Vgl. dazu: François Höpflinger: Zur Geschichte des Alters in der Schweiz.

114 Vgl. zur Geschichte des Renten- und Pensionssystems in der Schweiz: François Höpflinger: Zur Geschichte des Alters in der Schweiz. Vgl. für Deutschland: Tina Denninger, Silke van Dyk, Stephan Lessenich und Anna Richter: Leben im Ruhestand, daraus v. a. das Kapitel «Vom Ruhestand zum Produktiven Alter?».

115 Vgl. zu den unzähligen Darstellungen der Lebenstreppe: Peter Joerissen und Cornelia Will: Die Lebenstreppe.

116 Vgl. zur Jahreszeitenallegorie: Samuel Patzke: Das Leben gleicht den Jahreszeiten.

117 Vgl. zu der breiten Palette ethnografischer Beiträge den Sammelband: Stefan Beck (Hg.): Alt sein – entwerfen, erfahren; Anamaria Depner und Carolin Kollwe: High-Tech und Handtasche; Cordula Endter: Ein Tablet für Herrn Wolf; dies.: Arbeit an der Grauzone; Esther Gajek: Seniorenprogramme an Museen; dies.: Rollatorenzugänge oder iPad-Nutzung?; dies.: Vestimentäre Praktiken; dies.: Viel Sorge, aber auch Glück und Gelingen; Irene Götz und Petra Schweiger: «Gott, was kommt jetzt daher?»; Heinrich Grebe: Von Irritationen und Resonanzen; ders.: «Gute Praxis» als Ausweg?; ders.: Selbstsorge im Angesicht von Verletzlichkeit und Endlichkeit; Maria Keil: Alter(n) in der Horizontale oder ein Bett ohne Ruhe; Ulrike Krasberg:

Besonders hervorzuheben sind an dieser Stelle die Arbeiten, die sich ethnografisch mit dem institutionellen Wohnen im Alter beschäftigen. Wie sehen Alterswirklichkeiten und Wohnalltage in institutionellen Einrichtungen aus? Wer sind die Menschen, die in den Pflegeheimen und in den Alterszentren leben? Und was bedeutet es, in einer Institution zu wohnen? Die Autorinnen und Autoren fragen nach dem guten Leben in Institutionen, sie fragen nach der Bedeutung von Räumen und Dingen in Pflegeheimen und Alterszentren. Dabei wählen sie die verstehende Innenperspektive und stellen Menschen vor, die in einer institutionellen Einrichtung wohnen. So kommen sie dem Desiderat nach, weniger über und mehr mit den Heimbewohnerinnen und -bewohnern zu sprechen.¹¹⁸ Damit beginnen sie, das institutionelle Wohnen neu zu schreiben – jenseits von sozialpolitischen Ängsten, jenseits von erzwungenen Wohnungswechseln, jenseits von lange nachhallenden Schreckensmeldungen über Misshandlungen aus der Tagespresse.¹¹⁹

Ethnografische Zugriffe auf das Alter und Altern wählen beobachtende und narrative Zugänge und interessieren sich für alltägliche Wirklichkeiten, Verhandlungen und Deutungen, für Meinungen, Sinnzusammenhänge und Bedeutungsstrukturen. Im Zentrum stehen damit die Menschen, ihr Denken, Sprechen, Tun und Materialisieren. Dafür bedienen sie sich beim qualitativen Methodenrepertoire ethnografischen Forschens oder entwickeln auf das Alter Bezug nehmende Methoden.¹²⁰

Der kurze Streifzug durch die historisch argumentierenden volkskundlichen Zugriffe auf das Alter und Altern – ob diskursanalytisch oder ethnografisch – zeigt: Inhaltlich argumentieren sie entlang der beiden gerontologischen Pole: multimorbides Alter versus aktiv-gesundes, erfolgreich-produktives Altern, wobei sich ein klarer Schwerpunkt bei der Hochaltrigkeit und der Demenz abzeichnen beginnt.¹²¹ Vor allem aber zeigt der knappe und unvollständige Blick in die kulturwissenschaftliche Altersforschung eines: Von einem Stiefkind volkskundlicher Forschung kann heute kaum mehr gesprochen werden.

«Hab ich vergessen, ich hab nämlich Alzheimer»; Ulrike Manz: «Als älterer Mensch, da gehört das dazu» sowie den Sammelband: Friedemann Schmoll (Hg.): Grauzone.

118 Vgl. zum Wohnen im Alter aus ethnografischer Perspektive: Charlotte Löffler: Gewohnte Dinge sowie den Sammelband: Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im Alterszentrum.

119 Vgl. zur Geschichte des institutionalisierten Wohnens im Alter: Roger Seiler: Hospiz – Pfrundhaus – Altenheim. Vgl. zum Wohnen im Alter im historischen Überblick im Allgemeinen: Hermann Bausinger: Von der Alterslast, der Last des Alters und wie sie sich tragen lässt.

120 Vgl. zu den Methoden der Altersforschung den Sammelband: Andrea von Hülsen-Esch, Miriam Seidler und Christian Tagsold (Hg.): Methoden der Alter(n)sforschung sowie Anna Sofia Lundgren: Doing age: methodological reflections on interviewing.

121 Vgl. dazu den Kongressband zum Zweiten Kulturwissenschaftlichen Alterskongress 2016 in Zürich: Harm-Peer Zimmermann: Kulturen der Sorge.

Nach Rudolf Schendas 1972 erschienenem Buch «Das Elend der alten Leute» ist es ein letztes Mal ruhig geworden in der kulturwissenschaftlichen Altersforschung. Und dennoch, der programmatische Text hat auch bald 50 Jahre nach seinem Erscheinen in vielen Punkten kaum an Aktualität eingebüsst. Vor allem aber ist es Schendas frühe Überblicksdarstellung, die den Text – im Hinblick auf eine künftig entstehende kulturwissenschaftliche Altersforschung – auch heute zum Grundstein einer erst jüngst an Wirkmächtigkeit gewinnenden wissenschaftlichen Hingebung macht.¹²² Danach sind bis zur Jahrtausendwende nur gerade eine Handvoll Beiträge entstanden, zumeist in den volkskundlichen Handbüchern und Grundrissen der 1990er-Jahre.¹²³

Erst Anfang der 2000er-Jahre finden sich erste aktuelle Annäherungen an die sich in den kommenden Jahren etablierende kulturwissenschaftliche Altersforschung. Dabei tun sich vor allem zwei ethnografische Studienprojekte hervor: «Grauzone» entsteht unter der Leitung von Friedemann Schmoll am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen; «Alt sein – entwerfen, erfahren» entsteht unter der Leitung von Stefan Beck am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin.¹²⁴

In den 2010er-Jahren aber mehren sich die kulturwissenschaftlichen Beiträge zum Alter und Altern. Erste Forschungsprojekte entstehen unter der Leitung von Harm-Peer Zimmermann, zunächst an der Philipps-Universität Marburg, dann am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich, wo auch der Forschungsschwerpunkt «Kulturwissenschaftliche Altersforschung» angegliedert ist. In diesem Umfeld entstehen hauptsächlich Forschungsarbeiten zu Hochaltrigkeit und Demenz.¹²⁵

Im weiteren Umfeld der empirischen Kulturwissenschaften finden sich ausserdem das Graduiertenkolleg «Alter(n) als kulturelle Konzeption und Praxis» der Heinrich Heine Universität Düsseldorf sowie die prominent platzierten Forschungsprojekte rund um den Soziologen Stephan Lessenich.¹²⁶

122 Vgl. dazu: Rudolf Schenda: Das Elend der alten Leute.

123 Vgl. zu frühen Grundriss- und Handbucheinträgen: Andreas C. Bimmer: Familienforschung sowie Verena Wyss-Meili: Altern in unserer Gesellschaft.

124 Vgl. dazu: Friedemann Schmoll: Grauzone sowie Stefan Beck: Alt sein – entwerfen, erfahren.

125 Vgl. zum Forschungsschwerpunkt «Kulturwissenschaftliche Altersforschung» am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich: www.isek.uzh.ch/de/populäre_kulturen/forschung/forschungsfelder/altersforschung.html (5. 7. 2018). Vgl. zu den Projekten zu Hochaltrigkeit und Demenz: Sorge-Figurationen bei demenziellen Erkrankungen in der Schweiz: www.sorge.uzh.ch/de.html (3. 7. 2018) sowie Gutes Leben im hohen Alter angesichts von Verletzlichkeit und Endlichkeit – eine Analyse von Altersbildern in öffentlichen Diskursen und Alltagspraktiken: <https://tu-dresden.de/gsw/phil/iphil/prak/forschung/gutes-leben-im-hohen-alter> (3. 7. 2018).

126 Vgl. zum Graduiertenkolleg «Alter(n) als kulturelle Konzeption und Praxis» der Heinrich Heine Universität Düsseldorf: www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/ageing (5. 7. 2018).

Die Forschungsprojekte ziehen Kongresse und Publikationen mit sich: Das an der Universität Graz angesiedelte «Kulturwissenschaftliche Jahrbuch der Moderne» erscheint unter dem Schwerpunkt «Alter(n)»; in Zürich findet der «Erste Kongress Kulturwissenschaftlicher Altersforschung» statt, aus dem der von Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch herausgegebene Sammelband «Kulturen des Alterns» hervorgeht; in Hamburg findet die Tagung «Altern in Beziehungen – Ordnungen. Praktiken. Materialitäten» statt, die den von Cordula Endter und Sabine Kienitz herausgegebenen Sammelband «Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis» nach sich zieht. Und das ist erst der Anfang einer Reihe weiterer Tagungen und daraus hervorgehender Publikationen.¹²⁷

Die Skizze volkskundlicher Altersforschung gibt Eindruck davon, wie sich auch das alltagskulturwissenschaftliche Interesse am Alter und Altern mehrt und institutionalisiert. Gemeinsam ist den Beiträgen der jüngst gestärkte sezierende Blick auf die Konstruktionen des Alters und Alterns.

In welchen Zeiten leben wir? Wohnkulturforschung

Während frühe volkskundliche Versuche zunächst auf die bäuerliche und später auf die bürgerliche Haus- und Sachkultur fokussieren und sich für deren Ästhetik interessieren,¹²⁸ werden seit den 1970er-Jahren erste Stimmen vernehmbar, die das Wohnen als Kultur verstehen.¹²⁹

In ihrem bis heute gültigen Opus magnum der Wohnkulturforschung «Möblierter Sinn» schreibt die Grazer Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Katschnig-Fasch: «In den Wohnformen manifestiert sich der gesellschaftlich-kulturelle Zustand, sein Wandel, seine Ideologie, seine Machtstruktur – quasi in seiner innersten Bastion. Hier manifestieren sich aber auch die Antworten der Menschen als ihre autonome kulturelle Kraft und ihr soziokultureller Ort.»¹³⁰

127 Vgl. zum Jahrbuch: *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch (2010/11): Alter(n)*. Vgl. zum Zürcher Kongress: www.isek.uzh.ch/de/populäre-kulturen/veranstaltungen/archiv/conference/altern.html (5. 7. 2018); vgl. zum dazugehörenden Sammelband: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): *Kulturen des Alterns*. Vgl. zur Hamburger Tagung: www.kultur.uni-hamburg.de/vk/forschung/tagungen/verlauf/altern-in-beziehungen.html (5. 7. 2018); vgl. zum dazugehörenden Sammelband: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): *Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis*.

128 Vgl. zur fachhistorischen Entwicklung der volkskundlichen Wohnkulturforschung die Überblicksdarstellungen: Elisabeth Katschnig-Fasch: *Wohnen als Forschungsfeld der Volkskunde*; Ruth-E. Mohrmann: *Wohnen und Wirtschaften* sowie Margret Tränkle: *Wohnung und Wohnen*.

129 Vgl. dazu: Margret Tränkle: *Wohnkultur und Wohnweisen*; Ursula Kanacher: *Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen*; Elisabeth Katschnig-Fasch: *Möblierter Sinn*; Waltraud Bellwald: *Wohnen und Wohnkultur* sowie Manfred Omahna: *Wohnungen und Eigenräume*.

130 Elisabeth Katschnig-Fasch: *Möblierter Sinn*, S. 20.

Elisabeth Katschnig-Fasch untersucht in den 1980er-Jahren Wohn- und Lebensweisen in drei sozial und räumlich unterschiedlichen Stadtteilen von Graz: einem bürgerlichen Viertel, einer Arbeiterwohnsiedlung und einem Stadtteil vorwiegend unterer Sozialschichten.¹³¹

Wohnen, das ist für Elisabeth Katschnig-Fasch Selbst- und Gesellschaftsentwurf in einem. Dabei rücken die Menschen und ihre ganz individuelle Vorstellung vom Wohnen ins Zentrum des Erkenntnisinteresses. Denn jeder sprachliche, jeder tunliche und jeder dingliche Ausdruck ist notwendigerweise kulturelle Konstruktion. So formieren sich die fallbezogenen Ausdrucksformen zu kollektiven Selbstentwürfen.¹³²

Wie aber die Wohnkulturen untersuchen? Wie Wohnen als Ausdruck gesellschaftlicher Zustände deuten? Wie Räume, Dinge und Menschen zusammendenken?¹³³ Die Projektgruppe Göttingen – ein Forscherinnenkollektiv von zehn Frauen – sucht nach geschlechtsspezifischen Markern im Wohnen.¹³⁴ Dazu fragt sie beispielsweise, welche Tätigkeiten in welchen Räumen ausgeübt werden, wer diese am meisten nutzt und wem einzelne Räume und Dinge zugeschrieben werden. Die Gruppe bearbeitet die Wohnkultur also entlang dreier Linien: Erstens fragt die Gruppe nach dem Vorgang des Wohnens selbst, nach dem Umgang mit Möbeln und Räumen, nach dem Prozess der Aneignung, nach Mustern der Lebensbewältigung, nach Rollenzuweisungen und Selbstdefinitionen. Die zweite Linie betrifft die Organisation des Wohnens und damit auch des Haushalts. Die Gruppe fragt nach den Regeln des Umgangs mit Räumen und Dingen, nach der Art und Weise, wie Wohnalltage gestaltet werden, nach Strukturen des Wohnens, nach Raumanneignungsstrategien und Ritualen. Schliesslich fragt die Gruppe drittens nach der Hausarbeit, dem Pflegen, Einrichten und Schmücken der Wohnung. Denn Hausarbeit als Gestaltung und Pflege der Wohnung ist immer auch eine Form der Aneignung.¹³⁵

Ich verstehe Wohnen im Gefolge von Elisabeth Katschnig-Fasch als zutiefst kulturellen Ort der Verhandlung und (Selbst-)Deutung, als verräumlichte Selbst-

¹³¹ Vgl. dazu: ebd. sowie in Kurzform dies.: Wohnen und Wohnkultur im Wandel.

¹³² Vgl. dazu: dies.: Möbliertes Sinn, S. 23 f.

¹³³ Vgl. zu den empirischen Hürden bei der Analyse der Wohnkultur: Ueli Gyr und Johanna Rolshoven: Wohnen, Multilokalität und Kulturdynamik, S. 153 sowie Manfred Seifert: Das Dilemma der Interpretation.

¹³⁴ Vgl. zur geschlechtsspezifischen Wohnkultur im Allgemeinen: Ruth Becker: Lebens- und Wohnformen; Kerstin Dörrhöfer: Verortungen; Elisabeth Katschnig-Fasch: Die Macht der Räume; Sabine Pollak: Leere Räume; Projektgruppe Göttingen: Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung; dies.: Die innere Ordnung der Wohnung; den Sammelband: Darja Reuschke (Hg.): Wohnen und Gender sowie Anja Schöne: Weibliche Stadtplanung und frauengerechtes Wohnen.

¹³⁵ Vgl. dazu: Projektgruppe Göttingen: Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung, S. 109–114.

bedeutsamkeit. Wohnen ist ein dispositives Sein im und mit dem Raum, durch die Dinge, während des Tuns. Zugleich mache ich mir aber auch die Ding- und Raumbedeutung zunutze, um das Wohnen redbar und sodann schreibbar zu machen. Denn jenseits der vereinzelt Bemühungen, das Wohnen als solches zu verstehen, begnügen sich die meisten damit, einzelne Räume oder Gegenstände zu beschreiben, indem sie sich hauptsächlich zweierlei Fachinterna zunutze machen: Die Raumkultur und die Dingbedeutsamkeit.¹³⁶

Da wären auf der einen Seite also Arbeiten zu den Räumen des Wohnens: Zum Wohnzimmer, zum Schlafzimmer, zur Küche, zum Badezimmer.¹³⁷ Da wären auf der anderen Seite aber auch Arbeiten zu den Dingen des Wohnens: zu den Möbeln im Allgemeinen, zum Bett, zum Kühlschrank, zum Fernseher, zum Wandschmuck im Speziellen.¹³⁸ Sie fragen nach Funktionalisierung und Spezialisierung, nach Bedeutsamkeiten und Repräsentationen, nach Aneignungen und Mächtigkeiten, nach Geschlechtsspezifika und dem historischen Verlauf. Sie denken aus alltagskulturwissenschaftlicher Sicht, «das heisst vom Menschen her in seinem Denken, Handeln und Deuten, im Aneignen, Umgehen und Bewerten, im Erfahren und in der Praxis».¹³⁹ Sie fragen also nach Bezügen, Vorstellungen, Zuschreibungen, Erfahrungen, Bedeutsamkeiten und nach mehr. Und sie suchen nach Beziehungsgeflechten, Bedeutungsstrukturen und Sinnzusammenhängen. Doch Wohnen ist immer mehr. Brigitta Schmidt-Lauber etwa versteht das Woh-

136 Vgl. zum Überblick über die fachhistorische und gegenwärtige Entwicklung der Raumkultur in der Volkskunde: Thomas Hengartner: Zur Ordnung von Raum und Zeit; Gabriela Muri: Raum und Gesellschaft; Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung sowie dies.: Zwischen den Dingen: der Raum. Vgl. für einen volkswissenschaftlichen Forschungsüberblick zur Dingbedeutsamkeit: Hermann Heidrich: Dinge verstehen.

137 Vgl. zum Wohnzimmer: Anamaria Depner: Wie der spatial turn Einzug ins Wohnzimmer hält; Hans Peter Hahn: Von der Ethnografie des Wohnzimmers zur Topografie des Zufalls sowie Karin Hausen: Das Wohnzimmer. Vgl. zum Schlafzimmer: Pascal Diebie: Wie man sich bettet. Vgl. zum Kinderzimmer: Ingeborg Weber-Kellermann: Die gute Kinderstube. Vgl. zur Küche den Sammelband: Elfie Miklautz, Herbert Lachmayer und Reinhard Eisendle (Hg.): Die Küche; Eva Scheid: Die Küche sowie den Sammelband: Klaus Spechtenhauser (Hg.): Die Küche. Vgl. zum Badezimmer: Daniel Furrer: Wasserthron und Donnerbalken sowie Alphon Silbermann und Michael Brüning: Der Deutschen Badezimmer.

138 Vgl. zu den Mobilien im Allgemeinen: Wolfgang Brückner: Kulturgeschichtliche Möbelforschung; Christoph Daxelmüller: Möbel, Mobiliar und Alltag; Helge Gerndt: Möbel als kultureller Wert; den Sammelband: Sebastian Hackenschmidt und Klaus Engelhorn (Hg.): Möbel als Medien; Wolfgang Kaschuba: Be-wohnte Dinge sowie Monika Kritzmöller: Von Schneckenhaus bis Adlerhorst. Vgl. zum Bett: Vilém Flusser: Das Bett; Maria Keil: Altern in der Horizontale oder ein Bett ohne Ruhe sowie Gottfried Korff: Einige Bemerkungen zum Wandel des Bettes. Vgl. zum Kühlschrank: Martina Hessler: «Mrs. Modern Woman». Vgl. zum Fernseher: Jo Reichertz: Zauberspiegel, Hausaltar oder Kanzel. Vgl. zum Wandschmuck: Margret Tränkle: Wandschmuck als Mittel der Repräsentation sowie Sabine Ziegler-Thomas: Röhrender Hirsch und betende Hände.

139 Thomas Hengartner: Zur Ordnung von Raum und Zeit, S. 27.

nen als Befindlichkeit, als Verhandlungs- und Deutungshorizont als Schablone der Gemütlichkeit.¹⁴⁰

Von einer Triade als Figur zur Erfassung des Wohnens – Dinge, Handlungen und Repräsentationen – spricht Johanna Rolshoven: Die Triade analysiert Dinge (Bücher, Geräte, Geschirr, Lebensmittel, Spielsachen, Bilder, Kleidung, Möbel), Handlungen (Körper- und Kommunikationstechniken) und Repräsentationen (Wünsche, Träume, Ängste, Meinungen, Vorstellungen) zwar getrennt, denkt sie aber im Wohnen zusammen. Damit wird die Triade den verschiedenen räumlichen Qualitäten des Wohnens gerecht: dem erlebten und gelebten Raum, dem gebauten Raum, dem Repräsentationsraum – dem Raum als Handlung, als Physis und als Vorstellung – dem wahrgenommenen und in den Alltagshandlungen verwirklichten Raum, dem vermessbaren, architektonisch geschaffenen Raum, den gesellschaftlichen, historischen Zuschreibungen von Raum.¹⁴¹ «Die Dinge des Wohnens erfüllen dabei einen praktischen funktionalen ebenso wie einen symbolischen memorialen Nutzen. [...] Im Akt des Gebrauchs werden sie stets neu mit Bedeutung versehen.»¹⁴²

Wohnen ist also immer mehr. Mehr als die Räume, mehr als die Dinge, mehr als das Tun, es ist mehr als das Schutzsuchende, mehr als das Selbstverständliche, das Gewohnte. Es ist mehr als das Gebaute und mehr als das Ästhetische. Es ist mehr als das Einrichten, das Dekorieren, mehr als das Putzen, das Kochen, mehr als das Schlafen, Sitzen, Spielen und Verweilen. Mehr als das Kommen und Gehen. Es ist mehr als die Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit, Innen und Außen. Es ist mehr als daheim sein. Die Ontologen unter den Wohnforscherinnen und -forschern sprechen deshalb gar vom Wohnen als Sein.¹⁴³

Wohnen ist aber auch mehr, weil nichts unbedacht geschieht. Weil all die Räume, all die Dinge und all das Tun verhandelt und gedeutet werden und Gleiches selbst tun. Wohnen ist machtvolle und akteurszentrierte Kultur zugleich, ist gleichzeitig ein Sein im Raum, ein Sein mit den Dingen, ein wohnliches Tun. Wohnen denkt sich mit dem und im Dispositiv, das sich seinerseits im Wohnen manifestiert. Nicht also die Dinge an sich, nicht die Räume, nicht das Tun an sich, sondern deren mächtige (Be-)Deutsamkeit in ihrer Gleichzeitigkeit sind von Belang.

140 Vgl. dazu: Brigitta Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit sowie in Kurzform: dies.: Orte der Gemütlichkeit.

141 Vgl. zur Raumtriade: Johanna Rolshoven: *Das mobile Haus*, S. 53 f., dies.: *Raumkulturforschung*, S. 135; dies.: *Zwischen den Dingen: der Raum*, S. 163–166 sowie dies.: *Wie wärs mit Cultural Studies in Architecture?*, S. 19–23.

142 Johanna Rolshoven: *Das mobile Haus*, S. 51.

143 Vgl. zur ontologischen Betrachtung des Wohnens: Martin Heidegger: *Bauen, Denken, Wohnen*, S. 147.

Wohnen ist zunächst also in einer bestimmten Weise angeordneter Raum, leerer Raum. Ein Grundriss. Architektur. Vorgegebene Räume, die von den Wohnenden angeeignet, gestaltet, gefüllt werden müssen. Doch bestimmt das Vorgegebene ebenso über die Wohnenden, wie diese über die Räume bestimmen. Die Räume sind «Möglichkeit der Entfaltung» und zugleich «Orte der Kontrolle und der Beschneidung».¹⁴⁴ Wer nicht nur die Anordnung der leeren Kästchen auf dem Papier – die Grundrisse –, sondern ebenso die Bezeichnung der einzelnen Räume berücksichtigt, merkt schnell, dass bereits das Papierene normativ anleitet und vorschreibt: Kinderzimmer, Schlafzimmer, Wohnzimmer.¹⁴⁵

Der Grundriss [...] legt nahe, dass die bauliche Raumordnung nicht neutral ist, sondern von bestimmten Vorschriften geleitet wird. [...] Ihre Normativität verweist auf ein Familienideal, das im 19. Jahrhundert zur herrschenden Repräsentation der aufstrebenden Klasse des Bürgertums wurde. [...] Die schiere Normalität solcher funktional spezialisierten Nutzungswidmungen von Räumen kann nicht verdecken, dass gesellschaftliche Raumordnungen sich nicht auf die Dreidimensionalität des Gebauten beschränken. Sie beruhen auf Raumrepräsentationen, in die sich soziale Entwicklungen eingeschrieben haben. Es ist nicht verwunderlich, dass es zwischen dem Gebauten und dem Sozialen zu Reibungen kommt. Solche Reibungen zwischen zeitgenössischen Bauformen und gesellschaftlicher Dynamik in ihrer Historizität lassen sich generell an den alltagskulturellen Artikulationen der Wohnnutzenden ablesen, die auf einer Gemengelage zwischen individueller Erfahrung und gesellschaftlich vermitteltem Wissen beruhen.¹⁴⁶

Nicht nur der Raum an sich bestimmt, sondern ebenso die Funktionsvorgaben, an die schliesslich auch die Möglichkeiten der Dinge und des Tuns geknüpft sind. Und all das bestimmt schliesslich über die Form des Zusammenlebens.¹⁴⁷ Ebenso sind Einrichtungsmuster weder individuell noch beliebig. So sind die Einrichtungsobjekte immer auch Zeugnisse übergeordneter Normen und Werte. Sie sind aber zugleich auch Zeugnisse von Selbstentwürfen. Die Spezialisierung des Raumgefüges bringt also gleichzeitig auch eine «Funktionalisierung und Disziplinierung des Wohn- und Bewohnerverhaltens»¹⁴⁸ mit sich.

Doch Dinge und Räume sind nur von Belang, insofern sie Bedeutsamkeiten sind, Verhandlungen materialisieren, kulturelle Mächtigkeiten verräumen, insofern mit und durch sie verhandelt und gedeutet wird, insofern sie selbst verhandeln und deuten, insofern die Verhandlungen und (Selbst-)Deutungen der wohnenden

144 Elisabeth Katschnig-Fasch: *Möblierter Sinn*, S. 83.

145 Vgl. zur Entwicklung des Grundrisses: Reinhard Gieselmann: *Entwicklung des Wohnungsgrundrisses*.

146 Johanna Rolshoven: *Das mobile Haus*, S. 48 f.

147 Vgl. dazu: Manfred Omahna: *Wohnungen und Eigenräume*, S. 112.

148 Ursula Kanacher: *Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen*, S. 262.

Menschen mit und durch sie geschehen. Kurz: Ich verstehe Wohnen als Verhandlungs- und Deutungsraum. Mein Vorhaben versucht, das Wohnen aus der Perspektive der Wohnenden zu denken und nach ethnografischen Mikrologien, Bedeutsamkeiten aus der Innenperspektive des Wohnens zu fragen.

Architekturen, Raumgefüge, Einrichtungsweisen und Wohntun sind also Spiegel der Mächtigkeiten, der Kultur – des Dispositivs. Und als solche sind sie historisch gewachsen. Denn wohnen heisst bis heute bürgerlich in der Kleinfamilie zu wohnen. Davon abweichende Wohnweisen aber verweisen stets auf gesellschaftliche Umbrüche. So auch die Haus- und Wohngemeinschaften, die sich seit einigen Jahren zwischen das eigene Daheim und das Altersheim stellen und auf ein sich veränderndes Alter und Altern verweisen. Ein Blick zurück in die Geschichte des Bürgertums erklärt, warum.

Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Moderne. Es ist das Jahrhundert der Industrialisierung, Urbanisierung, Säkularisierung und Rationalisierung. Es ist das Jahrhundert der Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz. Und es ist das Jahrhundert des Bürgertums und damit der Kleinfamilie: Vater, Mutter und Kind(er), vereint in hierarchischer Ordnung – der Vater bestimmt die gesellschaftliche Stellung, die Mutter gestaltet die Häuslichkeit, beide vereint in ehelicher Liebe, verbunden durch die Erziehung der Kinder, die hier ihre eigenständige Lebensphase erhalten.¹⁴⁹

Die männliche Repräsentation nach aussen, die weibliche Verhäuslichung und die familiäre Privatheit, aber auch die Erfindung der Kindheit finden sich in den Grundrissen der bürgerlichen Wohnungen wieder. Die Wohnung wird in einen öffentlichen und in einen privaten Bereich unterteilt, die einzelnen Räume werden funktionalisiert und spezialisiert. Nutzungszuweisungen lokalisieren bestimmte Verrichtungen und Einrichtungen in eigens dafür vorgesehenen Räumen.¹⁵⁰ Die Spezialisierung des Raumgefüges bringt also gleichzeitig auch eine «Funktionalisierung und Disziplinierung des Wohn- und Bewohnerverhaltens»¹⁵¹ mit sich. Strassenseitig unmittelbar hinter der prunkvollen Fassade und in der Nähe des Eingangsbereichs befindet sich die gute Stube. Sie dient ausschliesslich der Repräsentation, dem Empfang von Gästen. Dementsprechend gestaltet sich die Einrichtung: Nippes, Zierkissen und mit Kostbarkeiten gefüllte Glasvitrienen. Um den Salon herum gruppieren sich die übrigen Wohn- und Gesellschafts-

149 Vgl. zum Bürgertum des 19. Jahrhunderts die Sammelbände: Ueli Gyr (Hg.): *Soll und Haben* sowie Lutz Niethammer (Hg.): *Bürgerliche Gesellschaft*. Vgl. zur bürgerlichen Familie: Andreas C. Bimmer: *Familienforschung* sowie Ingeborg Weber-Kellermann: *Die Familie*.

150 Vgl. zur bürgerlichen Wohnung: Bruno Fritzsche: *Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur*; Sophie Hellgardt: *Zehn Zimmer*; Gottfried Korff: *Puppenstuben als Spiegel bürgerlicher Wohnkultur* sowie Hermann Zimm: *Entstehung und Wandel bürgerlicher Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen*.

151 Ursula Kanacher: *Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen*, S. 262.

zimmer wie das Wohnzimmer für die Familie und – je nach Vermögenslage – Spielereien wie das Herrenzimmer, die Bibliothek, das Musikzimmer.¹⁵²

Auf der Rückseite des Hauses, zum Hof hin gewandt, befinden sich die der Öffentlichkeit vorenthaltenen und so den Blicken des Fremden verborgenen, privaten Räume – zum einen die durch Intimität tabuisierten und zum anderen die durch Arbeit deklassierten Räume. Als Ort des Intimen par excellence ist das Schlafzimmer Ort des An- und Entkleidens, Schlafens und der Sexualität. Dieser privaten Funktionalität der körperlichen Verrichtungen entsprechend, ist das Schlafzimmer mit Schrank, Doppelbett, zwei Nachtschränken und Frisierkommode eingerichtet. In diesem privat-intimen Bereich der Wohnung findet sich auch das Kinderzimmer, mit dem der Erfindung der Kindheit als eigenständige Lebensphase Rechnung getragen wird.¹⁵³

Als Ort der Arbeit ist die Küche im Bürgertum zu einem der kleinsten Räume in der Wohnung degradiert. Doch nicht nur die Grösse, sondern auch die Lage der Küche – sie liegt hofseitig ausgerichtet – verweist auf den Bedeutungs- und Funktionswandel des ehemaligen Zentrums der Wohnung. Schliesslich befindet sich auch der Sanitärbereich in diesem hinteren Teil der Wohnung, ausgelagert aus dem hör-, seh- und geruchsräumlichen Wahrnehmungsbereich.¹⁵⁴

Das bürgerliche Wohnen manifestiert sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum Wohnleitbild. Und als solches hat es bis heute nur wenig an Gültigkeit eingebüsst. Die Grundrisslogik und die damit einhergehenden Einrichtungsmuster, Verhaltensmodellierungen, Ordnungen, Normierungen und Hierarchien haben sich in modifizierter Form bis in die Gegenwart hinein erhalten.¹⁵⁵ Wenn auch Salon, Herrenzimmer und Co. aus Kostengründen dem multifunktionalen Familienwohnzimmer weichen mussten, die Küchen jüngst nicht mehr versteckt im hinteren Teil der Wohnung, sondern mitten im offenen Wohnbereich stehen und so die Familie kontemporär zu bauen versuchen – die Grundrisslogik ist bürgerlich geblieben.¹⁵⁶

Im Familienwohnzimmer von heute wird gebastelt, gelesen, gespielt, musiziert, Besuch empfangen, entspannt und nichts getan. Dementsprechend ist die Ein-

152 Vgl. zum repräsentativ-öffentlichen Teil der bürgerlichen Wohnung: Ute Frevert: Ausdrucksformen bürgerlicher Öffentlichkeit; Ursula Kanacher: Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen, S. 95f. und 112f. sowie Gisela Mettele: Der private Raum als öffentlicher Ort.

153 Vgl. zum bürgerlichen Kinderzimmer: Ingeborg Weber-Kellermann: Die gute Kinderstube. Vgl. zur Geschichte der Kindheit: Philippe Ariès: Geschichte der Kindheit.

154 Vgl. zum verborgen-privaten Bereich der bürgerlichen Wohnung: Ursula Kanacher: Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen, S. 99–101.

155 Vgl. dazu: Bruno Fritzsche: Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur.

156 Vgl. dazu: Ursula Kanacher: Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen, S. 167–172.

richtung gehalten: Zumeist dreigeteilt in einen grossen Tisch für Gäste, für das Essen, Spielen, Basteln, in eine Sofalandschaft mit Couchtisch für die Entspannung, das Lesen, Fernschauen oder Nichtstun und in eine Wohnwand als Vitrine der Repräsentation: Nippes, Bücher, TV, Musikanlage finden hier ihren Platz.¹⁵⁷ Die bürgerliche Familie ist längst tot.¹⁵⁸ Doch die bauliche Festlegung der Kleinfamilie normiert und ordnet weiterhin die Form des Zusammenlebens. Das Bild der harmonischen Trautheit im bürgerlichen Familienglück vermag trotz bröckelnder Fassade die Gesellschaft noch immer zu stabilisieren. Andere Formen des Wohnens – ob alleine oder in Gemeinschaft – werden in den räumlichen Strukturen nur ausnahmsweise berücksichtigt.¹⁵⁹ Der Wohnungsbau passt sich kaum den sich wandelnden Lebensverläufen an.

In Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche aber mehren sich die Entwürfe alternativer Wohnweisen. Immer dann also, wenn die Gesellschaft in Kritik gerät, immer dann, wenn neue Lebensweisen zur Debatte stehen, entstehen gemeinschaftliche Wohnformen. Wenn auch für die Schweiz nur mit Vorbehalt von mit Deutschland vergleichbaren Reformbewegungen gesprochen werden kann, so finden sich auch hier alternative Lebens- und damit einhergehende Wohnweisen, deren Bedeutsamkeiten dieselben sind: Sie sind Versuche, der Pluralisierung der Gesellschaft gerecht zu werden und auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren.

In der bürgerlichen Moderne passiert das zum ersten Mal im Kontext der Lebensreform um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert – zu einer Zeit also, in der Fortschrittsglaube, Stadtbegeisterung und Liberalismus in eine tiefe Krise geraten. Die aus dem intellektuellen Milieu stammenden Lebensreformer kritisieren die Moderne und suchen nach Alternativen zur voranschreitenden Urbanisierung, Industrialisierung, Rationalisierung, Kapitalisierung und Säkularisierung. Entlang zahlreicher Reformansätze fordern sie ein natürliches, authentischeres Leben. Fluchtpunkt bieten hierfür die ländlichen Kommunen, etwa die von Friedrich Fellenberg-Egli gegründete Obstbaugenossenschaft Heimgarten in Bülach, die Vorbild für die bis heute existierende Gemeinnützige Obstbausiedlung Eden bei Oranienburg war. So vernetzen sich in den gemeinschaftlichen Wohnweisen der Lebensreform Genossenschaftswesen, Bodenreform, Gartenstädte oder Freiwirtschaft mit einer Reihe anderer Reformseg-

157 Vgl. zur heutigen Familienwohnung: Sebastian Schinkel: Familiäre Räume.

158 Vgl. zum Tod der bürgerlichen Familie den Sammelband: Karin Böllert und Hans-Uwe Otto (Hg.): Die neue Familie; Schweizerisches Landesmuseum: Familien sowie Trotha von Trutz: Die bürgerliche Familie ist tot.

159 Vgl. dazu: Manfred Omahna: Wohnungen und Eigenräume, S. 160.

mente, etwa der Hygiene- und Ernährungsreform oder der Bewegungs- und Körperreform.¹⁶⁰

In den 1920er-Jahren werden die lebensreformerischen Forderungen auch zum Leitgedanken des Neuen Bauens und prägen seither die Architektur und Städteplanung der Moderne, die den Wachstumsschmerzen der Grossstädte ebenso konservativ wie reformerisch entgegenzutreten versuchen:¹⁶¹ Gartenstädte, Bodenreformen und gemeinnützige Wohnungsbauten sollten ebenso der Arbeiterklasse wie dem Heimatssinn dienen.¹⁶² Von der reformerischen Avantgarde aber werden neue Wohnformen diskutiert: Le Corbusier entwirft in seiner Programmschrift «Fünf Punkte zu einer neuen Architektur» ein architektonisches Reformprogramm mit revolutionärem Potenzial. Indem er tragende Mauern durch Stützen ersetzt, ermöglicht er freie Grundrisse. Diese neu gewonnene Flexibilität der Anordnung und Grösse befreit die Räume von hierarchischen Nutzungs- und Funktionszuschreibungen.¹⁶³ In diese Zeit fallen auch die ersten Entwürfe der Frankfurter Funktionsküche und die Einküchenhäuser nach amerikanischem Vorbild, etwa der Heimhof auf der Schmelz in Wien oder die Ämtlerhalle in Zürich. In zentralen Küchen sollten die Speisen für alle Bewohnerinnen und Bewohner zubereitet und gemeinsam in einem Speisesaal eingenommen werden. Durch die Zentralisierung der Haushaltsarbeit sollten die Frauen von dieser entlastet und zugleich in den Arbeitsprozess integriert werden.¹⁶⁴

Das nächste Mal mischen sich die Wohnformen im Gefolge der 1968er-Bewegung neu. Konzentrieren sich bis dahin die wohnungspolitischen Ziele vornehmlich auf die quantitative Versorgung der Bevölkerung mit Wohnraum, treten Anfang der 1970er-Jahre vermehrt qualitative Aspekte in den Vordergrund. Aus dem Unbehagen gesellschaftlicher Verhältnisse entstehen Wohngemeinschaften als gesellschaftlicher Gegenentwurf zur bürgerlichen Elterngeneration. Mit der

160 Vgl. zur Lebensreform im Überblick: Eva Barlösius: *Naturgemässe Lebensführung*; Florentine Fritzen: *Gesünder Leben* sowie den Sammelband: Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke (Hg.): *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933*, daraus für das Wohnen insbesondere das von Reinhard Farkas eingeleitete Kapitel «Leben und Arbeiten/Wirtschaften und Wohnen» sowie die darin enthaltenen Beiträge: Michael Prinz: *Genossenschaften*; Elisabeth Meyer-Renschhausen und Hartwig Berger: *Bodenreform*; Kristina Hartmann: *Gartenstadtbewegung* sowie den im Kapitel «Gemeinschaft und Gesellschaft» enthaltenen Beitrag von Anne Feuchter-Schawelka: *Siedlungs- und Landkommunenbewegung*.

161 Vgl. zum Begriff der grossstädtischen Wachstumsschmerzen den Sammelband: Thomas Hengartner und Anna Schindler (Hg.): *Wachstumsschmerzen*.

162 Vgl. zur Verknüpfung von Lebensreform und Städtebau, insbesondere für Zürich: Daniel Kurz: *Die Disziplinierung der Stadt* sowie Martin Viehhauser: *Reformierung des Menschen durch Stadtraumgestaltung*.

163 Vgl. dazu: Le Corbusier und Pierre Jeanneret: *Fünf Punkte zu einer neuen Architektur*.

164 Vgl. für Wien: Heidrun Aigner: *Das Einküchenhaus Heimhof auf der Schmelz*. Vgl. für Zürich: Hochbaudepartement der Stadt Zürich und Amt für Städtebau (Hg.): *Baukultur in Zürich: Wiedikon, Albisrieden, Altstetten*, S. 53.

Gründung von Wohngemeinschaften sollte der Individualbereich zugunsten von erweiterten, gemeinschaftlich zu nutzenden Räumen reduziert werden, um so die kommunikativen Beziehungen der Bewohner untereinander zu intensivieren. In den gemeinsamen Räumen konzentriert sich damit die Kritik an der Ehe, an der Kleinfamilie, an der Erziehung, an den Kulturnormen, an den Geschlechterrollen, an der Sexualität und an den Kleidervorschriften.¹⁶⁵

Im Gefolge der 1968er-Bewegung entstehen aber auch stadt- und wohnpolitische Bewegungen, die sich teilweise bis heute gegen die Wohnraumzerstörung und die Folgen einseitig ökonomisch orientierter Stadtentwicklung auflehnen. So neben Berlin und Wien auch in Zürich, wo sich in der Häuser- und Kommunenbewegung Teile der neuen sozialen Bewegung und der autonomen Linken zu Beginn der 1980er-Jahre treffen. Konzentrierten sich die Forderungen der Bewegung in Zürich zunächst auf das selbstverwaltete Jugendzentrum (AJZ), verlagert sich das Interesse bald auf die Wohnsituation. In alternativen Lebensentwürfen und unterschiedlichen Widerstandsformen üben die Bewegten Kritik an der Zürcher Wohnpolitik und Stadtentwicklung. «Wo-Wo-Wonige!» lautete der Slogan der Zürcher Häuserbesetzer, die sich gegen Wohnungsnot und Wohnraumverdrängung stellten.¹⁶⁶

In den besetzten Häusern und Grosskommunen entstehen Wohnutopien, die bis heute Vorbild alternativer Bau- und Wohngenossenschaften sind. Aus P. M.s Utopie «Bolo'bolo»¹⁶⁷ entstehen in Zürich unter anderem Karthago, das Kraftwerk1 und die Kalkbreite.¹⁶⁸ Sie erproben jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie neue Formen des Zusammenlebens, die ökologisch und sozial ausgerichtet und der Vielfalt verpflichtet sind. Dabei macht vor allem eine neue gemeinschaftliche Bauweise aktuell die Runde, die sich zwischen die Haus- und Wohngemeinschaften stellt: Clusterwohnen. Um einen grosszügig gestalteten gemeinsamen Wohnbereich gruppieren sich kleine Wohnungen.

165 Vgl. zu den Wohngemeinschaften im Gefolge der 1968er-Bewegung: Lothar Bertels: Gemeinschaftsformen, daraus das Kapitel 6. «Wohngemeinschaften», S. 75–96; Gudrun Cyprian: Sozialisation in Wohngemeinschaften; Elisabeth Katschnig-Fasch: Möblierter Sinn, daraus das Kapitel «Vom Verschwinden des Protests», S. 243–258; Johann August Schüle: Einige Bemerkungen zur Entwicklung der Wohngemeinschaftsbewegung sowie Margret Tränkle: Von Kommune und WG. Nicht berücksichtigt sind die zahlreichen aus der Bewegung entstandenen Publikationen.

166 Vgl. zur Zürcher Häuserbewegung: Thomas Stahel: Wo-Wo-Wonige! Vgl. zur Berliner, Wiener und Zürcher Häuserbewegung: Andreas Suttner: Beton brennt. Nicht berücksichtigt sind die zahlreichen aus der Bewegung entstandenen Publikationen.

167 P. M.: Bolobolo.

168 Wohngenossenschaft Karthago: www.karthago.ch (17. 7. 2018); Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk1: www.kraftwerk1.ch (17. 7. 2018); Genossenschaft Kalkbreite: www.kalkbreite.net (17. 7. 2018). Vgl. allgemein zu alternativen Gemeinschaftswohnprojekten seit den 1990er-Jahren: Ernst Haider: Gemeinschaft auf Distanz.

In diese Chronologie reformerischen Wohnens in Gemeinschaft reihen sich die Altersgemeinschaften ein. Sie üben Kritik am bisherigen Alter, das die Wahrheit über das Altern besitzt: an der nachfamiliären Ehe, an der Biopolitik in Selbstverantwortung, am Zwang erfolgreichen Alterns, am Altersdispositiv, das anderes Altern nicht denkt. Damit weisen sie auf ein Alter im Umbruch. Gemeinschaftliches Wohnen im Alter ist damit eine Antwort auf die Herausforderungen, vor denen alternde Gesellschaften stehen. «Während unter dem wachsenden demografischen Druck allseits die Verantwortung für Daseinsvorsorge und Pflege auf die Bürgerinnen und Bürger überwältzt wird, entsteht mit den [...] Gemeinschaften eine lokale Praktik, die Hoffnungen auf eine Erneuerung innergesellschaftlicher Solidarität weckt.»¹⁶⁹ Die Haus- und Wohngemeinschaften werden damit zur (selbst)reformerischen Kritik am pastoralen Alter.

Neue Lebens- und damit Wohnformen nehmen aber auch jenseits der alternativen Gemeinschaften zu.¹⁷⁰ Dazu gehören diejenigen, die alleine sein möchten oder müssen: Alleinstehende, Verwitwete. Dazu gehören diejenigen, die an den Rändern der Gesellschaft leben: Obdachlose, Gefängnisinsassen. Dazu gehören diejenigen die in verschiedenen Städten in verschiedenen Wohnungen leben: Multilokale, Mobile. Dazu gehören diejenigen, die bei ihren Eltern leben: Kinder, Junge. Dazu gehören diejenigen, die sich im Dazwischen befinden: Umziehende. Dazu gehören aber auch Alleinerziehende, Patchworkfamilien, Menschen mit Behinderung und alle anderen nicht in die kleinfamiliäre Norm Passenden.¹⁷¹

Raumordnungen und ihre gesellschaftlichen Bedeutungen lassen sich oftmals erst an den Bruchstellen der raumzeitlichen Ungleichzeitigkeiten erkennen. Solche prägen auch den aktuellen Wohnungsmarkt: Angebot und Nachfrage sind nicht einfach ungleich gross, sondern in Zeitschleifen von Baubeständen und nachfragenden Generationen strukturiert. [...] Ungleichzeitigkeiten von Räumen manifestieren sich also in Baubeständen, die geschichtlich und sozial ungleich festgelegt sind, die reproduziert werden oder obsolet geworden sind. Raumnutzungen sind jedoch auch Spielräume, die im Fortschreiten des gesellschaftlichen Wandels Unerwartetes entstehen lassen.¹⁷²

169 Patrick Delaney: Gouvernamentalität in der alternden Gesellschaft, Umschlag.

170 Vgl. dazu: Stefan Hradil: Bauen auf Schwemmsand?, S. 10.

171 Vgl. zu den Singlehaushalten: Manfred Omahna: Wohnungen und Eigenräume. Vgl. zu den Witwenhaushalten: Edwin Huwyler: Mein Heim – mein Kosmos. Vgl. zum Wohnen an den gesellschaftlichen Rändern: Jürgen Hasse: Unbedachtes Wohnen. Vgl. zum (im)mobilen Wohnen: Johanna Rolshoven: Woanders daheim; dies. und Justin Winkler: Multilokalität und Mobilität; dies. und Ueli Gyr: Wohnen, Multilokalität und Kulturdynamik sowie Janine Schiller: Wohnen als lokale Identifikationsstrategie. Vgl. zur Wohnkultur von Kindern und Jugendlichen den Sammelband: Jan Carsten, Thomas Düllo und Claudia Richartz-Sasse (Hg.): Zimmerwelten sowie Gabriela Muri: «Mehr als Wohnen». Vgl. zum Umzug: Ueli Gyr: Zwischen Anfang und Ende, Ende und Anfang.

172 Johanna Rolshoven: Das mobile Haus, S. 49f.

Gemeinsam ist den wohnlichen Neuerfindungen die Kritik am bürgerlich-kleinfamiliären Wohnen und Leben. «Sie stehen für die Umstrukturierung der gelebten und der gedachten Ordnung.»¹⁷³ Insofern verweisen alternative Wohnweisen immer auf gesellschaftliche Umbrüche. Weil aber den anderen Grundrissen gesellschaftsreformerische, emanzipatorische Ziele anhaften, bleiben sie bis anhin zwar nicht unbeachtet, aber dennoch meist ungebaut.

Baukulturen, Architekturen, Pläne und Grundrisse bleiben also – trotz gegenteiliger Bemühungen – nach wie vor starr.¹⁷⁴ So werden bis heute die Wohnbedürfnisse von nicht ins Familienschema passenden Gruppen nicht oder nur ausnahmsweise berücksichtigt. Wer anders als vorgesehen wohnen möchte, muss das nach wie vor gegen die Wohnpolitik tun, muss sich anpassen und improvisieren. Denn «mit den Formen des zwischenmenschlichen Zusammenlebens verändern sich auch die Anforderungen im Alltag des Wohnens: Bedürfnisse nach Rückzug oder Integration, nach Wahlfreiheit der Aufenthaltsorte und nach Kontakten zu anderen Personen stellen neue Anforderungen an das Wohnen und das Wohnumfeld.»¹⁷⁵ Das ist auch im Alter nicht anders.

Zu einer ethnografischen Dispositivanalyse

Nun gilt es, beides – Alter und Wohnen – in den Haus- und Wohngemeinschaften zusammenzudenken: Inwiefern verweist das neue Wohnen auf ein Alter im Umbruch? Und wie lässt sich durch das Wohnen Umbruch erzeugen?

Die Wohnerzählungen sind gleichsam Neudeutungen ihrer selbst im Rahmen gesellschaftlicher Neuverhandlungen. Und als solches sind die Haus- und Wohngemeinschaften Assemblage innerhalb des Altersdispositivs. Entweder also sie verfestigen sich, oder sie verschwinden wieder. Ihr Erscheinen ist zweifellos ein Ereignis. Doch es bewegt sich in einem anderen Grössenverhältnis – dem Altersdispositiv. Paul Rabinows «Anthropologie des Aktuellen» versucht deshalb, solche im Erscheinen begriffenen Assemblagen ausfindig zu machen, und bemüht sich, diese innerhalb des Dispositivs zu begreifen.¹⁷⁶ Um die Relationen von Wohnen und Alter im und mit dem Dispositiv geht es im Folgenden.

Das Dispositiv zielt auf die Herstellung von Wirklichkeit. Wirklichkeit aber entsteht erst in den Alltagen der Menschen. Wie auch Michel Foucault, stellt sich die empirische Kulturwissenschaft also die Frage nach der machtvollen Herstellung

173 Elisabeth Katschnig-Fasch: *Möblierter Sinn*, S. 243.

174 Vgl. zum Dialog von Alltagskulturwissenschaften und Architektur den Sammelband: Johanna Rolshoven, Manfred Omahna, Klara Löffler und Regina Bittner (Hg.): *Reziproke Räume*.

175 Susanne Krosse: *Wohnen ist mehr*, S. 10.

176 Vgl. zur Anthropologie des Aktuellen: Paul Rabinow: *Was ist Anthropologie?*, S. 72 f.

von kulturellen Ordnungen, von Werten und Normen, die sich im alltäglichen Denken, Handeln und Materialisieren der Menschen manifestieren.¹⁷⁷ Erst also über die von den Subjekten geleisteten Verhandlungs- und Deutungsprozesse konstruiert sich Wirklichkeit. Zugleich wird diese in einem interpretativen Prozess stetig angewandt und damit modifiziert.¹⁷⁸

Das verlangt nach entsprechenden methodischen Herangehensweisen, die es ermöglichen, sowohl subjektiv-individuelle Selbstdeutungen als auch institutionelle Wirklichkeiten – Dinge, Normen, Wissensbestände, Deutungsangebote, Technologien, Performanzen und Bedeutungszuschreibungen – in ihren Wechselwirkungen zu verstehen und Individuen und Kontexte gemeinsam zu denken.

Ich habe mich bis anhin gescheut, von einer Dispositivanalyse zu sprechen. Nun tue ich es dennoch, unter Vorbehalt: Denn während die einen (am ehesten als soziologisch orientiert zu bezeichnenden Rezipienten) sich auf die forschungspragmatische Anwendung Foucaults fokussieren, erheben die wissenstheoretisch-kulturanalytisch Ausgerichteten Foucault kurzerhand zur alleserklärenden Metatheorie. Vielleicht ist beides möglich – Analyse und Theorie?¹⁷⁹ Ich verstehe das Dispositiv sowohl als theoretischen Denkraum als auch als analytisches Instrument – wobei es weder das eine noch das andere ist. Wenn ich von einer Dispositivanalyse spreche, so meine ich nie den empirischen Nachweis eines Dispositivs. Es handelt sich weniger um eine spezifische, eigenständige Methode als vielmehr um ein Methodenbündel. Ist das Dispositiv also Forschungsperspektive, so ist die Dispositivanalyse adäquater Forschungsstil, will heißen, ein Mix aus verschiedenen Erhebungs- und Auswertungsverfahren.¹⁸⁰

Dass ich von einer ethnografischen Dispositivanalyse spreche, verweist darauf, dass sich mein Erkenntnisinteresse eben nicht um die Rekonstruktion eines wie auch immer gelagerten Dispositivs entlang von gesammelten Materialien dreht. Stattdessen werden die Daten erst hergestellt. Feldforschung oder eben Ethnografie ist damit ein «Methodenbündel zur mikroskopischen Untersuchung mehr oder weniger überschaubarer sozio-kultureller Einheiten, bei dem kulturelle und soziale Daten an Ort und Stelle ihres Vorkommens erhoben werden».¹⁸¹ Wie qualitative Forschung im Allgemeinen, beschreibt auch die Ethnografie Lebens-

177 Vgl. dazu: Sabine Eggmann: Diskursanalyse, S. 60.

178 Vgl. dazu: Uwe Flick: Qualitative Sozialforschung, S. 28–31.

179 Vgl. zu einem (vorläufigen) Überblick über kulturwissenschaftliche Diskursforschung den Sammelband: Clemens Kammler und Rolf Parr (Hg.): Foucault in den Kulturwissenschaften.

180 Vgl. zu Forschungsperspektive und Forschungsstil: Andrea D. Bührmann und Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv, S. 14f. Vgl. zur Triangulation: Gabriela Muri: Triangulationsverfahren im Forschungsprozess.

181 Brigitta Schmidt-Lauber: Feldforschung, S. 220.

welten von innen heraus aus der Sicht der handelnden Menschen. Damit will sie zu einem besseren Verständnis von Wirklichkeiten beitragen.¹⁸²

Ins Zentrum des Erkenntnisinteresses rücken damit die Menschen, «die Alltagskultur, das selbstverständliche Handeln, Erleben und Deuten von Subjekten in ihrer Lebenswirklichkeit»,¹⁸³ wie von Brigitta Schmidt-Lauber in ihrem einschlägigen Text «Die Kunst des Reden-Lassens» für die teilnehmende Beobachtung und das qualitative Interview beschrieben.

Gefragt sind damit methodische Verfahren mit besonderer Nähe zu den Forschungssubjekten. Genau hier, in der Nähe zum Gegenstand und der Ermittlung subjektiver Lebensentwürfe, Deutungs- und Handlungsmuster liegen die Stärken qualitativer Forschungsansätze. Sie arbeiten situativ (das Thema im Raum und innerhalb sozialer Beziehungen verortend), kontextuell (multiperspektivisch) sowie prozessual (es in der Zeit situierend). Ihre Methoden sind Systematisierungen von Alltagstechniken wie zum Beispiel Beobachtung und Gesprächsführung.¹⁸⁴

Doch Wohnen ist etwas, das sich hinter verschlossenen Türen abspielt. Ein unverbindliches Reinschauen bei fremden Leuten, ein spontaner, sich an das Themenfeld herantastender Feldzugang ist entsprechend nicht möglich. Wer eine Wissenschaftlerin zu Forschungszwecken in seine Wohnung lässt, tut dies nur nach vorgängiger Information und Vereinbarung und ausserdem zeitlich begrenzt. Zur selbstverständlichen Mitbewohnerin in der Altersgemeinschaft würde ich – zumindest in den nächsten 25 Jahren – wohl sowieso nicht. Teilnehmende und beobachtende Zugänge sind darum nur sehr beschränkt möglich, die tatsächlichen Wohnalltage zumeist verschlossen.

Für meinen semiotischen und auf Macht fokussierenden Kulturbegriff, der nach Verhandlungen und Deutungen, nach Sinnzusammenhängen, Bedeutungsstrukturen, Selbstverständnissen und deren Manifestationen fragt, eignet sich die stationäre Feldforschung ohnehin nur bedingt.¹⁸⁵ Für das Interpretierende und nach kulturellen Bedeutungen Suchende bieten sich stattdessen verbale Zugänge an, die nach subjektiven Meinungen und Deutungen fragen, nicht aber am Tatsächlichen interessiert sind.¹⁸⁶ Aus der Innenperspektive soll so induktiv ein verstehender Zugang zu alltäglichen Wirklichkeiten ermöglicht

182 Vgl. dazu: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke: Was ist qualitative Forschung?, S. 14 sowie Philipp Mayring: Einführung in die Qualitative Sozialforschung, daraus insbesondere Kapitel «2. Theorie qualitativen Denkens», S. 19–39.

183 Brigitta Schmidt-Lauber: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 165.

184 Vgl. dazu: ebd.

185 Vgl. zum Nichterzählbaren der Wohnkultur: dies.: Grenzen der Narratologie, S. 145.

186 Vgl. dazu: dies.: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 171.

werden.¹⁸⁷ Im Zentrum stehen subjektive Sinnkonstruktionen, Selbstdeutungen und -entwürfe.

Vielmehr kursiert und konkurriert auf den Feldern der Öffentlichkeit eine Vielzahl von Meinungen, Vorschlägen, Ideen zum Thema Alter und Altern. Und diese können nicht auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. Es gibt keinen Zentral-, General- oder Normalcode, der bestimmen würde, was das Alter zu sein und wie es sich zu verhalten habe. [...] Das heisst, Individuen sind aus der bequemen und sicheren Lage immer schon gewährleisteteter Integration und Identität entlassen in eine soziokulturell dezentrierte und intellektuell wie emotional anspruchsvolle Position: Sie müssen wählen, aushandeln und koordinieren, welche Bilder, Formen, Stile, Rollen des Alterns sie für sich akzeptieren wollen und welche nicht. Und sie können selbst Bilder entwerfen.¹⁸⁸

Damit habe ich also kein Feld im klassischen Sinne, das ich kartografiere, sondern eher Bricolagen, Assemblagen – flüchtig und überall zugleich. Es ist keine Genealogie, sondern eher eine Bastelei.¹⁸⁹

Die ethnografische Dispositivanalyse verbindet also Forschungsgespräche mit Kontexten; sie ist dichte, auf Mächtigkeiten konzentrierte Beschreibung, die zu jeder Zeit auf die Menschen fokussiert; sie ist verstehend, interpretierend und theoriebildend zugleich.¹⁹⁰ Damit verstehe ich die ethnografische Dispositivanalyse als multiperspektivischen, multimethodischen, multitheoretischen und immer zutiefst qualitativen Zugang zu Kulturellem – in Raum und Zeit, aber auch in der Vernetzung.

Die ethnografische Dispositivanalyse zielt auf die Herstellung alltäglicher Alterswirklichkeiten in ihren machtvollen Konstruktionen und versucht diese aus der Innenperspektive der denkenden, sprechenden, handelnden und materialisierenden Subjekte zu re- und dekonstruieren – ohne dabei die institutionellen (politischen, wirtschaftlichen, medialen und wissenschaftlichen) Perspektiven zu vergessen.

Die Haus- und Wohngemeinschaften sind dabei Manifestationen des Doing Age: Räume der Deutungen und Verhandlungen ebenso wie der Herstellung, der Praktiken und Performanzen von Alter und Altern. Im Zentrum stehen also die Menschen und ihre erzählten Selbstentwürfe.

Der Herstellungsmodus aber beginnt längst vor der Analyse, vor dem Schreiben. Denn Forschungsgespräche können Selbstverhandlungen und -deutungen

187 Vgl. dazu: ebd., S. 184.

188 Harm-Peer Zimmermann: Alters-Ratgeber und Alters-Avantgarden, S. 383.

189 Vgl. zum Kartografieren als Methode: Gilles Deleuze: Was ist ein Dispositiv?, S. 153. Vgl. zu Assemblagen statt Feldern: Sabine Hess und Maria Schwertl: Vom «Feld» zur «Assemblage»?

190 Vgl. zur dichten, verstehenden und interpretierenden Beschreibung: Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Vgl. zur Theoriebildung: Anselm Strauss: Grounded Theory.

abbilden, nicht aber tatsächliche Alltage. Sie sind immer reflektierte und auf das Gegenüber abgestimmte Erzählungen, die das Selbst gelungen darstellen.¹⁹¹ Forschungsgespräche sind damit zugleich narrative Repräsentationen und Performanzen. Sie bilden nicht so etwas wie eine Wahrheit ab, sondern stellen diese vielmehr im Gespräch erst her und sodann dar. Davon handelt die Verdichtung *Forschungsgespräche im Herstellungsmodus*, die meine Gesprächspartnerinnen und -partner vorstellt und nach den Herstellungsmodalitäten meiner wissenschaftlichen Daten fragt.

In diese Produktion und Darstellung wissenschaftlicher Tatsachen sind meine Gesprächspartnerinnen und -partner ebenso verstrickt wie ich.¹⁹² Damit sind mit dem Forschungsgespräch auch methodisch-methodologische Grenzen verbunden. Wo solche in den Gesprächen selbst sichtbar sind und inwiefern auch ich daran beteiligt bin, davon handelt die Verdichtung *Making-of*. Dass ich in den Gesprächen vorkomme, ist also unerlässlich. Sie müssen wissen, was ich frage, um zu verstehen, was meine Gesprächspartnerinnen und -partner antworten. Doch nicht nur während der Gespräche bin ich nicht wegzudenken. Ebenso bin ich massgeblich an meinem Text beteiligt: Ich interpretiere, ich schreibe. «Ethnografie als Methode konfrontiert den Forscher mit sich selbst, sie ist ein besonderer Modus der Erfahrung und führt ohne Zweifel zur Person des Forschers. Seine Gefühle und Eindrücke sind Quellen.»¹⁹³ Sie dürfen deshalb wie James Clifford fragen: «Wer spricht? Wer schreibt? Mit wem und unter welchen institutionellen und historischen Zwängen?»¹⁹⁴ Sie haben also ein Anrecht darauf, zu wissen, wer ich bin. Ich stelle Ihnen darum nicht nur meine Gesprächspartnerinnen und -partner, sondern ebenso auch mich als Autorin meines Textes vor.

Forschungsgespräche im Herstellungsmodus

Meine Gesprächspartnerinnen und -partner finde ich zufällig: zunächst in den Medien, später auch nach dem Schneeballprinzip. Die Menschen sind verschieden, Ungereimtheiten und Widersprüche erlaubt. Gemeinsam sind ihnen die Lebensphase und das Wohnen in Gemeinschaft. Ich rede also mit Menschen in einer ähnlichen Lebensphase, die in Gemeinschaft wohnen – tatsächlich oder erst im Kopf. Einige davon lernen Sie ausführlich kennen, andere erscheinen nur

191 Vgl. dazu: Brigitta Schmidt-Lauber: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 171 f.

192 Vgl. zur Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen: Karin Knorr-Cetina: Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der Verdichtung von Gesellschaft sowie dies.: Spielarten des Konstruktivismus.

193 Brigitta Schmidt-Lauber: Die Lust des Forschers auf das Feld, S. 34.

194 James Clifford: Halbe Wahrheiten, S. 118.

am Rande und wieder andere sind im Text gar nicht vorhanden. Und selbstverständlich begegnen Sie Pseudonymen.¹⁹⁵

Zunächst wären da diejenigen, deren Gemeinschaft erst in Zukunft stattfindet: Die 67-jährige Psychoanalytikerin Jutta Nolte und ihr zwei Jahre jüngerer Partner, der Bildhauer Hans Haas. Seit sieben Jahren sind die beiden ein Paar, kennengelernt haben sie sich auf einer Reise. Noch wohnen sie in ihren Einfamilienhäusern, wo sie einst mit Ehepartner, Ehepartnerin und Kindern lebten, Jutta Nolte in einer genossenschaftlich organisierten Siedlung am Rande einer Schweizer Grossstadt, Hans Haas in einem kleinen Schweizer Dorf in Stadtnähe. Über das Alter und Altern sprechen sie vor allem, wenn sie ihre Zukunft planen. Denn spätestens mit 70, wenn beide in Rente sind, wollen sie zusammenziehen, in eine gemeinsame Wohnung in einer kleinen Stadt – so ihr Plan.

Auch die beiden Freundinnen, die 60-jährige Kindergärtnerin Claudia Nowak und die 67-jährige Logopädin Angelika Widmer wohnen noch beide auf dem Land in ihren Familienhäusern, die nach dem Auszug der Kinder und der Trennung vom Partner längst unterbesetzt sind. Doch mit der Pension, so stellen sie sich ihre Zukunft vor, wollen sie in eine Hausgemeinschaft in einer Stadt ziehen. Hierfür diskutierte Angelika Widmer mehrere Jahre in einer Interessensgemeinschaft mit, Claudia Nowak hingegen beschäftigt sich (bislang) nur im Kopf mit ihrer künftigen Hausgemeinschaft.

Sodann wären da diejenigen, die in einer Hausgemeinschaft leben:

In der Hausgemeinschaft einer Baugenossenschaft am Rande einer mittelgrossen Schweizer Stadt wohnen seit sieben Jahren der 77-jährige Peter Tanner und die 70-jährige Myrta Zimmermann. Während der kinderlose pensionierte Kaufmann Peter Tanner mit seiner Ehefrau eine Zweizimmerwohnung in der Hausgemeinschaft bewohnt, lebt die pensionierte Sozialarbeiterin Myrta Zimmermann mit ihrer Wohnpartnerin in einer Dreizimmerwohnung im gleichen Haus mit insgesamt 50 Parteien.

In einer zur Hausgemeinschaft umgebauten Fabrik in einer der grössten Schweizer Städte wohnt die 69-jährige Susanne Maihofer. Nach Familien- und Ehezeit ist die ehemalige Architektin vor über zehn Jahren in die Hausgemeinschaft gezogen, wo sie eine der insgesamt 17 loftähnlichen Wohneinheiten, verbunden durch Laubengänge, bewohnt.

195 Der Suche nach fingierten Namen geschuldet, die zu den Gesprächspartnerinnen und -partnern passen, tragen einige von ihnen in zwei Texten von mir ein je anderes Pseudonym: Rebecca Niederhauser: «Ich bin alt, aber ich fühle mich nicht so.» sowie dies.: «Gemeinsam nicht allein sein». Namentlich sind dies: Therese Fischer (Carola Jaeger und Carola Jaun), Barbara Clarks (Barbara Stamm und Barbara Sommer), Kristina Schwab (Kristina Schmidt), Renate Walser (Sarah Wolf), Erika Meyer (Ulrike Meyer) sowie Johanna Karlsson (Johanna Nowak und Johanna Niederer).

In einem zur Hausgemeinschaft umfunktionierten ehemaligen Konvikt in einer kleinen Schweizer Stadt wohnen die 73-jährige pensionierte Lehrerin Hannah Bircher und der 78-jährige pensionierte Chirurg Erich Huber, die gemeinsam mit mir reden. Während Hannah Bircher alleine eine der sieben Wohnungen bewohnt, lebt mein ältester Gesprächspartner Erich Huber mit seiner Partnerin zusammen in der Hausgemeinschaft, wo sie nach dem Auszug der Kinder seit gut zehn Jahren mit insgesamt zehn Menschen wohnen.

Sodann wären da auch diejenigen, die in einer Wohngemeinschaft leben:

Therese Fischer, Kristina Schwab und Monika Bochsler wohnen zusammen mit neun weiteren Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern in einer Wohngemeinschaft in einem aufgewerteten Industriequartier einer grossen Schweizer Stadt. Monika Bochsler ist mit 50 Jahren meine jüngste Gesprächspartnerin. Die freischaffende Fotografin wohnt seit bald zehn Jahren in der Wohngemeinschaft. Auch die 57-jährige selbständige Grafikerin Kristina Schwab ist von Anfang an mit dabei. Ihre Partnerin wohnt in der gleichen Siedlung. Die 55-jährige Sozialarbeiterin Therese Fischer aber ist erst – nach auf die Scheidung folgenden langen Jahren des Suchens – vor zwei Jahren eingezogen.

In der Wohngemeinschaft am See in einer ländlich geprägten Schweizer Kleinstadt wohnen die 69-jährige Barbara Clarks, der 70-jährige Klaus Ritter, die 64-jährige Erika Meyer und die 69-jährige Johanna Karlsson zusammen. Die pensionierte Musikerin Barbara Clarks ist ehemalige Besitzerin des Hauses. Nach dem Auszug der Kinder zieht Klaus Ritter ein. Denn der pensionierte Kaufmann sucht nach Familien- und Ehezeit wieder eine Gemeinschaft. Als Barbara Clarks Ehemann stirbt, beschliessen die beiden vor fünf Jahren, eine Wohngemeinschaft zu gründen. Zusammen suchen sie zwei weitere Mitbewohnerinnen. Während die eine schon nach wenigen Jahren wieder auszieht, wohnt die andere noch immer in der Wohngemeinschaft: die vor der Pension stehende Lehrerin Erika Meyer, die nach der Scheidung bis zum Auszug der Kinder alleine im Familienhaus wohnen blieb. Die Musikerin Johanna Karlsson aber wohnt erst seit wenigen Monaten in der Wohngemeinschaft, nach der sie alleinstehend und kinderlos jahrelang suchte.

Renate Walser schliesslich zieht nach nur vier Jahren aus der seit zehn Jahren bestehenden Wohngemeinschaft in der alten Villa in einer Schweizer Grossstadt wieder aus. Denn nach unzähligen Wechseln der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner ist in ihrer Wohngemeinschaft nichts mehr, wie es beim Einzug war. Die 69-jährige pensionierte Wissenschaftlerin und ehemalige Gleichstellungsbeauftragte hat nach Familie, Ehe und Wohngemeinschaft noch nie alleine gewohnt.

Insgesamt besuche ich zwischen 2009 und 2014 drei Wohngemeinschaften und drei Hausgemeinschaften in der Schweiz und treffe mich mit 18 Menschen:

14 Frauen und vier Männern zwischen 50 und 78 Jahren. Mit ihnen führe ich 16 qualitative Forschungsgespräche, die zwischen 45 Minuten und zweieinhalb Stunden dauern. Die Gespräche werden aufgezeichnet und im Anschluss pseudonymisiert und transkribiert.

Ich spreche mit Hans Haas, Jutta Nolte, Angelika Widmer, Claudia Nowak, Peter Tanner, Myrta Zimmermann, Susanne Maihofer, Hannah Bircher, Erich Huber, Therese Fischer, Kristina Schwab, Monika Bochsler, Klaus Ritter, Barbara Clarks, Erika Meyer, Johanna Karlsson und Renate Walser. Gemeinsam ist ihnen, dass sie – zumal wenn sie in der Wohngemeinschaft wohnen – in der Regel keinen Partner, keine Partnerin haben und die Familienzeit ebenso zu Ende ist wie die Berufszeit. Wohnbiografisch fällt der Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaft also mit dem Ende der Partnerschaft, dem Ende der Familienzeit und dem Ende der Erwerbstätigkeit zusammen und leitet eine neue Lebensphase ein.

Ich spreche von Forschungsgesprächen und nicht von Interviews, um den Frage-Antwort-Charakter aufzubrechen. Dennoch sind die Gespräche strukturiert und geleitet. Ein Leitfaden führt durch das Gespräch, er definiert Gesprächsthemen, stellt gezielte Fragen, setzt bewusst Erzählstimuli. Doch gibt er nie Antworten vor, seine Formulierungen sind offen, seine Inputs narrativ intendiert.¹⁹⁶ In der Gesprächsführung verbinde ich also Diskurse und Narrationen – es ist eine Kombination aus biografischen Narrationen und ethnografischen Interviews.

Die Gespräche finden meist in der Küche oder im Wohnzimmer, daheim bei meinen Gesprächspartnerinnen und -partnern statt. Das schafft eine vertraute Atmosphäre.¹⁹⁷ Zudem erhalte ich Einblicke in und Verständnis für die Komplexität der Wohnalltage. Sie erlauben mir, mich der Innensicht anzunähern und einen emischen Zugang zu entwickeln.¹⁹⁸ Etwa dann, wenn ich während der Forschungsgespräche in den Wohnzimmern der Gemeinschaften sitze, dann, wenn mich meine Gesprächspartnerinnen und -partner durch ihre Wohnungen und Häuser führen, oder dann, wenn ich im Anschluss zum Essen eingeladen bin. Doch mein beobachtender Zugang bleibt flüchtig und unstrukturiert. Einzig in meinem Forschungstagebuch halte ich meine Eindrücke fest.¹⁹⁹ Verdauert und Verfestigt hingegen sind die Forschungsgespräche: Zunächst in der expliziten Absicht der Verdatung, sodann in der Tondatei als hörbare Quelle, später im Transkript als lesbares Artefakt.²⁰⁰

196 Vgl. zum Leitfaden: Brigitta Schmidt-Lauber: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 177f.

197 Vgl. zur Wahl des Gesprächsortes: ebd., S. 178.

198 Vgl. dazu: dies.: Feldforschung, S. 221.

199 Vgl. zum Verfassen eines Gesprächsprotokolls: dies.: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 180f.

200 Vgl. zu den verschiedenen Veränderungen vom Gespräch zum wissenschaftlichen Artefakt: Christine Oldörp: Verschriftlichen sowie Brigitta Schmidt-Lauber: Grenzen der Narratologie, S. 155–159.

Meine Forschungsgespräche sind aufgezeichnet. Auf dem Tisch zwischen mir und meinen Gesprächspartnerinnen und -partnern liegt ein Aufnahmegerät. Ich verstehe das Transkript nicht als Abbild des Gesprochenen, sondern als Veränderung der gesprochenen Sprache durch die Verschriftlichung, wie es Christine Oldörp für das qualitative Forschungsgespräch wegweisend beschreibt.²⁰¹ Ich verstehe das Transkribieren also als Veränderung der hergestellten Tondatei, als Übersetzung vom Mündlichen ins Schriftliche, vom Schweizerdeutschen ins Schriftdeutsche. Deshalb gehe ich entsprechend damit um: Ich versuche nicht, Authentizität herzustellen. Stattdessen sind die Textpassagen als der gesprochenen Sprache angelehnte Übersetzung zu verstehen und nicht als möglichst wortwörtliche Wiedergabe, die mündlich funktioniert, schriftlich aber nur wenig Sinn macht. Was Sie also zu lesen bekommen, wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner im Folgenden das Wort ergreifen, sind zwar wortwörtliche, aber immer geglättete Transkriptionen, die sich auf den Inhalt konzentrieren und die Eigenheiten der gesprochenen Sprache ebenso mit berücksichtigen wie diejenigen der geschriebenen.

Die Verdauerung und Verfestigung des Forschungsgesprächs ist also gleichsam die Schaffung eines wissenschaftlichen Artefakts. Dieses erst hergestellt, beginnt dessen eigentliche Bearbeitung, mein Kerngeschäft: das Interpretieren und Schreiben.

Ich schreibe und interpretiere rhizomatisch. Es gibt kein Oben und kein Unten, keine Hierarchien und keine Wurzeln, keine Kodes und keine Kategorien, ich zeichne keine Kopien und schreibe keine Genealogien nieder. Stattdessen verbinde ich gleich einem Rhizom unaufhörlich Linien, die weder auf das eine noch auf das Mannigfaltige zurückzuführen sind, die weder Anfang noch Ende haben.²⁰²

Ich lese. Ich schreibe Exzerpte. Ich kaufe ein Notizbuch. Ich protokolliere meine Gedanken, führe Memokarten, Karteikästen und Zettelwände ein. Ich archiviere. Ich zeichne. Ich schneide und klebe. Ich fülle meine Datenbank, verlinke, verschlagworte. Ich beschrifte die Rücken der Ordner und die Etiketten der Sichtmappchen. So wandern die zu Häufchen sortierten Eindrücke, Zettel, Texte und Bücher von hier nach da und von da nach dort, werden neu gemischt und wieder sortiert. Ich perfektioniere die Techniken des Ordnen und Anordnens. Die Gedanken sortiere ich beim Spazieren.

Schliesslich beende ich die Phase des stillen Nachdenkens und beginne zu sprechen. Manchmal reicht auch Gaston Lagaffe, der als kleine Plastikfigur auf

201 Vgl. dazu: Christine Oldörp: Verschriftlichen.

202 Vgl. dazu: Gilles Deleuze und Félix Guattari: Rhizom, S. 18 und 36.

meinem Schreibtisch steht, als Gesprächspartner.²⁰³ Allmählich verliert mein Computer seine Vormachtstellung. Seine Zweidimensionalität, die sich nicht greifen lässt, kann der sinnlichen Materialität nicht standhalten. Ich trete allmählich in den Dialog mit den Dingen. Jetzt kann ich sie nach ihrem Sinngehalt, ihrer Bedeutungsaufladung und schliesslich ihren Beziehungen befragen.

Ich eigne mir das Material an. Ich höre die Tondateien, ich lese die Transkripte. Immer und immer wieder. Ich stelle Fragen, bin neugierig und naiv. Ich finde Schlüsselwörter, die sich wie ein roter Faden durch alle Gespräche ziehen, und ich finde Widersprüchliches. Ich finde Aussergewöhnliches, Aufgeregtes und vor allem Gewöhnliches. Ich finde Gesagtes und Nichtgesagtes. Lautes und Leises.

Ich folge Pfaden, Fährten, Irrwegen und Sackgassen. Denn meine Wissenschaft ist in der Praxis selten chronologisch-linear, wie ihre fertigen Texte allzu leicht vorgaukeln. Ich bin kein hermeneutischer Zirkel. Vielmehr ist mein Denken zirkulierend, dekonstruierend und verknotet, mitunter auch wirr.²⁰⁴ Ich tippe, ich lösche, tippe wieder und lösche wieder. Immer und immer wieder. Oft hat meine Sprache Mühe, meinem Denken zu folgen. Und nur selten funktioniert mein Zeitplan. Die unternehmerischen Selbsttechnologien zur Disziplinierung der Gedanken irritieren mich.²⁰⁵

Je länger ich aber den Gesprächen lausche und je öfter ich die Transkripte lese, desto dichter wird mein Denken. Ich bewege mich in Gedankenschleifen um die Gespräche, hin und her, vor und zurück, gerade und quer – geradeso wie es Anselm Strauss für die Grounded Theory visualisiert.²⁰⁶ So beginne ich Zusammenhänge zu sehen, im Kontext zu verstehen und zu interpretieren. Meine «Analyse ist also das Herausarbeiten von Bedeutungsstrukturen».²⁰⁷ So sieht es Clifford Geertz' dichte Beschreibung vor. Es macht also auch in der Hochzeit des digitalen Kodierens und Kategorisierens, in der die Tastenkombination Copy-and-paste längst zur Kulturtechnik geworden ist, Sinn, die interpretative Argumentation nicht entlang von Gesprächsfetzen aufzugleisen, sondern sich den Gesprächen als solchen anzunehmen. In meinem Text finden sich darum nur lange und längere Gesprächsausschnitte, nie aber einzelne Worte oder Sätze.

203 Dass es sich mitunter lohnt, mit André Franquins Titelhelden Gaston Lagaffe der gleichnamigen Comic-Serie «Gaston» in den wissenschaftlichen Dialog zu treten, hat bereits Bruno Latour festgestellt und ihm einen Aufsatz gewidmet. Vgl. dazu: Bruno Latour: Porträt von Gaston Lagaffe als Technikphilosoph.

204 Vgl. zum zirkulären Dekonstruieren: Eva Jaeggi, Angelika Faas und Katja Mruck: Denkverbote gibt es nicht!, S. 5 f.

205 Vgl. für das unternehmerische Selbst in der Ethnografie: Alexa Färber: Das unternehmerische ethnografische Selbst.

206 Vgl. dazu: Anselm Strauss: Grounded Theory, S. 449.

207 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung, S. 15.

In jeder Verdichtung erhebt eine andere Gesprächspartnerin, ein anderer Gesprächspartner die Stimme, stets begleitet von weiteren. Manchmal erhebt aber auch einer alleine die Stimme, gelegentlich reden alle durcheinander und bisweilen diskutieren sie miteinander. Es gibt Dinge, die lassen sich kurz und prägnant sagen, anderes lässt sich nur umschreiben oder braucht mehr Zeit. So fallen nicht alle Verdichtungen gleich lang aus, ohne damit zu werten. Und wie es in Gesprächen mit verschiedenen Menschen üblich ist, kommen einige häufiger zu Wort, andere sind lauter und wieder andere prägnanter. Sie lernen also nicht alle Gesprächspartnerinnen und -partner gleich gut kennen.

«Werden Dialogizität und Polyphonie erst einmal als Modi der Textproduktion erkannt, dann wird die einstimmige Autorität infrage gestellt.»²⁰⁸ Mein Schreiben ist mehrstimmig, vielstimmig, manchmal unstimmig oder gar widersprüchlich. Denn meine Gesprächspartnerinnen und -partner reden darin ebenso wie ich. In den Gesprächsausschnitten können Sie deshalb lesen, wie die Gesprächspartnerinnen und -partner in den Forschungsgesprächen Zusammenhänge herstellen, Deutungen etablieren, Verhandlungen darstellen, wie im Gespräch Sinn entsteht. In den Analysesequenzen hingegen übernehme ich die Herausarbeitung von Bedeutungsstrukturen, Ordnungen und Mächtigkeiten, hier deute und verhandle ich als Wissenschaftlerin.

Rhizomatisch, zirkulär-dekonstruierend eigne ich mir die Gespräche an – ohne dabei je das Mächtige im Dichten zu vergessen. Das ist ethnografische Dispositivanalyse – weder Kodierung noch Fallanalyse, sondern dichte Beschreibung; verstehend, deutend und interpretierend. Und immer induktiv und mikroskopisch.

Making-of

Ethnografien stellen wissenschaftliche Wahrheiten also her. Doch nicht erst beim Verfestigen und Verdauern, Interpretieren, Deuten und Schreiben entstehen Daten. Ebenso entstehen bereits während des Gesprächs selbst wissenschaftliche Artefakte. Während die massgeblich von James Clifford geführte Writing-Culture-Debatte auf das analytische Repräsentieren fokussiert und sich auf das Schreiben der Ethnografin, des Ethnografen konzentriert,²⁰⁹ rücken hier Repräsentationspraktiken während des Forschungsgesprächs selbst in den Fokus.

208 James Clifford: Halbe Wahrheiten, S. 120.

209 Vgl. zur Writing Culture Debatte: James Clifford: Halbe Wahrheiten; ders.: Über ethnografische Autorität. Vgl. für den zusammenfassenden Überblick: Doris Bachmann-Medick: Writing Culture.

Über die Eigenheiten des Forschungsgesprächs und dessen narratologische Grenzen lässt sich am anschaulichsten mit den Gesprächen selbst reden. Deshalb möchte ich Ihnen an Beispielen aus dem Material zeigen, wo sich Momente im Gespräch finden, in denen die Herstellung des wissenschaftlichen Artefakts und damit gleichsam die Wirklichkeitsherstellung selbst in den Gesprächen zum Ausdruck kommen.

Zuallererst sind meine Gesprächspartnerinnen und -partner reflektierte Expertinnen und Experten ihrer selbst. Denn die gemeinsamen Wohnformen im und fürs Alter gehören zu den Medienlieblingen. Und auch an Fachhochschulen scheinen sie beliebtes Abschlussarbeitsthema zu sein. Das hat Konsequenzen: Die Gesprächspartnerinnen und -partner haben einen geübten Umgang mit Interviews, haben Medienkompetenz, einstudierte Antworten und Skepsis. Einige sind auch schlicht medienmüde. Das macht es nicht einfach, Menschen für die Forschungsgespräche zu gewinnen. Viele wollen nicht schon wieder mit jemandem darüber sprechen. Andere sind der Meinung, das Thema sei genug erforscht, wollen nicht mehr mitmachen, haben schlechte Erfahrungen mit der Presse gemacht. Das bekomme auch ich zu spüren. Viele Anfragen werden nicht beantwortet, nur einzelne und meist diejenigen, deren Aufgabe innerhalb der Gemeinschaft die Öffentlichkeitsarbeit ist, mögen mit mir sprechen. Die Gesprächspartnerinnen und -partner wählen sorgfältig aus, mit wem sie reden, und entscheiden damit längst vor dem Forschungsgespräch, der eigentlichen Datenerhebung also, über das Entstehen wissenschaftlicher und medialer Artefakte.

Das Forschungsgespräch ist aber immer auch eine besondere Form der Kommunikation. Es ist ein planmässiges wissenschaftliches Vorgehen zur Herstellung von Daten, bei dem das Gegenüber gezielt zu verbalen Äusserungen veranlasst wird. Diese Zweckgebundenheit hat Konsequenzen für das Gespräch und dessen Inhalte.²¹⁰ Das Forschungsgespräch orientiert sich zwar an den Bedingungen alltäglicher Kommunikation, kann dabei aber deren Regeln nicht einhalten. Die Reziprozität von Alltagsgesprächen kann trotz gelegentlicher Kommentare, Verstehensbemühungen und Empathiebekundungen meinerseits kaum aufrechterhalten werden. Ich verabrede mich mit mir fremden Menschen an einem mir unbekanntem Ort zu einer bestimmten Zeit. Ich stelle die Fragen. Ich habe ein Forschungsinteresse. Redezeiten sind ungleich verteilt, Erzählstimuli vorgegeben.²¹¹ Forschungsgespräche sind künstlich hergestellte, zu wissenschaftlichen Zwecken herbeigeführte, hierarchische Gespräche.

210 Vgl. dazu: Christine Oldörp: Verschriftlichen, S. 410.

211 Vgl. dazu: Brigitta Schmidt-Lauber: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 178–180.

Dieser hierarchische Modus der Herstellung wissenschaftlicher Inhalte zeigt sich zunächst in der Sorge um die richtige Antwort. Die Gesprächspartnerinnen und -partner sind bemüht, ihrer Expertenrolle gerecht zu werden. Sie antworten auf mich abgestimmt und sagen, was sie glauben, dass ich hören möchte, und vergewissern sich während des Gesprächs ob der Richtigkeit ihrer Antworten. Die Nachfragen sind Ausdruck dessen, dass die Gesprächspartnerinnen und -partner während des Erzählens Wahrheiten narrativ herstellen und dabei auf mein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse Rücksicht nehmen.

Zur Herstellung wissenschaftlicher Tatsachen gehört sodann, dass das Flüchtige des Gesprächs gesichert und verfestigt wird. Darum werden Forschungsgespräche für gewöhnlich aufgezeichnet und das Aufgezeichnete sodann verschriftlicht. Nur was auf der Tonspur hörbar ist, wird zum vertexteten Datum. Augenfälligste Eigenheit während des Forschungsgesprächs ist darum das Aufnahmegerät, wobei das Ein- und Ausschalten als Herstellungszeit des wissenschaftlichen Datums gilt. Und als solches genießen die Tondokumente so etwas wie Anspruch auf Wahrheit. Was aufgezeichnet ist, kann nachgewiesen werden. Was aber davor und danach gesagt wird, fällt aus der weiteren wissenschaftlichen Bearbeitung heraus. Mitten auf dem Tisch platziert, ist das Aufnahmegerät Gesprächsinitiant und -hemmer zugleich, Garant für das Gelingen des wissenschaftlichen Datums. Die Gespräche werden deshalb von der Bezugnahme auf dieses Gerät gerahmt. Ich werde gefragt, ob das Gerät denn nun laufe, und viele vergessen nicht, am Ende darauf hinzuweisen, dass das Gerät nun wieder ausgeschaltet werden könne. Die Gesprächspartnerinnen und -partner wissen, dass aufgezeichnet und später transkribiert wird, und richten ihr Sprechen danach aus, wollen deshalb deutlich sprechen. Dass sie in ihrer Sorge um das Gerät über Anfang und Ende des Gesprächs und damit des wissenschaftlichen Artefakts bestimmen, zeugt davon, dass die Gesprächspartnerinnen und -partner aktiv und selbstbestimmt am Produktionsprozess beteiligt sind.

Ein weiteres Moment der narrativen Performanz zeigt sich darum dann, wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner sich den Forschungsgesprächen entziehen und die Regie selbst übernehmen: Sie beginnen ungefragt zu reden, sind diejenigen, die Fragen stellen, sagen mir, was ich zu fragen habe, bestimmen, was ich nicht verwenden darf, antworten nicht oder in der vorgefertigten Standardantwort. Die Beziehung zwischen uns ist also ebenso symmetrisch wie hierarchisch.²¹²

Ein Gesprächspartner öffnet mir zur vereinbarten Zeit die Wohnungstür und beginnt zu sprechen. Ich stehe im Flur, er in der Tür. Bis ich am Tisch Platz nehmen darf, mein Gerät auspacken kann und das erste Mal selbst zu Wort komme,

212 Vgl. dazu: ebd.

vergehen 20 Minuten. Bis dahin ist das meiste für ihn Wichtige bereits gesagt, meine Fragen erscheinen ihm redundant oder nebensächlich. Er entscheidet so über den Gesprächsverlauf und die Inhalte. Ein anderer Gesprächspartner hingegen kehrt die Rollen um. Er stellt die Fragen. Bevor ich also meine erste Frage stellen darf, werde ich zur Interviewten. Und wieder andere Gesprächspartnerinnen und -partner können nur schwer umgehen mit der offenen, narrativ angelegten Gesprächsführung, den weitgehend uneingeschränkten Antwortspielräumen. Wiederholt bitten sie mich, konkrete Fragen zu stellen. Das wiederum ist nicht in meinem Sinne, weswegen ich mich der Gesprächssituation zu entziehen versuche.

Lassen mich die einen unvorbereitet und inkompetent aussehen, machen mich andere zur Verbündeten. Eine Gesprächspartnerin bittet mich wiederholt, Gesagtes zu streichen und bestimmt damit aktiv über das Nichtgesagte. Ich folge dem Credo, nichts zu unternehmen, was dem Gegenüber schadet, und streiche das Gewünschte. Die Gesprächspartnerinnen und -partner machen sich also ein Bild von mir und bestimmen über den Gesprächsverlauf mindestens ebenso wie ich.²¹³

Während sich die von Rolf Lindner beschriebene Angst des Forschers vor dem Feld auf meiner Seite durch das Hinauszögern der Gesprächstermine und durch unruhige Nächte ausdrückt, haben die Gesprächspartnerinnen und -partner andere Möglichkeiten, ihrerseits mit Ängsten und Unsicherheiten umzugehen. Während ich versuche, sympathisch und vertrauenserweckend zu wirken, versuchen sie kompetent zu erscheinen. Ich bin auf die Gesprächsbereitschaft angewiesen. Das wiederum nährt meine Ängste.²¹⁴

Aber auch off the record nimmt das Unbehagen mitunter überhand. Ich buhle um die kollegiale Gunst meiner Gesprächspartnerinnen und -partner, auch dann, wenn das Forschungsgespräch längst fertig ist. Nur so lässt sich erklären, dass ich es als unhöflich empfinde, das Zuviel an Wein auszuschlagen, und den Schinken auf der vegetarischen Pizza trotzdem esse. So nehme ich den Schwips bei der Einladung zum Essen über Mittag in Kauf und verlasse mich darauf, dass mein Magen das Fleisch nach Jahrzehnten der Enthaltbarkeit verträgt.

Meine Präsentation als Forscherin wirkt auf mein Gegenüber, das sich von mir ein Bild macht. Umgekehrt bin ich auf meine Gesprächspartnerinnen und -partner angewiesen und dementsprechend bemüht, sie milde zu stimmen. Ich bin unter Druck, Daten zu generieren. Die erforderliche «Balance zwischen Nähe, Aufbau einer ungezwungenen Gesprächsatmosphäre und vertrauensvol-

213 Vgl. dazu: ebd., S. 173 f.

214 Vgl. zur Angst des Forschers vor dem Feld, insbesondere zur Symmetrie der Asymmetrie: Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld, S. 54 f.

len Beziehung und gleichzeitig gewahrter Distanz, durch die das Erkenntnisinteresse und die analytische Durchdringung des Gesagten gewahrt bleiben»,²¹⁵ hat Konsequenzen in der Gesprächsführung.

Ich bin also ebenso aktiv in die Herstellung des Gesprächs involviert, wie es meine Gesprächspartnerinnen und -partner sind. Jenseits von vorbereiteten Gesprächsfäden und Erzählimpuls stehen meine Wortmeldungen unter dem Druck der Datengenerierung. Etwa dann, wenn ich Suggestivfragen stelle oder dann, wenn ich so lange nachfrage, bis ich bekomme, was ich möchte.

Was Sie im Anschluss an diese Ordnung also zu lesen bekommen, sind (biografische) Selbst- und damit Altersnarrationen. Und als solche sind sie der Herstellung eines erfolgreichen Alterns verpflichtet. Trotz aller versuchter Brechungen: Es bleiben erfolgsorientierte Selbstnarrationen, in deren Erzählstrategien Brüche, Widersprüche und Misserfolge nicht vorgesehen sind. Vom Scheitern, von der Langeweile und vom Nichtwollen, vom Weinen und von der Todesangst, vom Nichtgesagten und Nichtsagbaren, vom Streiten und Ausziehen handelt dieses Buch darum nur am Rande.²¹⁶

Dass es sich bei den Verdichtungen (zumindest vordergründig) um erfolgreiches Altern und gelingende Wohnalltage handelt, ist zum einen im Dispositiv und damit im Sagbaren angelegt: Altern gelingt und Mitbewohnerinnen und Mitbewohner werden nicht angeschwärzt. Zum anderen aber ist es der Methode des Forschungsgesprächs geschuldet. Forschungsgespräche zeichnen sich durch ihren reflexiven Charakter aus und sind auf mich als Forscherin zugeschnitten. Sie zeigen, wie Personen gesehen werden möchten oder sich selbst sehen. Sie zeigen Personen in einem gelingenden Forschungsgespräch. Deshalb schulde ich Ihnen eine reflexive und kritische Lesart, die das Augenmerk Ihrer Lektüre nicht alleine auf die Inhalte richtet, sondern die Herstellungsmodalitäten des wissenschaftlichen Artefakts und die damit einhergehenden Grenzerfahrungen ebenso mitdenkt. Dazu gehört auch, dass ich Sie hinter die Kulissen blicken lasse.

Es ist nun also an der Zeit, Ihnen zu verraten, wer ich bin. Denn das Schreiben einer Doktorarbeit ist weit mehr als Wissenschaft per se. Es ist ebenso ein wissenschaftliches Erwachsenwerden, das all die adoleszenten Irrungen und Wirrungen mitträgt. Meine Doktorarbeit erzählt daher ebenso von meiner wissenschaftlichen Sozialisation. Es ist gleichsam die Entwicklung meines wissenschaftlichen Ichs.

Die bis hierhin zitierten Namen, die verwendeten Begrifflichkeiten, das Interesse an Deutungen und Verhandlungen, die ethnografische Fokussierung auf

215 Brigitta Schmidt-Lauber: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 180.

216 Vgl. zum Nichtgesagten und den Grenzen des Erzählbaren: dies.: Grenzen der Narratologie, S. 151-155.

die Menschen und der deutliche Hang zur (Selbst-)Reflexivität mögen mich bei fachkundigen Leserinnen und Lesern bereits verraten haben. Allen anderen möchte ich mich an dieser Stelle erklären. Das mache ich nicht, um mich ins Zentrum der Arbeit zu drängen. Im Gegenteil. Dass ich von mir spreche, dass ich mich nicht mit unpersönlichen Passivformen maskiere, macht mich verletztlich. Und zuweilen ist es mir auch peinlich. Ich fürchte mich vor Ihrer Langeweile. Und vor der «selbstbespiegelnden Nabelschau».²¹⁷ Ich balanciere unsicher auf dem Grat zwischen emotionalem Dabeisein und objektivierender Distanz. Aber auch das vielleicht eher ein fachspezifisches Dilemma.

Dass ich dennoch das drängende Bedürfnis habe, Ihnen mein wissenschaftliches Ich an dieser prominenten Stelle vorzustellen und mich im Text und in der Wissenschaft zu situieren, hat mindestens drei – selbstverständlich zusammenhängende – Gründe: Ich, mein Buch und das Vielnamenfach.²¹⁸ Denn wissenschaftliches Arbeiten bedeutet nie nur eine Beziehung zum «Gegenüber der Forschung» aufzunehmen, sondern immer ebenso auch zu «sich selbst» und den «Repräsentanten der Wissenschaft».²¹⁹ Darum soll es nun also gehen.

Ich bin ethnografisch arbeitende Kulturwissenschaftlerin. Meine Disziplin heisst Volkskunde, Europäische Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaft. Was es mit den vielen Namen auf sich hat, verrate ich Ihnen später. Ich bin Nachwuchswissenschaftlerin. Sie lesen meine Doktorarbeit. Das ist meine Qualifikation, meine Eintrittskarte in die Wissenschaft. Ich bin 35(+). Weiblich. Ledig. Ich habe zwei Söhne, eine Katze und einen Lebenspartner. Ich stricke gerne und nähe meine Kleider selber. Abends lese ich Krimis oder schaue Serien auf Netflix. Ich wohne in Zürich. Das ist der Kontext, in dem ich arbeite, in dem ich denke und schreibe, in dem ich konstruiere.²²⁰

Ich bin also Wissenschaftlerin. Doch was ist das überhaupt, Wissenschaft? Meine naive Vorstellung der Wissenschaft als neutrale Wahrheitsproduktion, das Vertrauen in die objektive Repräsentierbarkeit durch wissenschaftliche Darstellung, hat mir Karin Knorr-Cetina in ihren ethnografischen Laborstudien entzaubert, indem sie die soziale Dimension des Konstruktionsprozesses auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen Tatsache eindrücklich herausgearbeitet hat.²²¹ So bin ich zur postmodernen Konstruktivistin geworden, die an das Gemachte wis-

217 Karin Bürkert, Catharina Kessler, Anna-Carolina Vogel und Nadine Wagener-Böck: *Doing Dissertation*, S. 16.

218 Vgl. zum Vielnamenfach: Gottfried Korff: *Namenswechsel als Paradigmenwechsel?*

219 Eva Fleischer: *Subjektbezogene Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens*, S. 238.

220 Wissenschaftliche Texte sind nach James Cliffords Bestimmungsversuch durch sechs Weisen bestimmt: Kontext, Rhetorik, Institutionen, Gattung, Politik, Geschichte. Vgl. dazu: James Clifford: *Halbe Wahrheiten*, S. 109 f.

221 Vgl. dazu: Karin Knorr-Cetina: *Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der «Verdichtung» sowie dies.: Spielarten des Konstruktivismus.*

senschaftlicher Tatsachen und der Wirklichkeit überhaupt glaubt. Die – wie von Doris Bachmann-Medick vorgeschlagen – unter dem Begriffsdach der Cultural Turns zusammengefassten Wenden haben ihren Beitrag dazu geleistet.²²² Ich kann keine Wahrheiten untersuchen und ich kann keine Objektivitäten darstellen. Das will ich auch längst nicht mehr. Heute weiss ich, dass Wissenschaft zutiefst subjektiv, sozial und immer machtvoll ist. Mein wissenschaftliches Arbeiten findet nie im luftleeren Raum statt. Meine Wahrheit ist situiert, konstruiert und veränderbar. Sie ist gleichzeitig und mehrstimmig.

Dazu gehört, dass ich mich in der Wissenschaft und in meinem von mir untersuchten Gegenstand verorte und mich damit selbst zum Gegenstand mache. Und doch bin ich kein Kind der Wenden. Ich bin nach den Stürmen gross geworden. Ich bin nicht mehr bewegt, was erst noch hitzig debattiert wurde, ist für mich zur kuhnschen Normalwissenschaft geworden.²²³ Das, was Sie hier lesen, ist von mir fabriziert. James Clifford nennt ethnografische Texte deshalb «Fiktionen» im Sinne von «etwas Gemachtem oder Hergestelltem».²²⁴ So sind auch die soeben von Ihnen gelesenen Zeilen selbstverständlich exakt und wohlbedacht geschrieben. Auch das, was ich Ihnen als Selbstethnografie verkauft habe, ist selbstverständlich ein Narrativ, eine «sorgfältig erstellte, konstruierte und symbolisch aufgeladene Erzählung».²²⁵

Mit meiner Doktorarbeit muss ich mich in mein Fach einschreiben. Ich muss mich profilieren. Dieser vertextete Initiationsritus will, dass ich mich des Fachjargons bediene und mich an den wissenschaftlichen Gepflogenheiten abarbeite. Ich muss zitieren und Fussnoten setzen. Ich muss Theorien verwenden und Begriffe einführen. Ich muss beweisen, dass mein Thema innovativ und zugleich fachspezifisch ist. Ich muss Ihnen, meinem Doktorvater, dem Fachdiskurs und nicht zuletzt meinen eigenen Ansprüchen zugleich genügen. Dieser Profilierungsdruck bringt mich gattungsmässig in eine verzwickte-verzweifelte Lage und birgt textliche Eigenheiten in sich.

Valentin Groebners «Wissenschaftssprache» erschien zur richtigen Zeit.²²⁶ Sie hat mir Mut gemacht, aus der Fülle des Materials eine Auswahl zu treffen, die zirkulär-dekonstruierenden Gedanken in einen linear-chronologischen Text zu ordnen, Rhetoriken zu wählen, Dramaturgien zu folgen. Dafür vielen Dank!

«Ich» zu schreiben bedeutet, selber zu schreiben, die Verantwortung zu tragen. Andere für sich sprechen lassen geht nicht. Ich bedeutet aber auch, Persön-

222 Vgl. zu den Cultural Turns: Doris Bachmann-Medick: Cultural Turns.

223 Vgl. zur normalen Wissenschaft: Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, S. 25.

224 James Clifford: Halbe Wahrheiten, S. 110.

225 Brigitte Bönisch-Brednich: Autoethnografie, S. 48.

226 Valentin Goebner: Wissenschaftssprache.

lichkeit und Subjektivität zuzulassen. Genügt mein Ich der wissenschaftlichen Seriosität, vor deren Abbruch, glaubt man Regina Bendix, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler noch immer gewarnt werden?²²⁷ Das kann ich nicht beurteilen. Doch bin ich nicht die Andere, die von oben herab Wissenschaft macht und so die Wahrheit findet. Vielmehr bin ich unmittelbar und unausweichlich in meine Forschung verstrickt.²²⁸ Mein Ich bleibt darum im Text. Ich schreibe den Text. Ich treffe eine Auswahl. Ich kommentiere und ich interpretiere. Niemand sonst. Sie müssen sich also mit meinem Deutungsangebot begnügen.

Was Sie schlussendlich von meiner Qualifikation beurteilen, ist der Text, das Papierene zwischen zwei Buchdeckeln. Ich muss mich also zum Buch als papierenen Textbehälter bekennen. Auf Papier gedruckte Texte können nicht beliebig umfangreich sein. Und sie müssen von vorne nach hinten zu lesen sein. Sie sind also sequenziell, chronologisch und linear gehalten. Damit sind notgedrungen Lücken verbunden.²²⁹ Dennoch kann auch ich den akademischen Mühlen nicht entkommen. So bleibt mir wenig anderes, als mich – wo nötig – mit den gängigen Profilierungsinstrumenten da einzuschreiben, wo ich hingehören möchte. Meine Disziplin ist exakte Kartografin, fleissige Archäologin und unermüdliche (Neu-)Erfinderin ihrer selbst. Was für andere kanonisierter Inhalt einführender Veranstaltungen ins Fach ist, gehört für mich zum täglichen Brot. Mein «Denken und Forschen ist stets begleitet von einer laufenden Diskussion darüber, was dieses Fach eigentlich sei, wie sich die Disziplin denkt und welcher Begriff dafür am passendsten erscheint.»²³⁰ Aktuell ist meine Disziplin mit ihrer facheigenen Gepflogenheit, ihre Wissensproduktion ins Zentrum ihrer Arbeit zu stellen, mit der institutionellen Profilierung der Wissen(schaft)sforschung unverhofft modisch geworden. Das führt dazu, dass alle, die den Anspruch haben, die Etikette des seriösen Fachvertreters zu tragen, einen «ausgeprägten Gestus der Selbstreflexion»²³¹ aufzuweisen haben. Zur volkskundlichen Reputation gehört also ein eigenes, historisch fundiert hergeleitetes Fachverständnis. So reihen sich in meiner Datenbank die wissenschaftshistorischen Chroniken, verdichteten Definitionen, identitätsstiftenden Bestandsaufnahmen und orientierenden Checklisten entlang der fachgeschichtlichen Etappen, sortiert nach prominenten Fachvertretern – Richard Weiss, Hermann Bausinger und andere.

227 Vgl. dazu: Regina Bendix: *Ethnografisches Arbeiten in und für die eigene Gesellschaft*, S. 32.

228 Vgl. dazu: Gert Dressel und Nikola Langreiter: *Wenn «wir selbst» zu unserem Forschungsfeld werden*.

229 Vgl. dazu: Valentin Groebner: *Wissenschaftssprache*, S. 31 f.

230 Jens Wietschorke: *Beziehungswissenschaft*, S. 326.

231 Thomas Hengartner: *Technik – Kultur – Alltag*, S. 117.

Augenfälligste Zeugen für dieses ego-kartografierende Pflegen der Ahnengalerie sind die fachbezeichnenden Wortschöpfungen: konservativ und historisch belastet «Volkskunde», EU-konform (mit Hang zur postkolonialen Distanzierung) «Europäische Ethnologie» oder wie an meiner Universität «Empirische Kulturwissenschaft». Hier will ich mich einschreiben, mich profilieren. Haben Sie also Verständnis dafür, dass ich Ihnen nicht nur mich und meinen Text, sondern auch mein Fach vorstelle und Ihnen das Resultat meines fachlichen Findungsprozesses präsentiere.

Die Volkskunde/Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft ist eine historisch argumentierende, ethnografisch arbeitende und reflexiv argumentierende Kulturwissenschaft, deren weit gefasster Gegenstandsbereich die Alltagskultur als Kultur des Selbstverständlichen ist.²³² Sie fragt nach dem Denken, Deuten, Wahrnehmen, Erleben, Sprechen, Handeln, Verhandeln und Verdinglichen von Menschen in ihrer kontextgebundenen Lebenswirklichkeit und widmet sich der Analyse von Dingen, Normen, Wissensbeständen, Deutungsangeboten, Technologien und Bedeutungszuschreibungen. Kurz: Im Zentrum des Erkenntnisinteresses stehen also Menschen in ihrer alltäglichen Kultur.

Gefragt sind damit theoretische Gerüste, die die Konstruiertheit von Wirklichkeit in ihrer kulturellen Komplexität in ihrem machtvollen Beziehungsgeflecht zu reflektieren und interpretieren vermögen, sowie dichte, das heisst multiperspektivisch-kontextuelle, situative, prozessuale und reflexive methodische Verfahren mit besonderer Nähe zu den Forschungssubjekten.²³³

Die Volkskunde/Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft als eine Wissenschaft, die für sich die Untersuchung der «alltagskulturellen Selbstverständlichkeiten»²³⁴ reklamiert und zugleich als Disziplin keine Selbstverständlichkeiten kennt und keine disziplinären Traditionen aufzuweisen hat, ausser eben der «Tradition der Selbstthematization».²³⁵ So bleibt «das <namentliche> Anzweifeln der eigenen Identität [...] fester Bestandteil»²³⁶ des Vielnamenfaches. Die eigentliche Fachspezifik aber – die Art, den Gegenstand zu denken – lässt sich meines Erachtens entlang von drei Eigenheiten beschreiben: Erstens der Begriffstrias Kultur/Alltag/Akteure,²³⁷ zweitens der methodisch-methodologisch zutiefst qualitativen Orientierung und drittens der ausgewiesenen Fähigkeit zur (Meta-)Reflexion.

232 Vgl. zur Volkskunde als Kulturwissenschaft: Sabine Eggmann: Volkskunde als Kulturwissenschaft.

233 Vgl. dazu: Brigitta Schmidt-Lauber: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 165.

234 Ueli Gyr: Kulturelle Alltäglichkeiten in gesellschaftlichen Mikrobereichen, S. 15.

235 Jens Wietschorke: Beziehungswissenschaft, S. 327.

236 Johanna Rolshoven: Europäische Ethnologie, S. 76.

237 Vgl. zu einem volkskundlichen Alltagskultur-Begriff: Carola Lipp: Alltagskulturforschung sowie Christine Oldörp: Alltag mit fließenden Rändern sowie Bernhard Tschöfen: Vom Alltag.

Ich, mein Buch und das Vielnamenfach: Dieses Dreierlei hat Konsequenzen für meine Herangehensweise an den Gegenstand, meine Art zu denken, meine Weise, Fragen zu stellen, und letztlich auch dafür, wie ich mich in die Wissenschaft einschreibe. Deshalb müssen Sie alle drei kennen, bevor ich Sie jetzt in meinen Text entlasse.

Alter und Altern: Verhandelte Deutungen

An einem Herbstnachmittag nehmen sich die 67-jährige Psychoanalytikerin Jutta Nolte und ihr zwei Jahre jüngerer Partner, der Bildhauer Hans Haas, Zeit, um in einem gemeinsamen Gespräch über ihr je individuelles Alter, aber auch über das Altern der anderen und der Gesellschaft zu sprechen und beides in Verbindung zum Wohnen zu denken.¹

Jutta Nolte zweifelt zunächst an ihrer Qualifikation, zur Altersthematik zu sprechen: Sie könne nämlich das Alter nicht definieren, wie sie im Vorfeld des Gesprächs zu bedenken gibt. Das mag ob der aktuell reichlich verfügbaren Deutungs- und Verhandlungsangebote erstaunen.

Während die gerontologischen Zugriffe von aussen und oben auf das Alter blicken und Menschen so zu verhandelten Gegenständen machen, wählt der ethnografische Zugang die Innenperspektive und fragt nach alltäglichen Sinnzusammenhängen und kulturellen Bedeutungsstrukturen. Im Folgenden kommen Jutta Nolte und Hans Haas deshalb zunächst selbst zu Wort.

Wie also verhandeln Jutta Nolte und Hans Haas das gesellschaftliche Altern und wie deuten sie ihr eigenes Alter? Wie gehen sie in ihrem Alltag mit dem an sie herangetragenen Alter um? Wie eignen sie sich dieses an, wie verändern sie es und wie werden sie dadurch selbst zu Wirklichkeitskonstrukteuren? Wie verhandeln sie den Widerspruch, der das Altwerden propagiert, das Altsein hin-

¹ In gekürzter Form findet sich das Gespräch und dessen dichte Beschreibung bereits in folgendem Text von mir: Rebecca Niederhauser: «Ich kann das Alter nicht definieren.» Im Folgenden wird deshalb wiederholt – wo immer sich der Text auf das genannte Gespräch bezieht – nahe an diesem Aufsatz argumentiert und – wo als legitim erachtet – über Passagen hinweg gar wortwörtlich daraus zitiert. Ebenso finden sich verschiedene Gedankengänge in weiteren Texten von mir wieder, in denen ich mich mit einem konstruktivistischen Altersverständnis auseinandersetze. Namentlich sind das: dies.: «Ich bin alt. Aber ich fühle mich nicht so.» sowie dies.: «So turne halt nicht so viel, dann wirst du nicht so alt!».

gegen verwirft? Und vor allem: Wie erfahren sie ihr je individuelles Alter? Kurz: Wie sehen alltägliche Alterswirklichkeiten aus?

Rebecca Niederhauser: Was ich spannend finde, ist, dass man beginnt, sich mit dieser Lebensphase zu beschäftigen.

Jutta Nolte: Ich weiss nicht ganz, was du meinst.

Hans Haas: Also dass man alt wird, dass man alt ist. Das kommt, wenn die Rentenversicherung kommt oder wenn man pensioniert wird. Dann weiss man, man ist alt. Und dann kommt das andere. Man spürt es auch in den Knochen, dass man alt ist. Man merkt hie und da etwas. Man merkt es, weil man etwas vergesslicher wird. [...] Es fängt wirklich schon an. Das sind einfach Anzeichen. [...] Das sind eben solche Sachen. Ich meine, man merkt es auch beim Treppensteigen im Haus. Und beim Einkaufen. [...]

Jutta Nolte: Aber ich finde es keine Kränkung, alt zu werden. Ich finde es einfach normal. Und ich habe auch kein Problem damit, wenn ich merke, dass ich etwas nicht mehr so gut kann. Ich finde es nicht angenehm. Aber es ist nicht so, dass ich das abwehren müsste oder so tun müsste, wie wenn es nicht wäre. Das macht es etwas leichter, sich mit neuen Lebensplänen zu befassen.

Hans Haas: Teilweise ist es auch erleichternd, dass man älter wird. Dass man gewisse Sachen nicht mehr muss, nicht mehr kann oder sieht. Das hatte ich. Das brauche ich nicht mehr. Also es gibt auch ein paar positive Aspekte. Aber es ist nicht so, dass es einfach nur beglückend ist, alt zu werden. Nein. [...]

Rebecca Niederhauser: Eine freche Frage, würdet ihr sagen, ihr seid alt?

Hans Haas: Ja. Das ist ganz klar.

Jutta Nolte: Aber noch in der angenehmeren Phase des Altseins. Es gibt ja auch so eine Bandbreite. Also es tut mir nirgends weh, es geht mir gut.

Hans Haas: Wir sind auch keine jungen Alten. Wir sind alt. Das muss man ganz klar sehen.

Jutta Nolte: Ja. Aber in der Phase, in der es einem gut geht, in der man eigentlich noch alles machen kann. Aber ich finde schon, dass ich alt bin.

Hans Haas: Wir sind alt. Das ist klar. Nimm eine Messlatte. Und dann schau, wo wir stehen und wie viel oben noch bleibt. Das Größte haben wir.

Jutta Nolte: Ja. Aber ich muss sagen, im Alltag merke ich das dann eben noch nicht an so vielen Sachen. Ich weiss es einfach. Ich lebe einfach. Und ich mache meinen Alltag genau gleich. Ich gehe arbeiten. Es ist eigentlich alles gleich.

Hans Haas: Aber wer mit 60 sagt, er sei noch nicht alt, der ist weltfremd.

Jutta Nolte: Aber man ist sicher anders alt, mit 60 als mit 80. [...]

Hans Haas: Das ist so, wenn du diese Abstufungen machst. Es ist in Gottes Namen so. Aber es ist auch nichts Negatives, wenn man alt ist. Ich finde es peinlich, wenn jemand alt ist und nicht dazu stehen kann und immer noch so tut, als wäre er ich

weiss nicht wie. [...] Ich meine, man wird auch transparent im Alter. Ich glaube, das ist das, was mir am meisten auffällt.

Jutta Nolte: Sozial meinst du?

Hans Haas: Ja. Man wird wirklich transparent.

Jutta Nolte: Ja. Du wirst einfach übersehen.

Hans Haas: Ja. Das ist in Gottes Namen so.

Jutta Nolte: Das finde ich gar nicht so unangenehm.

Hans Haas: Nein. Es hat manchmal auch Vorteile. Aber es ist einfach so. [...]

Rebecca Niederhauser: Macht ihr etwas, um fit zu bleiben? Ist fit bleiben ein Thema für euch?

Jutta Nolte: Jaja.

Hans Haas: Also für mich eigentlich erst, seit wir uns kennen. Vorher war ich nicht so bewusst.

Rebecca Niederhauser: Und was machst du?

Hans Haas: Yoga. [...] Und ich habe wieder angefangen, Fahrrad zu fahren. [...] Ich bin fitter als vor 20 Jahren. Körperlich. Aber das ist, weil ich aufgehört habe zu rauchen. Das ist die grösste Entwicklung für die Gesundheit.

Jutta Nolte: Ich fahre Fahrrad. Und ich mache Krafttraining. [...] Ich finde, das ist super als Altersprophylaxe. Weil es einfach den ganzen Körper trainiert. [...]

Hans Haas: Du bist fit.

Jutta Nolte: Und Yoga mache ich eben auch noch. [...]

Hans Haas: Beim Essen und Trinken sind wir nicht extrem oder speziell.

Jutta Nolte: Ich finde, wir essen relativ gesund. Aber nicht so fanatisch. Also ich mag nicht ständig über das Essen nachdenken. [...] Was machen wir noch? [...] Also nicht nur körperlich.

Hans Haas: Geistig sicher auch.

Jutta Nolte: Also geistig versuche ich natürlich auch irgendwie wach und informiert zu bleiben. [...] Aber es gibt sicher Sachen, von denen ich keine Ahnung mehr habe, die mich eben schon nicht mehr interessieren. Es gibt eindeutig Sachen, von denen ich finde, dafür bin ich zu alt. [...]

Hans Haas: Nicht mehr bei allem mitmachen, das ist auch ein Vorteil im Alter. Wobei es auch solche in unserem Alter gibt, die meinen, sie müssten noch überall mitmischen. [...] Wir arbeiten beide noch 60 Prozent.

Jutta Nolte: Das ist in dem Sinne eigentlich auch ein Fitnessstraining, das Arbeiten. [...]

Hans Haas: Darunter leiden auch viele, wenn sie pensioniert werden. Dass sehr viele Kontakte wegbrechen und sie niemand mehr sind oder nicht mehr so gefragt sind. Also wenn man langsam aus dem Beruf aussteigen kann, das fände ich schön. Wenn es nicht von einem Tag auf den anderen fertig ist.

Jutta Nolte: Das ist schon gut.

Rebecca Niederhauser: Und danach, was macht ihr?

Jutta Nolte: Ich habe nicht verstanden, was du gesagt hast.

Hans Haas: Was nachher ist, weisst du, nach dem Arbeiten, wenn du nicht mehr arbeitest. Du hast gesagt, du möchtest vielleicht mal etwas Soziales machen.

Jutta Nolte: Also das ist ein Plan, den ich schon lange habe. Ich möchte Analphabeten schreiben und lesen beibringen. [...] Das würde mich interessieren. [...] Das wird ja auch hauptsächlich von Leuten gemacht, die pensioniert sind. Es gibt so Projekte und Vermittlungen. Ich glaube, da würde ich mich mal umschauchen, ob es etwas für mich gibt. Aber nicht wieder zwei, drei Tage Arbeitszeit. Das will ich nicht. Aber einfach noch etwas machen. Das hängt dann aber auch davon ab. Vielleicht werde ich auch Grossmutter mit 70.

Hans Haas: Dann musst du die Grosskinder hüten.

Jutta Nolte: Dann würde ich selbstverständlich meiner Tochter mit den Kindern helfen. Also natürlich auch nicht jeden Tag. Um Himmelswillen nicht. [...]

Hans Haas: In meinem Umfeld gibt es einige Freunde, die sich relativ stark für die Enkelkinder engagieren.

Jutta Nolte: Ja, klar, die meisten meiner Freundinnen sind Grossmütter.

Hans Haas: Das ist auch nicht mein grösstes Ziel.

Jutta Nolte: Aber ich denke, es hat dann viele schöne Seiten, wenn du es dann bist. Das lasse ich auf mich zukommen. Eben, da muss man schauen, was das Leben bringt und wie gut man noch beieinander ist. Vielleicht mag ich überhaupt nicht mehr. Ich habe das Gefühl, mir würde es nicht so schnell langweilig.

Hans Haas: Das merkst du ja heute schon. Wenn du mit Pensionierten etwas abmachen möchtest, das ist das Schwierigste, mit denen einen Termin zu finden. Das sind diejenigen, die am meisten ausgebucht sind und zu tun haben und nie Zeit haben. [...] Aber man ist einfach auch nicht mehr so schnell. Man kann in der gleichen Zeit nicht mehr so viel machen wie früher. Und dadurch ist man viel mehr ausgelastet. Man hat für alles einfach viel länger.

Jutta Nolte: Das merkt man schon jetzt.

Hans Haas: Das merkt man jetzt schon. Wenn man denkt, was man früher alles gleichzeitig gemacht hat, ich kann mir heute nicht mehr vorstellen, wie das gegangen ist. [...]

Rebecca Niederhauser: Was macht für euch ein gutes Alter aus?

Jutta Nolte: Körperlich nicht allzu viel leiden zu müssen. Davor habe ich Angst. [...]

Hans Haas: Möglichst lange selbständig sein. Nicht auf Pflege angewiesen sein, nicht abhängig sein. Möglichst lange selbständig sein können. Wenn das mal vorbei ist, dann wird es hart. Dann finde ich es nicht mehr lustig.

Jutta Nolte: Das ist eigentlich das Wichtigste.

Hans Haas: Sowohl körperlich als auch geistig.

Jutta Nolte: Ich kann mir ganz gut vorstellen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. [...]

Hans Haas: Jaja. Aber du kannst es dann noch selbst organisieren. Das ist für mich auch Selbständigkeit, wenn du dir die Hilfe selbst holen kannst und sagen kannst, was man dir wo helfen muss. [...] Aber wenn dann die anderen über dich bestimmen, wann du aufstehen und wann du ins Bett und wann du essen gehen musst, und sie dir das Essen einfach hinstellen. Also wenn du einfach nicht mehr selbständig bist.

Jutta Nolte: Selber kochen ist mir zum Beispiel auch wichtig. Wenn ich mir dieses ekelhafte Fressen der Altersküchen vorstelle, wenn ich das nur schon anschau, ich glaube, ich würde spindeldürr, wenn ich das essen müsste.

Hans Haas: Zum Glück lassen auch die Geschmacksnerven nach. Also das Altersheim ist für mich eine schreckliche Vorstellung. [...]

Jutta Nolte: Das hat natürlich mit Selbständigkeit zu tun, das ist eigentlich das Thema.

Hans Haas: Das ist etwas vom Wichtigsten. Und dass man noch als zurechnungsfähig gilt und das Zeugs noch selbst verantworten kann, Eigenverantwortung haben.

Jutta Nolte: Und auch noch mitbekommen, was auf der Welt passiert. Das ist mir auch noch wichtig. [...] Und sozial noch irgendwie Kontakt zu haben, ist auch noch wichtig.

Hans Haas: Das ist auch noch wichtig, ja, finde ich auch. Einen gewissen Freundeskreis oder Verwandte, egal, was es ist. Einfach, dass man nicht vereinsamt. [...]

Jutta Nolte: Weiter goldschmieden zu können. Aber das höre ich definitiv auf, spätestens mit 70. Das ist klar. Ich habe jetzt schon Mühe mit den Augen.

Hans Haas: Eben, das ist auch etwas, so Hobbys. Das ist wie bei mir das Ballonfahren, dass du Hobbys irgendwann aufhören musst. Auch mit dem Fischen ist mit 75 fertig, wenn du nicht mehr im Bach rumkriechen kannst. Das kommt halt. Aber eben, das Loslassen, glaube ich, damit haben wir beide nicht so Mühe. Dass man auch etwas loslassen kann.

Jutta Nolte: Ich hätte Mühe, wenn ich nicht mehr Fahrrad fahren könnte. Das weiss ich. Aber ich könnte mich daran gewöhnen. [...] Ich glaube halt, dass man auch reinwächst.

Hans Haas: Ja, man muss lernen, loszulassen. Es bleibt nichts anderes übrig.

Jutta Nolte: Ich finde das jetzt keine schlimme Vorstellung. Andere Sachen schon.

Hans Haas: Also für mich wäre der Verlust der Selbständigkeit wirklich schlimm. Alles andere kann ich loslassen.

Jutta Nolte: Also offen bleiben ist für mich auch noch ein wichtiger Punkt beim Altwerden. Ich merke schon manchmal, dass ich finde, Herrgott, die Jungen. So dieses Gefühl, früher ist es doch anders gewesen. [...]

Hans Haas: Wer wirklich alt wird, das merkst du, wenn sie nur noch von früher erzählen. Wenn sie keine Zukunft mehr sehen oder nichts mehr vorausplanen. Nur

noch zurückblicken. Dann ist es einfach vorbei. Also das möchte ich nicht, dass du nicht mehr in die Zukunft blicken kannst. [...] Etwas vorausblicken sollte man schon noch können.

Rebecca Niederhauser: Wie erlebt ihr das gesellschaftliche Alter? Also dieses mediale Schreckgespenst, Überalterung, Gesellschaft, die Alten kosten so viel? Dieses viele, das gerade an einen rangetragen wird?

Jutta Nolte: Ich denke, das ist einfach eine Realität, dass die Alten immer mehr kosten werden. Und da tun mir einfach die Jungen leid. Ich werde der Allgemeinheit wahrscheinlich nicht zur Last fallen müssen. Aber es regt mich überhaupt nicht auf. Ich fühle mich nicht angegriffen. Ich finde, es stimmt einfach. Es ist einfach so.

Hans Haas: Das ist ein echtes Problem. Und du kannst den Jungen nicht einfach nur immer mehr aufbürden, dass immer weniger Junge für immer mehr Alte arbeiten und ich weiss nicht was.

Jutta Nolte: Ich erlebe auch keine Aggression, von niemandem. Also vielleicht erlebt man das eher, wenn man noch älter ist. [...]

Hans Haas: Ich sehe auch nicht ein, warum die Alten im Kino Vergünstigungen haben müssen. Das würdest du besser den Jungen geben. Die Alten haben sowieso alle zu viel Geld.

Jutta Nolte: Nein, nicht alle, das stimmt nicht.

Hans Haas: Nein, aber sehr viele.

Jutta Nolte: Das ist eben das, was wir sehen. Aber es gibt sehr viele Alte, die nicht so viel Geld haben.

Hans Haas: Am schlimmsten sind diejenigen, die das Geld verspielen und nachher Ergänzungsleistungen beanspruchen. [...]

Jutta Nolte: Also mich greifen all diese Sachen nicht persönlich an. Das sind gesellschaftliche Probleme, die einfach nicht gehen.

Hans Haas: Wir haben eine Überalterung. Wir haben immer weniger Junge und immer mehr Alte. Ich bin dort auch hart, ich bin auch der Meinung, dass bei einem 80-Jährigen nicht mehr einfach alles gemacht werden sollte. [...]

Jutta Nolte: Also fürchten tue ich einfach das hohe Alter. Ich meine, wir sprechen viel darüber. Also für mich ist Sterbehilfe eindeutig eine Variante. [...]

Hans Haas: Diesen Moment sollte man nicht verpassen, wenn man gehen muss.

Jutta Nolte: Das ist für mich eine Variante. Aber ich habe keine Ahnung, ob ich das dann mache. Vielleicht hat man immer noch etwas, was man dann schön findet oder noch erleben möchte. Ich weiss es nicht. [...]

Hans Haas: Die Zeit geht rasend, es geht so schnell vorbei. [...] Das ist so das Resümee. Ja. Das Größte haben wir. Aber es hat immer noch Qualität, das muss man auch sagen.

Jutta Nolte: Also eben, das meine ich. Mein Leben hat jetzt mehr Qualität, als es in

anderen Phasen meines Lebens hatte. Viel weniger inneren und äusseren Stress. Darum finde ich es bis jetzt nicht so schlimm, alt zu sein.

Hans Haas: Jaja. Vermutlich sagt man sich das immer, bis zum letzten Moment.

Jutta Nolte: Das ist schon möglich.

Hans Haas: Ich habe fast das Gefühl.

Jutta Nolte und Hans Haas sprechen vom Nachberuflichen und befinden sich in der nachfamiliären und nachehelichen Phase. Sie halten sich fit und gesund, machen Sport, ernähren sich bewusst, haben Hobbys, wollen sich sozial engagieren und Enkelkinder betreuen. Sie fühlen sich frei und sprechen von Lebensqualität. Sie haben körperliche und geistige Einbussen und sind doch gesund. Sie mokieren sich über das Altern und haben doch Angst vor Krankheiten, vor dem Verlust der Selbständigkeit und vor dem Altersheim. Sie sprechen vom Loslassen und schliesslich vom Sterben. Sie wissen um ihr jetziges Alter und reden doch meist über ein zukünftiges, über ein anderes Alter, dasjenige der anderen oder der Gesellschaft. Sie sind alt, ohne alt zu sein, argumentieren reflektiert und kritisch.

Jutta Nolte und Hans Haas sprechen innerhalb der Widersprüchlichkeiten und Gleichzeitigkeiten, die sich im beschriebenen Altersdispositiv finden. Ihr Dialog gleicht einem dispositiven Dazwischen, das Widerstand mit Gehorsam verknüpft. Sie jonglieren mit den Ungereimtheiten, eignen sich das Alter an und interpretieren es, adaptieren und konstruieren zugleich. Sie greifen artikuliertes Wissen auf und deuten es in ihrer alltäglichen Wirklichkeit um, sind Akteurin und Akteur, Konstrukteurin und Konstrukteur zugleich. Sie verhandeln das gesellschaftliche Altern, deuten ihr eigenes, verknüpfen beide und verstricken sich dabei selbst in Widersprüchlichkeiten. Damit bewegen sie sich kreativ und eigenständig im Dispositiv, ohne dieses aber je zu verlassen. So werden im Dialog Alterskonstruktionen der Vielheiten sichtbar. Davon handelt dieses Plateau.

Entlang von fünf Ordnungen versucht die folgende Analyse diese Mehrdeutigkeiten der dispositiven Verhandlungen und Deutungen zuzulassen und als Forschungsergebnis zu verstehen. Jutta Nolte und Hans Haas fungieren fortan als Argumentationsbasis, von der aus sich die Fäden spannen. Zu Wort kommen aber ab jetzt vorerst andere. Wie stellen die Gesprächspartnerinnen und -partner alltägliche Alterswirklichkeiten her?

Die Ordnung *Vom Alter wissen* fragt nach Manifestationen des Alters. Wie stellt das Dispositiv Alter her? Und wie definieren die Gesprächspartnerinnen und -partner Alter? Sie bedienen sich dabei bei einem dispositiven Wissen, dessen Referenz Alter herstellt. Was dabei entsteht, ist die Skizze eines negativ gedeuteten Alters, das von den Gesprächspartnerinnen und -partnern qua Indiz

seiner selbst überführt wird. Als Beweisstücke dienen dabei die Zeit, die Hülle und der Körper.

Die Ordnung *Altern als Aufgabe* richtet den Blick auf die Performanzen und Praktiken des Alterns. Mit welchen Technologien stellen die Gesprächspartnerinnen und -partner Alter her? Sie nehmen ihr Altern als Aufgabe wahr, die es zu bearbeiten gilt. Mit Sport und weiterem Gesundtun, mit Sozialengagement und Alltagsgestaltung, mit Selbstbeschränkung und anderen Tugenden arbeiten sie gegen die Zeit und den Körper an und deuten so das negativ verhandelte Alter neu. Was dabei entsteht, ist die Skizze eines positiv gedeuteten Alters, das in Eigenregie am Selbst arbeitet, sich um sich sorgt und so zum selbstverantworteten Projekt wird. Doch Selbstsorge ist nie allein eigennützig. Vielmehr verbergen sich dahinter immer auch biopolitische Absichten: Ein gesundes Alter zielt so auch auf die Gesellschaft – auf die Gesundheitspolitik, den Sozialstaat, die Nationalökonomie. Damit ist die Arbeit am erfolgreichen Altern nur sehr bedingt freiwillig. Die Gesprächspartnerinnen und -partner verpflichten sich also gleichsam zu einem positiv erlebten Alter.

Die Ordnung *Sich dem Alter entziehen* handelt von Widerständigem in den Altersverhandlungen und -deutungen. Wie gelingt es den Gesprächspartnerinnen und -partnern – trotz Wissen und Performanz, trotz sagen, verdinglichen, tun und repräsentieren – das Alter noch im Akt des Benennens wieder von sich zu weisen? Kurz: Wie gelingt es ihnen, sich dem Alter trotz dispositivem Diktat zu entziehen? Sie entziehen sich dem Altersnarrativ des erfolgreichen Alterns durch das Sagen des Nichtsagbaren und reden gegen die dispositive Abmachung: Sie sprechen über Langeweile und Todesangst, lachen das Alter aus und verfluchen es. Entzüge gelingen also zum einen durch Geronto-Blasphemie und durch Auslassungen. Zum anderen aber gelingen sie durch die anderen. Denn im Benennen der anderen als alt gelingt es den Gesprächspartnerinnen und -partnern, das Alter von sich zu weisen: Es gehört den anderen, den noch älteren, denjenigen mit weissen Haaren und Falten, mit Gehstock und Gicht, den Multimorbiden und der Gesellschaft, nur eben ihnen heute gerade nicht.

Die Ordnung *Alter im Selbstentwurf* zeigt Eigenständiges in den Altersverhandlungen und -deutungen. Die Gesprächspartnerinnen und -partner gehen kreativ mit dem Dispositiv um und entwerfen sich zwischen einem Wissen um das Altsein und einem Sich-nicht-alt-Fühlen. Sie reden über Gefühlslagen und sprechen sich im Dazwischen: Zwischen jung und alt. Dabei kommen Fragen nach stürmischen Zeiten, nach jugendlichen Gefühlen und Altersweisheit auf: Was heisst es, alt zu sein, ohne sich alt zu fühlen? Wie sehen jugendliche Gemüter in alten Körpern aus? Und wie sich sagen, wenn weder jung noch alt passen?

Die Ordnung *Alter als Erzählung* schliesslich blickt anstelle eines Resümees reflexiv auf die Altersnarrationen und fragt, wie Alter als dispositive Erzählung

funktioniert. Denn die Gesprächspartnerinnen und -partner bewegen sich im Dispositiv, verlassen es nie und folgen ihm dennoch nicht. Mitunter weisen die Erzählungen auch ideologiekritisches Potenzial auf. Das Reden im, mit und gegen das Dispositiv gleicht jedenfalls einer Jonglage mit ebendiesem. Wie also gelingt es, die Wahrheit zu sagen, wie wird Glaubwürdigkeit hergestellt und wie kann dem Dispositiv widersprochen werden? Welche dispositiven Bezüge stellen die Gesprächspartnerinnen und -partner her? Auf welche Wissensbestände verweisen sie und mit welchen sprachlichen Legitimationen argumentieren sie? Und wie kann es sein, dass sie das Alter trotzdem nicht definieren können? Das Alter wird mehrstimmig im Dazwischen des Gleichzeitigen definiert. Denn Vielstimmiges, Mehrdeutiges, Gleichzeitiges und Ungleiches sollen nebeneinander stehen bleiben. So sieht es der konstruktivistische Plural Alter vor.

Während also die ersten beiden Ordnungen *Vom Alter wissen* und *Altern als Aufgabe* entlang des Dispositivs argumentieren, folgen die beiden nächsten Ordnungen *Sich dem Alter entziehen* und *Alter im Selbstentwurf* Dispositivwiderständigem und -eigenständigem in den Erzählungen. Die letzte Ordnung *Alter als Erzählung* aber folgt Dispositivreflexionen.

Vom Alter wissen

Jutta Nolte und Hans Haas deuten das Alter entlang von Biologismen und verweisen auf ein gerontologisches Wissen, wie es die dispositiven Wissensmaschinen zur Verfügung stellen: Es geht um den Körper, die Hülle, die Zeit. Und um ein negativ verhandeltes und passiv-defizitär gedeutetes Alter. Ein Alter, das auf der Lebensstreppe absteigt und gesellschaftlich verschwindet, ein Alter, das krank und allein ist – ein Alter, das Angst macht. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung.

Jutta Nolte und Hans Haas sprechen vom Alter als gelebte Zeit, beschreiben Brüche und Kontinuitäten. Das Alter zeige sich, so Hans Haas, zunächst an der Rentenversicherung und an der Pension. So sei weltfremd, wer mit 60 von sich sage, er sei nicht alt. Bei der Messlatte bleibe oben nicht mehr viel frei. Es sind also zunächst Zahlen, Quotienten und Stichtage, die den beiden als Referenzen dienen. Davon handelt die Verdichtung *Alter als gelebte Zeit*.

Jutta Nolte und Hans Haas sprechen aber auch vom Alter als etwas Äusserem, das man sieht und einen zugleich unsichtbar macht. Hans Haas benennt soziale Transparenz und Jutta Nolte meint, man werde einfach übersehen. Während sie die gesellschaftliche Unsichtbarkeit mitunter positiv wahrnehmen, fürchten sie sich umso mehr vor der sozialen Isolation. So hat Jutta Nolte Angst, zu verein-

samen. Von Isolation und Transparenz handelt die Verdichtung *Alter als (Un-)Sichtbarkeit*.

Jutta Noltes und Hans Haas' Altersverhandlungen und -deutungen lassen sich schliesslich auch als eine Kette von Angst evozierenden Verlusterfahrungen zusammenfassen. Im Gesprächsverlauf beschreiben die beiden körperliche und geistige Defizite: Sie sprechen von einem Nicht-mehr-Können, vom Loslassen-Müssen, Abhängigwerden, vom Starrsinnigwerden und Zukunftslossein, vom Zu-viel-Kosten. Wenn Jutta Nolte Angst hat und Hans Haas es nicht mehr lustig findet, wenn sich beide gegenseitig versichern, dass alt zu sein nichts Negatives sei, so beziehen sie sich auf ein negatives, passiv-defizitäres Alter, das auf Angst und Verluste fokussiert, das gesellschaftlich zur Last fällt. Das körperlich-geistige Alter ist Inhalt der Verdichtung *Alter als Verlusterfahrung*.

Wenn Jutta Nolte und Hans Haas also das Alter als gelebte Zeit, als (Un-)Sichtbarkeit und als Verlusterfahrung beschreiben, so referieren sie auf das gerontologische Wissen, bedienen sich beim Altersdispositiv, das so zur Wissensmaschine wird, Wissen produziert, bereitstellt und speichert. Ein Wissen voller Biologen, das das Alter negativ verhandelt und deutet: Das Alter steht am Ende des Lebens, wird anhand von Äusserlichkeiten stigmatisiert, ist von Verlusten geprägt. Es ist das Alter, das in den demografischen Dystopien medienwirksam inszeniert wird – multimorbid, dement, einsam und vor allem kostend. Dieses Wissen dient Hans Haas und Jutta Nolte der Vergewisserung. Man wisse um das Alter, meint Hans Haas und verweist auf Rentenversicherung, Pension, schmerzende Knochen und Vergesslichkeit. Das Dispositiv stellt also ein Wissen bereit, das das Alter herstellt und damit die Alterswirklichkeit erst hervorbringt. Eine Alterswirklichkeit, wie sie die dispositiven Apokalyptiker entwerfen: negativ, passiv-defizitär, multimorbid, kosten-, weil pflegeintensiv. Von diesem Wissen, das sich in den alltäglichen Alterswirklichkeiten der Gesprächspartnerinnen und -partner über die Zeit, die Hülle und den Körper manifestiert, handeln die Verdichtungen dieser Ordnung.

Alter als gelebte Zeit

Alter ist zunächst gelebte Zeit – gemessen in Jahren, verortet im Lebenslauf, markiert durch Ereignisse und Brüche, verbunden durch Kontinuitäten, zusammengefasst als Lebensphase. Johanna Karlsson spricht ausführlich über das Alter als gelebte Zeit.

Rebecca Niederhauser: Gibt es für dich Bilder vom Alter? Oder Adjektive?

Johanna Karlsson: Nein. Also ich bin jetzt 68. Oder 67? Nein, 69. Und ich finde es sehr schön. Ich fand nicht alle Lebensabschnitte schön. [...]

Rebecca Niederhauser: Bezeichnest du dich denn selber schon als alt?

Johanna Karlsson: Ja. Ich bin ziemlich alt, würde ich sagen. Ich bin jetzt ein Jahr vor 70. Deshalb würde ich sagen, ich bin alt. Ja. Und das ist mir recht. Ich hatte keine Krise. Auch mit 30 nicht. Dass ich plötzlich 30 war. Oder mit 40. 50 fand ich gut. [...] Und jetzt mit 70 ist es einfach gut. [...] Ich kenne sehr viele, die mir widersprechen würden. Aber für mich ist das so. [...]

Rebecca Niederhauser: Wie bezeichnest du deinen Lebensabschnitt, wie würdest du den beschreiben? [...]

Johanna Karlsson: Es fließt. Ja. Es fließt. Ich bin keine dieser spezifisch Pensionierten. Weil ich arbeite ja immer noch freiberuflich. [...] Ich bin immer noch so halb drin. Also für mich fließt das.

Dass sie alt sein soll, kann Johanna Karlsson nicht glauben, doch die Zahlen sagen ihr, dass es stimmt. Sie weiss, mit 70 ist sie alt. Doch ihr Alter ist geworden; es ist 67, 68 oder 69, jedenfalls beinahe 70, es ist ein Lebensabschnitt, wie andere davor, gezählt in Zehnerschritten, 30, 40, 50, es ist endlich und durchschnittlich, es ist kontinuierlich und doch an Brüchen orientiert. Johanna Karlsson spricht von Zahlen, von einem Davor, aber keinem Danach, von Lebensabschnitten und Lebenserwartung, vom Fliessen und von der Pension. Alter ist also gelebte Zeit. Therese Fischer blickt auf ebendiese zurück.

Therese Fischer: Alter hat vielleicht damit zu tun, dass man sagen kann, vor 40, vor 50, vor 60 Jahren ist das und das gewesen. Das ist vielleicht Alter. Also man hat einige Jahre gelebt, auf die man zurückblicken kann. Das kann ein junger Mensch nicht.

Die Reichweite des Zurückblickens, das benötigte Davor bemessen die Gesprächspartnerinnen und -partner in Jahren. Man könne auf eine gewisse Anzahl Jahre – 40, dann 50 und schliesslich 60 – zurückblicken, meint Therese Fischer. Und Johanna Karlsson wählt ihr Lebensalter als Bezug, wenn sie darauf hinweist, mit 70 alt zu sein. Alter ist also zunächst eine Zahl. So weit, so gut. Wenn auch 70 eine oft gewählte Bezugsgrösse ist: Die Zahl schwankt, die Referenz ist variabel, die Perspektive ebenso. Barbara Clarks verweist auf den Standpunkt.

Rebecca Niederhauser: Bezeichnest du dich selber als alt?

Barbara Clarks: Jaja, durchaus. Also wenn ich mich manchmal erwische, dass ich

gerade sage «die alten Leute», dann denke ich, ja, da darf ich mich aber nicht ausschliessen. Ich werde das nächste Jahr 70. Also frage jeden 14-Jährigen, wann das Alter anfängt. Auch im Arbeitsprozess fängt das Alter bei Zeiten an. Und alle diese Institutionen sagen ja oft 50plus. Also mit 70 ist man alt. [...] Im weltweiten Vergleich gibt es wenig Menschen, die 70 werden. Also ich bin alt. Ja. Punkt. Ich bin alt.

Barbara Clarks ist 70, ihre Bezugswerte liegen darunter. Doch die Lebenserwartung korrigiert sich laufend nach oben und 70 wird weniger alt. Umgekehrt korrigieren Ökonomien das Alter nach unten und 50 wird älter und für Junge wiederum sind Alte älter. Das Alter wird also immer älter und jünger zugleich. Die Zahlen zur Altersdeutung sind deshalb nur sehr bedingt geeignet, auch wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner darauf rekurren und Alter als Zahl verhandeln – verstanden als Platzhalter für gelebte Zeit, geeicht an der durchschnittlichen Lebenserwartung, verortet im institutionalisierten Lebenslauf. Trotzdem gibt es einen – realiter zwar längst nicht mehr (wenn überhaupt je) gültigen, in den Erzählungen aber noch immer wirkmächtigen – Bruch, der den Beginn des Alters auf den Tag genau festlegt und sich an einer Zahl orientiert: die Verrentung. Klaus Ritter ist 65, pensioniert, alt. Da gibt es wenig zu erzählen.

Rebecca Niederhauser: Wie definierst du für dich selber das Alter? Also gibt es hier Punkte, von denen du sagen kannst, an dem kann ich das Alter festmachen oder beschreiben?

Klaus Ritter: Ein sehr einschneidender Moment beim Älterwerden ist natürlich die Pensionierung. Mit 65 ist die Pensionierung und das heisst, jetzt bist du alt.

65 ist das reguläre Rentenalter der männlichen Gesprächspartner und zugleich Normwert des erzählten (meist weiblichen) Alters. Die Pension agiert als Eintrittspforte ins Alter, ist Markstein und Übergangsritus – Wissensgenerator. Dennoch, ganz so einfach ist es mit der strukturalistisch anmutenden Unterscheidung erwerbstätig/verrentet, jung/alt dann doch nicht. Denn Lebensläufe sind weder linear-chronologisch noch normiert. Während Johanna Karlsson sich als Musikerin als untypische Pensionierte bezeichnet, weil sie aufgrund der kleinen Rente auch nach der Pension arbeitet, findet die Pension bei anderen gleichsam in Raten statt. Die Architektin Susanne Maihofer macht sich stark für ein flexibles Rentenalter und für den gestuften Austritt aus der Erwerbstätigkeit.

Rebecca Niederhauser: In welcher Lebensphase sind Sie?

Susanne Maihofer: Also ich wurde jetzt pensioniert. Ich bin jetzt 67. Ich konnte nicht per sofort aufhören. Weil ich einfach gerne gearbeitet habe. Ich konnte

es mir einfach nicht vorstellen und hatte dann noch einen Teilzeitjob. Sie fragten mich, ob ich weiter arbeiten würde. [...] Ich fand, ja, einfach nicht mehr 100 Prozent. Eigentlich hätte ich schon mit 60 am liebsten nur noch 80 Prozent gearbeitet. [...] Und irgendwie merkte ich, dass ich langsam müde werde. Also die Belastung war manchmal gross. Aber dann habe ich dann eben reduziert. [...] Und das war eigentlich gut. Jetzt bin ich seit einem Jahr pensioniert. Es gefällt mir eigentlich. Hätte ich nicht gedacht. Ich dachte immer, das werde wahrscheinlich schwierig. Aber nein. Es fehlt mir eigentlich nichts. Ich war an einem tollen Ort in einem guten Team, tolle Arbeit. Irgendwie dachte ich, ich würde es sehr vermissen.

Sei es um der Arbeit oder des Geldes willen, die Zäsur funktioniert bei Johanna Karlsson, Susanne Maihofer und weiteren Gesprächspartnerinnen und -partnern nur bedingt – zumal weitere (unerzählte) Übergänge denkbar wären, etwa der Auszug der Kinder, der Tod des Partners, der Partnerin oder der Beginn einer Krankheit.

Für diejenigen, deren Lebensverlauf sich nicht am bürgerlich-männlichen Modell orientiert, gibt es dahingehend keine Eintrittspforte ins Alter. Statt eines Bruchs, eines plötzlichen Seins finden sich hier eher kontinuierliche Beschreibungen ohne genauen Anfang. Geradeso wie Johanna Karlssons Alter ein Leben davor braucht, geradeso wie es fließt, so liegt das Augenmerk in diesen biografischen Erzählungen auf dem Stetigen, auf dem Werden und dem Gewordensein. So ist es auch für die selbständige Grafikerin Kristina Schwab, die in ihre Zukunft blickt und sowohl die Pension als auch das Alter von sich weist.

Kristina Schwab: Ich sehe mich natürlich weiter arbeiten, so wie es möglich ist. Vielleicht weniger. Aber ich denke nicht, dass ich mit 65 aufhöre. Ich möchte eigentlich immer weiterarbeiten. Immer meinem Leistungsvermögen entsprechend. [...]

Rebecca Niederhauser: Was hast du für ein Bild von diesem Altersbegriff? Was bedeutet das für dich?

Kristina Schwab: Alter. Ich bin natürlich auch laufend daran, mich selbst zu revidieren. [...] Ich muss mir ja auch überlegen, was für mich Alter ist und wann ich überhaupt an das Alter denke. Ich merke, dass ich es im Moment noch rauschiebe. Also ich bin noch nicht wirklich alt, das kommt dann noch. Wobei Alter immer stattfindet. Das ist eigentlich eine permanente Entwicklung. [...]

Rebecca Niederhauser: Also gibt es für dich überhaupt das Alter?

Kristina Schwab: Das Alter im Sinne von 40, 50, 60, 65, nein, dieses Alter gibt es für mich nicht. Emotional wahrscheinlich schon. Das habe ich jetzt wirklich nicht reflektiert. Was zähle ich zum Alter? Vielleicht ist es diese Lebensphase, in der sich

das Leben wieder zurück zum Nullpunkt entwickelt. Aber das stimmt auch nicht. Ich kann nur noch laut denken. [...] Ich weiss nicht, ob das etwas sagt. Aber ich kann nicht präziser werden. Das Alter ist für mich die letzte Lebensphase. Aber wo diese anfängt, kann ich nicht sagen.

Wenn Kristina Schwab auch keinen Anfang festmachen kann und von einer Dauerhaftigkeit, einem steten Stattfinden, einer permanenten Entwicklung spricht, so findet sich doch auch bei ihr so etwas wie eine Strukturierung des Lebens. Während Johanna Karlsson von Lebensabschnitten spricht und sich, wie auch Therese Fischer, bei den Zehnerschritten bedient, negiert Kristina Schwab zwar selbige, fügt dennoch eine Extrastufe bei der Pension ein und spricht von einer Rückwärtsentwicklung. Andere sprechen von Lebensphasen und Erika Meyer benennt auf meine Nachfrage Kindheit und Jugend, die Familienzeit mit darauffolgender Identitätskrise, die berufliche Abschlussphase und den letzten Lebensabschnitt.

Rebecca Niederhauser: Ich habe jetzt selber von jung, erwachsen und alt gesprochen. Erleben Sie Zwischenstufen? Oder stimmt diese Unterteilung für Sie?

Erika Meyer: Also jung ist mal klar. Kind und jung. Ich würde sagen, das ist schon so. Also jung auch im Sinne von sich finden, den Beruf finden, je nachdem auch einen Partner finden. Und dann kommt vielleicht eine Familienphase. Das ist ja auch nicht immer gleich. Und zwischen 40 und 50 kommt meistens eine ziemliche Identitätskrise. Dann hat man ein Ziel und man denkt, man möchte das. Und dann kommt irgendwie nochmals alles. Man muss nochmals alles neu definieren oder neu finden. Ich kann mich erinnern, das war eine ganz schwierige Zeit für mich, zwischen 40 und 50. Und damals sagten mir viele Leute, du wirst sehen, ab 50 ist es besser. Und es stimmte. Irgendwie beruhigte es sich, viele Entscheidungen waren gefallen, Beruhigungen eingetroffen. Und ich denke oft, jetzt mit 60, es ist eigentlich sehr schön, 60 zu sein. Weil verschiedene Stürme vorbei sind. Das heisst aber nicht, dass keine mehr kommen. Sicherlich nicht mehr ganz so lebensentscheidende, wahrscheinlich keine existenziellen mehr. Aber ich möchte es auch nicht missen. Ich weiss nicht, ob das die Frage beantwortet.

Rebecca Niederhauser: Wie würden Sie den Lebensabschnitt oder diese Lebensphase, in der Sie gerade sind, beschreiben oder bezeichnen?

Erika Meyer: Für mich ist diese Phase ganz extrem. Es ist die Abschlussphase meines Berufslebens. Das merke ich. Im nächsten Sommer werde ich pensioniert. Ich gehe sehr bewusst damit um und merke immer wieder, das ist jetzt wahrscheinlich das letzte Mal. [...]

Ich habe auch das Gefühl, jetzt kommt dann der letzte Lebensabschnitt. Da denke ich manchmal, das ist auch nicht nichts. Aber ich freue mich darauf. Trotzdem.

Gleichwohl also, ob die Gesprächspartnerinnen und -partner mit der Pension ins Alter eintreten oder sich stets auf dem Weg dorthin befinden, gemeinsam ist ihnen das hierarchisch gegliederte Erzählen in Abschnitten, Stufen oder auch Schritten. Durch diese chronologische Taktierung wird das Alter zur letzten Lebensphase innerhalb des Lebenslaufs. Dabei sind die Hierarchien in den biografischen Erzählungen eng an die bürgerliche Vorstellung eines gelungenen Lebenslaufs und die dazugehörigen Bilder geknüpft. Die Jahrzehntstufen von Johanna Karlsson jedenfalls evozieren eine Lebenstreppe, die sich auch in anderen Gesprächen wieder findet. Dazu gehört auch die Vorstellung eines Auf- und Abstiegs. Während Kristina Schwab von einer Entwicklung zurück zum Nullpunkt spricht, sieht Renate Walser nicht mehr viel vor sich.

Rebecca Niederhauser: Ich würde Ihnen gerne noch einige Fragen zum Alter stellen. Haben Sie für sich eine Definition von Alter? Oder was bedeutet das für Sie, wenn Sie es beschreiben müssten, das Alter?

Renate Walser: Alter ist, dass man einen grossen Teil des Lebens, einen inhaltsvollen, ereignisreichen Teil seines Lebens hinter sich hat. Und vor sich nicht mehr so viel. Ich habe keine grossen Träume mehr in diesem Sinne. Ich hoffe einfach, dass ich einigermaßen beweglich und gesund bleibe, um noch einige Jahre so leben zu können, dass ich das machen kann, was ich jetzt mache, woran ich Freude habe.

Als gelebte Zeit wird Alter in dieser Deutung, wie von Erika Meyer betitelt, zum letzten Lebensabschnitt. Die Gesprächspartnerinnen und -partner wissen um ihre Lebensjahre und damit um ihr Alter. Während sie sich über den Anfang des Alters nicht einig sind, ist dessen Ende umso eindeutiger definiert, wenn auch terminlich nicht festgelegt: der Tod. Davon handelt auch die Verdichtung *Alter als Verlusterfahrung*, die den Tod als konsequenteste Verlusterfahrung versteht. Davor aber geht es in der folgenden Verdichtung um körperliche und soziale Leibsreibungen.

Alter als (Un-)Sichtbarkeit

Das Alter sei, folgt man den Narrationen weiter, auf der Körperhülle sichtbar. Und zugleich gesellschaftlich transparent. Die Gesprächspartnerinnen und -partner sprechen von Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten, von Äusserlichkeiten und Ignoranz, von Falten, weissen Haaren und Narrenfreiheit. Der Schweizer Roadmovie «Giulias Verschwinden» von 2009 hat genau diese (Un-)Sichtbarkeiten zum Thema.

Giulia: Heute war ich unsichtbar. Ich sass im Bus. Und plötzlich war ich verschwunden. Niemand sah mich.

John: Ich habe sie sofort gesehen.

Giulia verschwindet an ihrem 50. Geburtstag. Auf dem Weg zu ihrem Festessen lauscht sie der Welt. Während sie in der Strassenbahn scheinbar von niemandem gesehen wird, betrachtet sie im Fenster ihr Spiegelbild und sieht, dass sie alt ist. Das Alter lässt Giulia gesellschaftlich verschwinden, ihre Sichtbarkeiten machen sie unsichtbar. So nimmt die Romanze ihren Lauf. Während sich drei Paare in einem teuren Restaurant einfinden, um Giulias Geburtstag zu feiern, zieht diese es vor, den Abend spontan mit John, einer Zufallsbekanntschaft, in einer Bar zu verbringen. Parallel wird im Altersheim ein 80. Geburtstag gefeiert und zwei Teenager versuchen sich im Ladendiebstahl. Während Giulia ihrem Fest fernbleibt und die Gäste warten, wird hier wie dort über das Alter diskutiert.

Christoph Schaub's Komödie mit Corinna Harfouch (Giulia) und Bruno Ganz (John), geschrieben von Martin Suter, ist einer der erfolgreichsten Schweizer Filme der letzten Jahre. Dennoch wäre er an dieser Stelle wohl kaum nennenswert, wäre er nicht just zu den ersten Gesprächsterminen in den Schweizer Kinos gelaufen.

Barbara Clarks: Gestern war ich im Kino. Giulias Verschwinden. Das ist ein toller Film.

Rebecca Niederhauser: Den habe ich noch nicht gesehen.

Barbara Clarks: Den würde ich schauen. Gerade mit deinem Thema. Also den würde ich unbedingt schauen. [...] Ich meine, du als junger Mensch denkst nicht darüber nach, werde ich wahrgenommen oder nicht.

Rebecca Niederhauser: Ja. In einem anderen Kontext vielleicht.

Barbara Clarks: Also höchstens in einem anderen Sinne. Ja. Aber es ist einfach so. Das kam auch in diesem Film gestern vor. In einem Laden, du bist nicht mehr, wirst einfach nicht wahrgenommen. Es ist keine Absicht, aber es ist eine Tatsache.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner loben den Film und beziehen sich in ihrer Argumentation auf die Titelgeschichte. Das Verschwinden wird so zum wiederkehrenden Motiv. Erzählt wird die Unsichtbarkeit des Alters entlang von öffentlichen Alltagsmomenten. Alter macht also unsichtbar, Giulia verschwindet im Bus und Barbara Clarks beim Einkaufen. Renate Walser würde gar nackt durch die Einkaufsmeile laufen.

Rebecca Niederhauser: Wo würden Sie das Alter, so wie es vielleicht in der Presse dargestellt ist, wo würden Sie es in der Gesellschaft einordnen?

Renate Walser: Das Alter ist natürlich immer noch am Rande. Die Alten, was wollen die schon, [...] möglichst nicht gesehen werden, von aussen. Aber das ändert sich, weil die Leute im Alter einen immer grösseren Teil der Gesellschaft bilden. Also muss man die jetzt auch beachten. Das fängt auch langsam an. Es gibt auch schon so gewisse Moderichtungen, die eher für die gesetzteren Leute sind. Aber es ist natürlich immer noch so, wenn man diesen Film sieht, *Giulias Verschwinden*, [...] dass man eben auf der Strasse überhaupt nicht beachtet wird. [...] Man könnte nackt durch die Einkaufsmeile laufen und niemand würde es merken. Jedenfalls die meisten. [...] Oder wenn ich im Zugabteil sitze und mir jemand gegenüber sitzt, ich kann diese Person anschauen, die sieht mich nicht. Oder es kommen Familien, die sich untereinander unterhalten, die haben nicht einmal das Interesse, mich wahrzunehmen. [...]

Rebecca Niederhauser: Wie nehmen Sie die Berichterstattung wahr? Wie wird das an Sie herangetragen?

Renate Walser: [...] Es wird ja jetzt so viel geschrieben. [...] Sie haben gemerkt, dass es ein Marktanteil ist, den sie jetzt wieder ausnutzen können. [...] Es ist jetzt ein Thema. Weil sie wissen, dass in wie vielen Jahren auch immer 30 Prozent über 65 sind.

Die gewählten Beispiele handeln von nicht stattfindender Interaktion und von verweigerter (non)verbaler Kommunikation, von öffentlicher Ignoranz. Wenn Renate Walser aber vom sich verändernden gesellschaftlichen Rand spricht, auf sich entwickelnde Moderichtungen verweist und eine zu beachtende alternde Gesellschaft prognostiziert, so handelt es sich um ein gesellschaftliches Alter, nicht um ein je individuelles.

Dass das demografisch bedingte, gesellschaftliche Altern sichtbar ist, hat mit dispositiven Dringlichkeiten, mit Politiken und Ökonomien zu tun. Während das Alter also in der Menge wieder sichtbar wird, bleiben die einzelnen Menschen in ihrem Alltag verschwunden. Wie ist das möglich? Warum sieht sich Giulia im Fenster gespiegelt, während sie von den anderen nicht gesehen wird? Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit bedingen einander scheinbar.

Vor der metaphorischen Unsichtbarkeit findet also eine tatsächliche Sichtbarkeit statt. So handelt die zitierte Filmszene zugleich auch vom Alter als Sichtbarkeit. Giulia sieht ihr Alter im Fenster gespiegelt. Vom Spiegelbild handelt ausführlich die Verdichtung *Vom Altsein* der Ordnung *Alter im Selbstentwurf*. Hier aber geht es zunächst um das Altsehen aufgrund von Äusserlichkeiten.

Rebecca Niederhauser: Gibt es das Alter überhaupt?

Barbara Clarks: Ich finde nicht. Und doch, es gibt es. Denn wenn man einen Seniorenchor sieht, dann weiss man, das sind Alte. Aber es ist etwas Äusseres.

Man sieht es uns an. Aber typisch alt sage ich nicht gerne. Weil das Alter einfach unglaublich vielfältig ist.

Zum Narrativ des Sehens gehört also ebenso die Sichtbarkeit des Alters. Denn nur wer das Alter sieht, kann es zum Verschwinden bringen; nur wer sieht, kann wegschauen. Es sei etwas Äusseres, das man sehe, sagt Barbara Clarks. Woran also ist das Alter sichtbar? Beispielsweise an Therese Fischers Bauch.

Therese Fischer: [...] Und auch wenn ich meinen Körper anschau, sich zum Beispiel Fett am Bauch ansetzt.

Rebecca Niederhauser: Gut, das kann es auch schon früher.

Therese Fischer: Ja. Aber bei mir ist das so. [...] Ich habe zwar Muskeln in den Beinen, aber sie sind nicht mehr so glatt. Die Haare werden grau. Also das ist so, das ist so ein Feststellen. Aber innerlich ist es ganz ein anderes Gefühl.

Meist ist es aber allein die Haarfarbe, die das Alter in den Erzählungen sichtbar macht. Vielleicht ist es auch schlicht die gute Sagbarkeit der Haare. «Oder so» nennt Angelika Widmer deshalb das diffuser zu Benennende.

Rebecca Niederhauser: Das ist eine Frage, die mich immer wieder sehr beschäftigt, was ist das überhaupt, das Alter? Was ist das?

Angelika Widmer: Wenn man zum Beispiel ein Theaterstück anschauen geht. Dann siehst du einfach, das sind jetzt alles mehr oder weniger Ältere oder gleich Alte mit weissen Haaren oder so.

Graue Haare und Falten – zugegeben, das war vorherzusehen. Wichtig dabei ist aber, sich zu verdeutlichen, dass das Alter zuallererst sichtbar ist, dass es zunächst auf der Körperhülle stattfindet. Dass die grauen Haare also Signans, das heisst Bezeichner des Alters sind. Erst in diesem Sinne gewinnt die Einschreibung auf den Körper an Gewicht. Und sie sollte, so könnte man meinen, dem Alter zu Sichtbarkeit verhelfen. Das tut sie aber eben gerade nicht. Wie also, diese Frage ist noch immer nicht geklärt, machen Sichtbarkeiten unsichtbar? Es ist wiederum Therese Fischer, die sich dazu Gedanken macht.

Rebecca Niederhauser: Hast du auch das Gefühl, dass es eine Altersrolle gibt? Wie man sich zu verhalten hat? Erlebst du das so?

Therese Fischer: Ich erlebe, dass man, wenn man älter ist, gar nicht mehr gesehen wird. Also man verschwindet aus dem Interesse. Also ich würde sagen, die Jugend hat eine Attraktivität. Eine ganz hohe Attraktivität. Also auch so in der Schönheit, in der Jugend, in der Frische und so. Das ist eine Rolle, die sie dann auch erfüllen muss.

Also auch Erwartungen. Und an die Alten hat die Gesellschaft nicht mehr so Erwartungen, sie werden übersehen. Also sie sind nicht im Mittelpunkt des Interesses.

Die Sichtbarkeiten werden also erst im Kontrast zu Unsichtbarkeiten. Im Kontrast zu dem, was dem Auge des Betrachters als sehenswert erscheint: der Jugend. Sie ist sichtbar, sie ist, folgt man Therese Fischer, attraktiv, schön, frisch. Demnach wäre das Alter also vice versa unattraktiv, gar hässlich?

Bei diesen Sichtbarkeiten respektive bei den wieder sichtbar zu machenden Unsichtbarkeiten setzt das Heilsversprechen des Anti-Ageing-Marktes an. Graue Haare sind zu färben, Falten zu überschminken, Fett weg zu trainieren – das Alter jung zu halten, das Alter unsichtbar zu machen. Es sind also Unsichtbarkeiten, die zu Sichtbarkeiten führen. Wem es gelingt, sein Alter zum Verschwinden zu bringen, dem sei die Aufmerksamkeit gewiss. Nur: Wer soll das können? Kristina Schwab schüttelt den Kopf und greift zur Fäkalsprache. Über die vulgäre Ausdrucksweise unterhält sich ausführlich die Verdichtung *Geronto-Blasphemisches* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen*. Hier nun aber ist die Jugend zunächst schlicht sichtbar und damit im Fokus.

Rebecca Niederhauser: In den Medien ist das Alter ja Thema geworden. Wie kommt das auf dich zu? Wie liest du das? Befasst du dich damit?

Kristina Schwab: Was mir im Moment als TV-Freak auffällt, was mich umhaut, das ist die Werbung, die Werbung für Kosmetik, für Gesichtscremen und so weiter. Und nicht nur für die Jungen, sondern sehr viel Anti-Ageing. Wieder eine Salbe, welche die Falten auffüllt und von der ich das Gefühl habe, die Zielgruppe wäre genau ich. Ich bin angesprochen. [...] Offenbar kann man damit Geld verdienen. Da muss ich sagen, da staune ich. Ein Produkt nach dem anderen, welches das Jungerhalten anspricht. Und ich meine, so blöde kann man nicht sein und diesen Scheiss glauben und dann noch Geld dafür ausgeben. Aber offenbar doch. Weil sonst würde man ja kein Geld damit verdienen. Das fällt mir extrem auf. Es ist eigentlich nicht mal das Alter, sondern das Jungerhalten Thema. Und was daraus folgt, ist, dass es dann letztlich eben trotzdem negativ ist, wenn du alt bist.

All die Techniken zur Konservierung und Optimierung des Körpers lassen sich also, so Kristina Schwab, unter dem Dach des Anti-Ageings zusammenfassen – als Massnahmenkatalog zur psychosomatischen Altersprävention. Mit Kosmetika soll das Alter rückgängig oder zumindest unsichtbar gemacht werden, um gesellschaftlich wieder sichtbar zu werden. Jugend wird so zum (Un-)Heilsversprechen für ein sichtbares Alter. Das bringt auch Verpflichtungen mit sich. Denn an die Sichtbarkeit sind nicht nur positive Attribute gebunden, sondern ebenso Erwartungen, Rollen und Aufgaben.

Rebecca Niederhauser: Haben Sie das Gefühl, es gibt Rollen, die auch von aussen an Sie herangetragen werden? Dass Sie spüren, ich muss mich so verhalten oder das wäre jetzt meine Rolle, wie ich mich beispielsweise kleiden müsste oder welche Aktivitäten ich machen müsste?

Renate Walser: Es gibt natürlich gewisse Sachen. Man hat Bekannte, die so und so aktiv sind. Mit den Kleidern, nein. Da sage ich mir, ich muss mich nicht mehr so und so anziehen. [...] Ich mache es einfach so, wie es mir gefällt. Ich lasse mich nicht mehr einfach in etwas reindrücken, was von aussen vorgeschrieben ist. Es muss für mich stimmen. Das hatte ich früher natürlich nicht. Weil da war man einfach in einer Gesellschaft, die einem gewisse Vorschriften machte. Oder man meinte, man müsse diesen Vorschriften entsprechen. Das ist jetzt nicht mehr so.

Renate Walser befreit sich vom Modediktat. Sie müsse sich nicht mehr konform kleiden, weil sie nicht mehr arbeite, weil die Gesellschaft ihr keine Vorschriften mehr mache, weil sie alt sei. Kodexe gebühren also denjenigen, die gesellschaftlich sichtbar sind. Erzählungen, die von der Befreiung von Zwängen, von einer Gesellschaft, die einem Vorschriften machen würde, berichten, finden sich auch in anderen Gesprächen. Die gesellschaftliche Transparenz jenseits des jugendlichen Marktwerts bringt also durchaus auch Vorteile mit sich. Und dennoch, der Narrenfreiheit sind Grenzen gesetzt. Dass auch das Alter Konventionen zu entsprechen hat, beschreibt Johanna Karlsson anschaulich.

Rebecca Niederhauser: Gibt es Rollen, die für alte Menschen gedacht sind? Also zum Beispiel, wie sollten sich alte Menschen verhalten? Also erlebst du, dass an dich Erwartungen gestellt werden?

Johanna Karlsson: Dass Leute gewisse Erwartungen haben an mein Verhalten?

Rebecca Niederhauser: Zum Beispiel an dein Verhalten oder was du machst oder was du anziehst?

Johanna Karlsson: Also das Anziehen ist überhaupt kein Thema. Das habe ich mir höchstens selber mal überlegt. Also ich laufe jetzt zum Beispiel nicht mehr in einem Minirock rum. Im Sommer, wenn es heiss ist zwar schon noch. [...] In Punkto Verhalten: Ja. Ich bin zum Beispiel eine, die gerne auf einer Schaukel sitzt. Also da schauen sie dann schon manchmal etwas komisch. [...] Oder ich tanze gerne mal auf der Strasse. Da habe ich gemerkt, dass es schon Leute gibt, die schauen. Das hatte ich vor zehn Jahren noch nicht. Aber jetzt kommt es vor. Jemand mit grauen Haaren, der schaukelt.

Unsichtbare haben also unsichtbar zu bleiben. Und wer sich dennoch sichtbar verhält, wird zurechtgewiesen. Johanna Karlsson kleidet sich, spielt und bewegt sich wie die Sichtbaren und wird sogleich mit Blicken bestraft. So ist das Alter

stets beides: sichtbar und unsichtbar. In diesem Sinne bleiben auch die Sichtbarkeit verheissenden Anti-Ageing-Versprechen letztendlich unerfüllt. Was es mit dem (un)heilsversprechenden Jungbrunnen auf sich hat, erklärt die Verdichtung *Von Sportivitäten und anderem Gesundtun* der Ordnung *Altern als Aufgabe*, die vom präventiven Massnahmenkatalog zur psychisch-physischen Konservierung und Optimierung des Körpers handelt. Zunächst aber soll es um das schiere Gegenteil gehen: Um das Alter als Abfolge defizitärer Verlusterfahrungen. Damit verlässt die Suche nach dem dispositiven Alterswissen die Oberfläche und blickt zum Schluss in den Körper hinein.

Alter als Verlusterfahrung

Das Wissen um Verluste – tatsächliche und imaginierte, jetzige und künftige, körperliche und geistige, emotionale und soziale, zu kompensierende und existenzielle – steht im Zentrum dieser Verdichtung. Klaus Ritter stellt Verluste verschiedener Qualität fest.

Rebecca Niederhauser: Wie definierst du für dich selber das Alter? Gibt es Punkte, wo du sagen kannst, daran kann ich das Alter festmachen oder beschreiben?

Klaus Ritter: [...] Das Älterwerden spüre ich schon auch körperlich. Ich mag nicht mehr so. Der Körper bringt nicht mehr so diese Leistung. Das Gedächtnis bringt auch nicht mehr so Leistung. Mental bin ich auch nicht mehr so konzentriert und nicht mehr so hier. Ich möchte vielleicht auch nicht mehr diese Leistung erbringen. Ich möchte es etwas beschaulicher, etwas ruhiger haben. Und dass ich auch geistig nicht mehr so viel aufnehmen kann. [...] Ich merke, es ist ein Loslassen von Kraft, physisch und psychisch. Und dann gibt es wahrscheinlich einen nächsten Schritt, bei dem man dann das Alter in Abhängigkeit spürt. [...] Also dass es dann so wie eine gewisse Abhängigkeit gibt, die auch durch Krankheiten gekennzeichnet ist.

Klaus Ritter spricht zunächst von Körper und Gedächtnis, von Leistung und Konzentration, Ruhe und Kraft. Er spricht vom Spüren, Mögen, Merken, vom Loslassen und Zurückstecken. Er verzeichnet körperliche und geistige Abnahmen und Einbussen, prognostiziert Abhängigkeit und Krankheit. Die Verluste sind also zunächst körperlicher und/oder geistiger Art. Sie sind degenerativ oder multimorbid. Sie zielen auf die Selbständigkeit und die Mündigkeit, auf die Kondition und die Mobilität. Während Klaus Ritter beiderlei Verluste mitbedenkt, handeln die Erzählungen anderer nur von körperlichen oder aber geistigen Verlusten. So etwa auch Susanne Maihofer.

Rebecca Niederhauser: Beschäftigen Sie sich denn schon mit dem Alter?

Susanne Maihofer: Jaja, natürlich. Also ich merke natürlich schon, dass ich älter werde. Jeden Tag, wenn man aufsteht, spürt man es irgendwie irgendwo. Aber das gehört einfach dazu. Also ich habe jetzt nicht direkt Probleme mit dem Altwerden. Vielleicht kommt das plötzlich noch. [...] Also ich merke eigentlich so richtig, dass ich wirklich älter werde, seit ich 60 bin. Aber vorher, da hab ich so viel Zeugs gemacht, ständig. Ich war nie müde. Es ging einfach. Und jetzt merkt man das halt. Und das darf man ja auch. Also man muss ja auch nicht immer Gas geben wie verrückt.

Susanne Maihofer merkt das Alter: Sie spürt es täglich irgendwie irgendwo, ist müde, mag nicht mehr so. Und dennoch, Probleme habe sie deswegen (noch) keine, wie sie betont. Sie ist also durchaus mit Verlusten konfrontiert, die gemeinhin dem Alter zugeordnet werden. Dass sie diese aber positiv deutet, als nicht weiter zu verhandelnde Geringfügigkeit abtut und in die künftige Eventualität verschiebt, ist kein Zufall. Im Gegenteil, dass sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unterscheidet, ist typisch für die Verlustnarrationen. Deshalb unterscheidet auch Klaus Ritter verschiedene Etappen, wenn er von einem nächsten Schritt in der Verlustchronologie spricht, der durch Abhängigkeit und Krankheit gekennzeichnet sein werde. Ebenso handhabt es Kristina Schwab mit den auf Verluste fokussierten Altersdeutungen, auch wenn sie sich noch während des Zukunftserzählens diszipliniert und darauf verweist, dass sie durchaus um ihre gegenwärtigen Verluste wisse.

Rebecca Niederhauser: Was hast du für ein Bild von diesem Altersbegriff? Was bedeutet das für dich?

Kristina Schwab: Alter. Da muss ich sagen, da bin ich natürlich jetzt auch laufend dran, mich selber zu revidieren. Weil ich muss mich ja letztendlich auch mit Klischeevorstellungen auseinandersetzen. [...] Ich merke gerade, dass ich bis zu einem gewissen Grade noch unklar bin. Mir selber gegenüber. Aber ich weiss ganz genau, dass ich teilweise auch schon physische Sachen habe. Gewisse Sachen kann ich nicht mehr so gut. Ich bin nicht mehr so gelenkig wie früher. [...] Also ich werde durchaus daran erinnert, dass mehr als die Hälfte meines Lebens vorbei ist. Und trotzdem schenke ich dem noch nicht allzu viel Beachtung. Ich weiss es theoretisch, aber ich empfinde es noch nicht wirklich so. Es kommt noch eine schwierige Zeit. Und das hat mit dem Alter zu tun. Ich kann allenfalls pflegebedürftig werden. Das möchte ich nicht. Aber ich muss mich damit auseinandersetzen.

Während Kristina Schwab auf die Vergangenheit referiert und die Gegenwart bagatellisiert, bedient sie sich bei den dispositiven Wissensmaschinen: Sie weiss

um ihre Verluste – seien es jetzige physische Defizite oder die prognostizierte allfällige Pflegebedürftigkeit. Dass die Gesprächspartnerinnen und -partner also körperliche und geistige Verluste wenig erleben und dennoch davon erzählen, weist auf ein Wissen um ein Alter, wie es sich bereits mit anderen Bezügen in den vorangehenden beiden Verdichtungen *Alter als gelebte Zeit* und *Alter als (Un-)Sichtbarkeit* findet. Dass es dabei nicht um ein Empfinden, Erleben, Wahrnehmen geht und das Wissen nicht damit korrespondieren muss, davon erzählt auch die Verdichtung *Vom Altsein* der Ordnung *Alter im Selbstentwurf*.

Neben den körperlichen und geistigen Verlusten finden sich in den Gesprächen aber auch Verluste anderer Art, so etwa der Verlust der Arbeit, der bereits in der Verdichtung *Alter als gelebte Zeit* unter dem Stichwort der Pension verhandelt wurde. Schliesslich finden sich in den Gesprächen aber auch Verluste, die über das eigene Ich hinausgehen: soziale Verluste.

Rebecca Niederhauser: Haben wir etwas Wichtiges noch nicht angesprochen?

Klaus Ritter: Also was für mich auch sehr wichtig ist im Alter, ist, dass der Körper mir meine Endlichkeit signalisiert. Das gehört fest dazu. Also auch das Sterben. Ich meine, das gehört stark dazu. Wir hatten letztes Jahr einen Mitbewohner, der gestorben ist. Das war für mich etwas ganz Eindrückliches. Das hat mich sehr verunsichert, mir eine Zeitlang auch den Boden unter den Füßen weggezogen. Für mich ist das Sterben ein sehr wichtiges Thema. Also das ist nicht nur mein eigenes Sterben. Andere sterben. Auch den Kontakt halten, auch zu Bekannten in Altersheimen oder Pflegeheimen. Auch den Kontakt halten, wenn ihre körperliche Kraft oder die Kommunikation abnehmen. Dass man das auch in einer Form pflegt, in der es noch möglich ist. Dass man da auch sehr viel Zeit investieren muss. Das ist für mich sehr wichtig geworden. Die Endlichkeit muss mir bewusst werden. Das ist eigentlich etwas Wichtiges, was wir noch nicht angesprochen haben.

Der Tod der anderen denkt letztlich immer auch das eigene Sterben mit. Die imaginierten Verlusterzählungen der Zukunft sprechen von Pflegebedürftigkeit und vom Tod als konsequentestem und letztem Verlust. Doch in den Erzählungen findet sich das Sterben kaum. Das liegt daran, dass ich in den Gesprächen nicht danach gefragt habe. Über das Sterben zu reden, stand nicht auf meinem Zettel, darauf hat mich Klaus Ritter aufmerksam gemacht. Das liegt aber auch daran, dass Angst und Selbstmitleid weder zum Dispositiv noch zu einer gelingenden Altersnarration gehören.

Erich Huber: Und dann ist es die ganz individuelle Gesundheitsfrage, die dann kommt. Was entwickelt sich an Organdefiziten. Auch das beeinflusst dann Einzelne. Man fragt sich nicht unbedingt, wie lange lebe ich wohl noch, bin ich lang-

sam auf der Abschussrampe. Das empfindet man schon nicht zwingend so. Oder man thematisiert es nicht. Aber dass wir merken, dass wir älter werden, das ist schon so. Wir montierten dieses Jahr ein Geländer an die Treppe. Wir hatten das Gefühl, man sollte irgendetwas tun.

Vom Tod wird also laut Erich Huber nicht erzählt. Deshalb spricht die Verdichtung *Vom Nichtgesagten: Langeweile und Todesangst* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* dennoch darüber. Hier aber erzählen die Gesprächspartnerinnen und -partner von Verlusten positiv, deuten negativ Erlebtes positiv, indem sie Verluste anderen zuschieben, hierarchisieren und in die Zukunft verschieben. Dazu gehört auch die Kompromiss- und Kompensationsbereitschaft. Erich Huber findet mit dem Treppengeländer eine pragmatische Lösung. Erika Meyers Kompensation hingegen ist eher spiritueller Art und richtet sich nach innen.

Rebecca Niederhauser: Können Sie das Alter in Bildern beschreiben? Oder vielleicht mit Adjektiven?

Erika Meyer: Wenn es gut läuft, ist es der Körper, der immer gebrechlicher, immer weniger mobil wird. Und wenn es ganz gut läuft, richtet sich der Geist stattdessen eher gegen innen. Ich muss es vielleicht so sagen. Vielleicht vom Leben nach aussen zum Leben nach innen. Ich glaube, das ist die Quintessenz.

Erika Meyer und Erich Huber gleichen Verluste aus. Alter als Verlusterfahrung zu deuten, heisst also immer auch, es als ein Kompensieren ebendieser zu verstehen. Damit werden Verluste letztlich positiv umgedeutet. Etwas Verlorenes wird durch etwas neu Hinzugewonnenes ersetzt. Über den ausgleichenden Umgang mit Verlusten und deren Neudeutung spricht auch die Verdichtung *Über Selbstbeschränkung und weitere Tugenden* der Ordnung *Altern als Aufgabe*.

Erika Meyers imaginierte Verlusterzählung weist eine Besonderheit auf: Sie ist im Komparativ gehalten. Verlusterfahrungen zeichnen sich gewöhnlich durch ein Werden aus. Denn die erzählten Verluste nehmen zu: zunächst sind sie – wie bei Kristina Schwab – zu ignorieren, später sind sie – wie bei Erich Huber – zu kompensieren, schliesslich sind sie – wie bei Klaus Ritter – existenzieller Art. Das Werden kennzeichnet sich aber nicht nur durch seine Steigerung aus. Ebenso von Belang ist die Gestaltbarkeit. Was noch nicht ist, kann anders gemacht werden. Hier setzt die folgende Ordnung an: Sie fragt nach Performanzen und Praktiken des Alters und zeigt die Arbeit am Selbst. Im Fokus stehen also Techniken, die das negativ, passiv-defizitär verstandene Alter umzudeuten vermögen. Im Zentrum steht darum im Folgenden ein positiv, aktiv-gesund verhandeltes Alter.

Altern als Aufgabe

Dem negativ gedeuteten Alter gegenüber steht eine ganz andere Altersdeutung, die nicht von Abstieg und Begrenzung, nicht von gesellschaftlicher Transparenz und Falten, nicht von Angst und Defizit, sondern von Freiheit und Lebensqualität, von Fitness und Gesundheit, sozialem Engagement und neuen Hobbys, Selbstbeschränkung und weiteren Tugenden erzählt und das Altern positiv deutet. Das ist die andere Fluchtlinie des Dispositivs: ein Altern, das auf die Menschen zielt und sie in die gesellschaftliche Verantwortung nimmt. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung.

Pensionierte, so Hans Haas, seien immer ausgebucht, hätten nie Zeit. Zusammen mit Jutta Nolte macht er Sport und ernährt sich gesund, hat Hobbys, spricht vom geplanten sozialen Engagement seiner Partnerin und will verantwortungsbewusst wirtschaften. Er arbeitet an seiner Gesundheit, um körperlich fitter zu werden: Er macht Yoga, fährt wieder Fahrrad, hat das Rauchen aufgegeben. Und Jutta Nolte versucht im Fitnesscenter gar dem Alter zu entkommen, wenn sie von Altersprophylaxe spricht.

Die noch nie dagewesene Lebensqualität lässt Jutta Nolte das Altsein schliesslich als nicht so schlimm beschreiben: Ihr Leben habe jetzt mehr Qualität und sie habe noch keine Gebrechen, darum finde sie es bis jetzt nicht so schlimm, alt zu sein. Und Hans Haas sieht gar Vorteile im Alter, etwa dann, wenn er gesellschaftliche Narrenfreiheit genießt, weil ihn keiner sieht. Die beiden deuten also positiv, was negativ verhandelt wird, sehen Vorteile, wo Nachteile festgeschrieben sind. Sie sehen Potenzial, das es zu nutzen gilt.

Machen die beiden Sport gegen das Altern? Versuchen sie, jung zu bleiben? Oder noch älter zu werden? Trotz wiederholter Distanzierung vom Älterwerden, die etwa dann zum Ausdruck kommt, wenn beide von Sterbehilfe sprechen, um den richtigen Moment nicht zu verpassen, oder aber, wenn Hans Haas medizinische Eingriffe bei 80-Jährigen ablehnt, ist es wohl doch die richtige Deutung: Sie versuchen älter zu werden, ohne dabei alt zu sein. Davon erzählt die Verdichtung *Von Sportivitäten und anderem Gesundtun*.

In dieser widersprüchlichen Erzählung kommt die den Altersverhandlungen und -deutungen inhärente Widersprüchlichkeit zum Ausdruck. Es ist das, was das an der doppelten demografischen Alterung orientierte Dispositiv vorgibt: gesund bleiben, fit bleiben, jung bleiben, um alt zu werden, aber nicht alt zu sein, um im Alter keine Kosten zu verursachen, um alt nicht zu kosten. Das ist das Alter, mit dem sich Geld verdienen lässt, das werbewirksam inszeniert wird, für das im Sinne der Biopolitik die Gesellschaft zur Selbstverantwortung gezogen wird. Das ist das Alter, das mit verschiedenen Kapitalien in die Gesellschaft investieren soll, das sich in Altruismus üben soll, um sich das Alter zu kaufen, um allfällig

anfallende Kosten aufzufangen. Nebst dem körperlich-ökonomischen Effort fordert die biopolitische Selbstverantwortung deshalb auch ein soziales Engagement im Dienste der Gesellschaft. Jutta Nolte möchte Analphabeten unentgeltlich das Lesen und Schreiben beibringen, es sei denn, sie werde Grossmutter. Hans Haas hingegen fokussiert auf die vergnügliche Freizeitgestaltung, wenn er sich um sein Hobby, das Fliegenfischen, sorgt.

Über die Enkelkinderbetreuung und andere Ehrenämter zuhanden der demografisch evozierten sozialstaatlichen Implosion, aber auch über Vergnügliches zuhanden der Wirtschaft spricht die Verdichtung *Zwischen Verpflichtung und Vergnügen*.

Doch die Arbeit am Selbst und das sozioökonomische Engagement alleine reichen nicht aus. Ein reines Gewissen beim Altern kann nur haben, wer sich stets in Selbstbeschränkung und anderen Tugenden übt: genügsam, sparsam, zufrieden. Hans Haas interpretiert Verluste positiv und sucht sich ein neues Hobby, fordert einen verantwortungsvollen Umgang mit Geld, wenn er diejenigen verurteilt, die ihr Vermögen verspielen würden, und schont das Gesundheitssystem, wenn er meint, die Gesundheitskosten der 80-Jährigen seien zu hoch. Davon erzählt die Verdichtung *Über Selbstbeschränkung und weitere Tugenden*.

Diese Ordnung handelt also von der selbstverantworteten Biopolitik, vom Tragen der demografischen Konsequenzen, vom Missverständnis, welches das individuelle Altern mit dem gesellschaftlichen vermischt. Es gibt also, so das biopolitische Versprechen, einen Ausweg aus dem negativen, passiv-defizitär verhandelten Alter: die Arbeit am Selbst. Denn gleichsam als Imperativ zur Selbstbearbeitung – verstanden als biopolitische Disziplinar-massnahme in Selbstverantwortung, verstanden als diätetisch geregeltes Massnahmenbündel zur Gesunderhaltung, verstanden als Bearbeitung seines körperlichen, moralischen und gesellschaftlichen Selbst – durchzieht ein engmaschiges Macht-netz das je individuelle Alter, um dem gesellschaftlichen Altern zu begegnen. Als produktive Macht verstanden, herrscht demnach eine Pflicht zum guten und erfolgreichen, zum aktiven und gesunden Altern, zum sozialengagierten und gesellschaftliche Verantwortung tragenden Alter, zum selbstbeschränkenden und tugendhaften Altern. Das Alter, so der machtvolle Konsens, bedarf einer Bearbeitung, um alt zu werden, aber nicht alt zu sein, um jung alt zu sein.

Selbstverständlich sind Gesundheit, Tagesprogramm und ein ausgeglichenes Gemüt auch egoistisch motiviert. Wer möchte schon nicht gesund sein? Oder anders, wer will schon krank sein, wenn es sich denn so einfach vermeiden lässt, wie die Biopolitik in Selbstverantwortung verspricht? Hier aber geht es um das mächtige Mehr des Sportes, des Engagements, der Selbstbeschränkung. Altruismus und Egozentrik bedingen einander also und sind stets aufeinander bezogen,

wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner im Folgenden von Fitness und Gesundheit, Ehrenamt und Hobbys, Sparen und Loslassen sprechen. Wie also die Gesprächspartnerinnen und -partner die Biopolitik in Selbstverantwortung alltäglich verhandeln und deuten, wie sie aber zugleich mit denselben Argumenten achtsam Eigeninteressen verfolgen, von diesem Doing Biopolitics handeln die Verdichtungen dieser Ordnung, die nach den Herstellungsmodi erfolgreichen Alterns fragt und auf ein ganzheitliches Tun solchen Alterns, auf die Praktiken des Körpers, des Sozialen und des Geistes zielt.

Von Sportivitäten und anderem Gesundtun

Vom Jungbleiben und Altwerden, von Sport und Ernährung, vom Gesundmachen, kurz: von der Konservierung und Optimierung des psychosomatischen Selbst handelt diese Verdichtung. Denn hört man Therese Fischer zu, so fällt es schwer, zu glauben, dass die Gesprächspartnerinnen und -partner Alter soeben noch mit begrenzter Lebenszeit, gesellschaftlicher Transparenz, sozialer Isolation und körperlich-geistigen Verlusten gleichsetzten. Von der negativen, passiv-defizitären Deutung des Alters ist nurmehr wenig übrig geblieben.

Rebecca Niederhauser: Gibt es Sachen, die du gerne machst? Hast du Hobbys?
 Therese Fischer: [...] Also meiner Gesundheit schauen. Das kann ich durch verschiedene Sachen machen. Yoga ist zum Beispiel ein Thema. Wandern. In der Natur sein. Lesen. Kultur. Gespräche. [...] Und wenn ich jetzt nicht berufstätig wäre, sondern viel Zeit hätte, würde ich wahrscheinlich an die Universität gehen. [...] Und ich würde noch viel mehr kulturelle Veranstaltungen besuchen. Noch mehr lesen.

Nicht von Verlusten, nicht vom Nachlassen der Kraft, nicht von verminderter Gedächtnisleistung, nicht von Krankheiten und nicht vom Tod ist die Rede, sondern von Gesundheit und der Sorge um selbige. Therese Fischer spricht von Sportivitäten, von Bildung und vom Beruf, von kultureller Teilhabe und sozialen Beziehungen. Das ist die andere Seite des Alters. Eines Alters, das die Gesundheit respektive die Gesunderhaltung verhandelt und sich selbst entlang junger Attribute deutet. Hierfür, für die Gesundheit, respektive das Gesundtun, für die Instandsetzung und Wartung bedient sich Therese Fischer verschiedener Techniken, die dem biologisch-diätetischen, mitunter auch dem alternativ-esoterischen Repertoire eines gesunden Geistes in einem gesunden Körper entnommen sind: Yoga, Wandern, Natur, Lesen, Kultur, Gespräche, Bildung. Das sind Therese Fischers Hobbys. Während die Verdichtung *Zwischen Verpflichtung und Ver-*

gnügen Hobbys jenseits des Gesundtuns zum Thema hat, richtet sich der Fokus hier zunächst auf die diätetischen Techniken des Gesundtuns. Dass Therese Fischer nämlich auf die Frage nach ihren Hobbys auf ihr Gesundheitsmanagement verweist, ist nicht etwa Zufall, sondern der Biopolitik in Selbstverantwortung geschuldet, die vor Freizeit und Vergnügen nicht haltmacht und einen lustvollen Umgang mit der Selbstsorge vorsieht. Gesundheit wird deshalb im Folgenden gleichsam als dispositives Verb – gesundtun – geschrieben. Damit soll der Praxis des Doing Health entlang eines konstruktivistischen, intersubjektiven Gesundheitsbegriffs, der sich als Selbsttechnologie versteht, Rechnung getragen werden.

Susanne Maihofer: Und was man alles machen sollte. Also das finde ich einfach die Höhe. Wenn es heisst, man muss so und so viel Gymnastik machen, man muss das machen, man muss dieses machen. Wieso eigentlich? Klar muss man zu seiner Gesundheit schauen. Das machen ja die meisten. Aber es gibt noch tausend andere Sachen, die auch toll wären, wenn man sie machen würde. Momentan habe ich das Gefühl, die Leute erzählen nur, was man alles essen sollte, was gesund ist und von der Bewegung. Aber dass man zum Beispiel Beziehungen gut pflegt oder solche Sachen, davon steht gar nichts. Oder man hört es sehr wenig.

Susanne Maihofer ist erzürnt ob der langen Pendenzenliste eines gesunden Alters, zumal es auf dem Weg dahin, ginge es nach ihr, Weiteres zu bedenken gäbe. Dem ist mit Bestimmtheit so. Davon gesprochen wird aber (zumindest im Kontext des Gesundtuns) kaum. Während dem Empörenden und Erzürnenden in der Verdichtung *Geronto-Blasphemisches* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* Rechnung getragen wird, bleiben die von Susanne Maihofer erwähnten tausend Sachen, die es beim Gesundtun zu bedenken gäbe, in den Gesprächen unbenannt. Hört man nämlich den anderen Gesprächspartnerinnen und -partnern zu, tun sich vor allem zwei somatische Techniken aus dem diätetischen Massnahmenbündel hervor: Ernährung und Sport. Susanne Maihofer beobachtet deshalb bei anderen, wie vom Essen und der Bewegung die Rede sei, nicht aber von Beziehungsarbeit. Was Susanne Maihofer wahrnimmt, findet sich in Klaus Ritters Gespräch als nahrungs- und bewegungstechnische Qualitätsarbeit.

Klaus Ritter: Es ist schon so, dass das Alter auch Freiheit bringt, vielleicht sogar mehr Lebensqualität. Gerade in den letzten Jahren, wenn man es noch bis zur Pensionierung aushalten musste, man es von der Arbeit her fast nicht mehr geschafft hat oder es einen sehr viel Kraft gekostet hat. [...] Wenn das wegfällt, gibt das sicherlich eine grosse Freiheit. Man muss das Alter dann natürlich aber auch mit mehr Qualität füllen, indem man bewusst lebt, von der Bewegung her, vom

Essen her. Und sich auch eine Aufgabe geben, sich einer Herausforderung stellen, dass man das Alter auch qualitativ gut gestalten kann.

Während es bei der Ernährung in der Regel keine Spezifikationen gibt, fallen die sportiven Überlegungen ausführlicher aus.

Rebecca Niederhauser: Wie muss ich mir denn Ihren Alltag vorstellen? Sie sagten vorhin, Sie würden ins Fitness gehen?

Myrta Zimmermann: Die Gesundheit ist ein wichtiger Punkt. Ich gehe, wenn möglich, zweimal pro Woche ins Fitness. Also Muskeltraining. Und einmal gehe ich noch in eine Gruppe, die auf Ältere spezialisiert ist, in der wir einfach so verschiedene Sachen machen, Herzkreislauf, Kraft und halt vor allem Gleichgewichtsübungen, da gehe ich wöchentlich auch hin. Und das sind eigentlich schon drei Halbtage.

Claudia Nowak wählt eine kritische Perspektive, um dennoch fürzusprechen.

Claudia Nowak: Sport hatte für mich immer auch eine negative Komponente. Und zwar ist es so dieses Körperorientierte. Und ich habe das Gefühl, ich bin eher so ein geistiger Typ, der die Verbindung sucht zwischen dem Geistigen und dem Körperlichen. So dieser Turnverein und dann sitzt man noch zusammen und trinkt noch ein Bier und redet ein bisschen über dies und jenes. Wie soll ich sagen? Es interessierte mich immer mehr, was in den Menschen drin vorgeht. Und all das ist in so einem Kreis gar kein Thema. Also das ist eigentlich mit ein Grund, warum diese Sportwelt mit diesem ganzen Leistungsorientierten für mich einen negativen Touch hat. Also sportlich ist für mich nicht a priori positiv. Aber es ist mir klar, dass man den Körper gesund halten muss. Und auch etwas trainiert halten muss. Ich habe angefangen, regelmässig zu spazieren. [...] Dann mache ich immer am Morgen so zehn Minuten Übungen. Das sind aber nicht sehr strenge Übungen, sondern das ist mehr so, um den Körper, so nach dem Liegen, wieder etwas zu mobilisieren. Und jetzt, seit ganz kurzer Zeit, gehe ich auch noch in so ein Training. [...] Und da habe ich jetzt das Gefühl, das tut mir gut. Und da habe ich auch das Gefühl, das ist schon etwas, wozu man schauen muss, dass man beweglich bleibt. Da bin ich jetzt dran. So auf meine Art. Also ich habe gemerkt, ich muss da auch wie meine Art finden, die ich auch gut finde.

Zum sportiven Narrativ gehört stets – meist gar während des Fürsprechens – auch die Distanzierung von selbigem. Susanne Maihofer findet das Sportdiktat die Höhe und geht doch zur Gymnastik. Claudia Nowak distanziert sich vom Körperlichen, dem Turnverein und dem Biertrinken, reklamiert für sich stattdes-

sen das Geistige und geht dennoch spazieren, macht ihre täglichen Übungen, geht zur Sportlektion, sie trainiert und mobilisiert. Und trotzdem oder gerade deswegen, beide Frauen verwenden Redewendungen, die auf ein Wissen und ein damit zusammenhängendes Müssen um das Gesundtun rekurren. Es sei klar, dass man seinen Körper gesund halten müsse, meinen sie und sprechen vom Körper wie von einer Maschine, die gewartet werden muss, um am Laufen gehalten zu werden. Aber warum ist das Myrta Zimmermann und Claudia Nowak so klar? Und warum merkt Claudia Nowak, dass der Sport ihr guttut?

Um Muskel- und Ausdauertraining, um Mobilisierung, um ausreichend Vitamine und um Ballaststoffreichtum alleine scheint es auch Klaus Ritter nicht zu gehen, wenn er von qualitativ guter Gestaltung spricht, sich eine Aufgabe gibt und meint, sich einer Herausforderung stellen zu müssen. Vielmehr soll die körperliche Fürsorge auch zu seelischer Zufriedenheit oder gar zu Glück führen. Die Gesprächspartnerinnen und -partner interpretieren Sport damit als selbstsorgende Technologie des Gesundtuns von Körper und Geist. Im Dienste der psychosomatischen Erfolgsversprechen erhält der Sport also wieder eine positive Konnotation, er produziert gute Gefühle. Die Fürsorge soll lustvoll und liebevoll vonstatten gehen. Das ist die Sprache der Biopolitik in Selbstverantwortung, die Verzicht und Disziplin positiv konnotiert und in der Arbeit am Selbst ein gelungenes und erfolgreiches Altern verspricht. Insofern drückt sich in der von den Gesprächspartnerinnen und -partnern geäußerten Kritik an der sportiven Pendenzenliste – wenn auch nur, aber immerhin, im Gesagten – auch dispositive Widerständigkeit aus. Was es damit auf sich hat, bespricht vertieft die Verdichtung *Geronto-Blasphemisches* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen*.

Kristina Schwab: Am Schluss bist du noch selbst schuld, dass du alt wirst, weil du zu wenig Sport gemacht hast und deinem Körper zu wenig geschaut hast.

Sarkastisch verweist Kristina Schwab darauf, dass, wer zu wenig gesundgetan habe, des Alters schuldig gesprochen werde. Wofür also tragen die Gesprächspartnerinnen und -partner Verantwortung? Warum gilt es, die Altersschuld von sich zu weisen? Als Biopolitik in Selbstverantwortung ist das sportive Gesundtun nie alleine eigennützig. Es geht nicht um die alleinige Feststellung, dass Sport zum individuellen Wohlbefinden beitrage, wie von Claudia Nowak geäußert.

In mindestens ebensolchem Masse handelt es sich bei Sport und Ernährung also auch um ein gesellschaftliches Gesundtun. Gesundheit ist eine gesellschaftliche Verantwortung, die die Gesprächspartnerinnen und -partner der Gesellschaft gegenüber wahrzunehmen haben. Denn mit dem selbstverantworteten Gesundtun jedes Einzelnen und jeder Einzelnen sollen letztlich die staatlichen Gesundheitskosten minimiert werden – so sieht es die biopolitische Logik des

Dispositiv vor. Die Selbstevaluation erfolgt dementsprechend entlang der (nicht) beanspruchten Kosten, deren Massstab die sozialstaatliche Ökonomie ist, ebenso wie entlang des individuellen Befindens.

Dass es sich beim Gesundtun nicht um eine individuelle Befindlichkeit, eine egozentrische Sorge handelt, sondern um altruistische Biopolitik, kommt in den Gesprächen etwa dann zum Ausdruck, wenn Claudia Nowak auf Man-Formulierungen im Konjunktiv zurückgreift oder von «es heisst», «man müsse» spricht. Vom reflexiven Umgang mit dem Dispositiv handelt ausführlich die Verdichtung *Wahr- und Widersprechen der Ordnung Alter als Erzählung*.

Im Gesundtun verbergen sich also gleich drei Fliegen auf einen Streich: die qualitative Verbesserung, die Verlängerung des je eigenen Lebens sowie die sozioökonomische Regulierung durch eine Minimierung der sozialstaatlichen Gesundheitskosten.

Ein erfolgreiches Altern ist also zunächst ein selbstverantwortetes gesundes (Nicht-)Altern. Ein gemachtes Alter, ein bearbeitetes Alter, das in der Verantwortung der Einzelnen liegt. Im Zentrum steht dabei der Sport als die vielleicht kontemporärste selbstverantwortete Sorge um sich: Er ist Fluchtpunkt aktiver Selbstproduktion und gesellschaftlicher Zurichtung zugleich.

Zwischen Verpflichtung und Vergnügen

Aber auch denjenigen, die ihr tägliches Sportprogramm erfolgreich beendet haben, gebührt es nicht, sich auf die faule Haut zu legen, blauzumachen, nichts-nützig in den Tag hinein zu leben, zu flanieren und die Gedanken schweifen zu lassen. Langeweile und Müsiggang gehören nicht zum erzählten Tagesprogramm eines positiv, aktiv-gesund verstandenen, erfolgreichen, gelungenen und glücklichen Alterns. Denn trotz selbstverantworteter Sorge um sich, trotz steter Arbeit am Selbst, trotz kostenkontrollierendem Körpermanagement, die Kosten sind wohl kaum zu vermeiden. Entlastung suchen die Staatskassen deshalb nicht nur in der Jungerhaltung, sondern ebenso im sozialen Engagement, in der ehrenamtlichen Tätigkeit sowie in den nationalökonomischen Bemühungen der Gesprächspartnerinnen und -partner. Damit erhält die Biopolitik in Selbstverantwortung neben der individuellen Komponente ebenso eine sozioökonomische.

Rebecca Niederhauser: Haben Sie das Gefühl, es gibt Rollen, die auch von aussen an Sie herangetragen werden? Dass Sie spüren, ich muss mich so verhalten oder das wäre jetzt meine Rolle, wie ich mich beispielsweise kleiden müsste oder welche Aktivitäten ich machen müsste?

Renate Walser: [...] Ich bin keine Grossmutter. Das ist natürlich eine Aufgabe, die viele Drittgenerationen haben, dass sie die Enkel hüten und dort ihren Beitrag leisten. Das habe ich nicht. Und darum möchte ich mich dann auch wieder irgendwie sozial betätigen. Das habe ich eine Weile gemacht. Vom Sozialamt her so asylsuchende Frauen, die irgendwie Mühe haben, mit der Administration klar zu werden. [...] Aber das habe ich irgendwie aufgegeben, als meine Eltern krank, also alt waren. Bis sie gestorben sind und all das. Das habe ich jetzt alles hinter mir. Und darum möchte ich mich dann schon wieder irgendwie sozial betätigen. [...] Also jetzt einfach nur so für mich leben und für mich schauen, das möchte ich eigentlich nicht. Da habe ich das Gefühl, da habe ich doch noch eine andere Aufgabe als Mensch, nicht einfach nur für mich so egoistisch zu leben.

Rebecca Niederhauser: Haben Sie Hobbys oder Sachen, die Sie gerne machen oder vielleicht auch regelmässig machen?

Renate Walser: Also ich bin gerne in den Bergen, ich wandere gerne. Ich arbeite auch gerne im Garten, so gestalten. Ich male, aber eben zu wenig regelmässig. Aber ich war jetzt gerade übers Wochenende wieder in einem ganz intensiven Workshop, malen, gestalten. Und dann habe ich viele Freundinnen, mit denen man sich sieht. Also einfach so das Sozialnetz pflegen. Ich meine, im Alter ist das wichtig, dass man nicht vereinsamt, dass man sich mit anderen zusammentut, sich sieht und zuhört und jemanden hat.

Renate Walser spricht von Aufgaben und zu leistenden Beiträgen, von sozialer Betätigung und drohendem Egoismus. Sie habe keine Aufgabe, weil sie keine Grossmutter sei und dementsprechend ihren Beitrag nicht in der Enkelkinderbetreuung leisten könne. Wolle sie nicht dem Egoismus verfallen, so brauche sie eine soziale Betätigung, am besten im ehrenamtlichen Asylwesen.

In der Vorstellung von den gesellschaftlich zu übernehmenden Aufgaben gibt es ein festgelegtes Repertoire, zu dem die ehrenamtliche Tätigkeit im Asylwesen und das Hüten der Enkelkinder gehören, manchmal auch die Begleitung, Betreuung und Pflege der Eltern. Bei anderen Gesprächspartnerinnen und -partnern tönt es deshalb ganz ähnlich.

Susanne Maihofer: Ich bin natürlich einfach ein kreativer Typ. Ich bin immer etwas am Machen. Am Nähen, am Malen oder irgendwas. Und ich bin zufrieden. Ich denke, das hat vielleicht damit zu tun, dass ich einfach ziemlich kreativ bin und mich dies immer auf Trab hält. [...] Also ich mache einfach immer gerne etwas. Und mir kommt immer etwas in den Sinn. [...] Aber ich kann auch gut einen Tag lang lesen oder gar nichts machen. Also das kommt auch vor.

Rebecca Niederhauser: Enkelkinder betreuen, sagten Sie vorher?

Susanne Maihofer: Ja, das tu ich auch. Aber ich bin dort eher der Joker. Weil mein

Sohn und seine Partnerin sind sehr gut organisiert. [...] Und ich bin einfach diejenige, die einspringt.

Rebecca Niederhauser: Haben Sie auch etwas Ehrenamtliches?

Susanne Maihofer: Nein. [...] Vielleicht ergibt sich mal etwas. Ich habe es jetzt nicht gesucht. Bis jetzt. Ich wollte meine Agenda nicht schon mit ich weiss nicht was füllen, so dass ich nicht mehr atmen kann. Ich muss jetzt mal etwas schauen, wie das so läuft.

Wie auch bei Renate Walser spielt sich das soziale Engagement auch bei Susanne Maihofer hauptsächlich in der Erzählung ab. Sie sei Joker, in der Orientierungsphase. Das mag Zufall sein. Vielleicht aber ist es auch der Methode geschuldet. Oder aber dispositiver Ausdruck. Meinen die Gesprächspartnerinnen und -partner, mir das erzählen zu müssen? Gehört es zu ihrer Erzählung eines gelungenen Alterns? Ist es das, was ich hören möchte? Dazu passt auch der rechtfertigende Unterton der imaginierten Ehrenämter. Renate Walser hat ein schlechtes Gewissen. Sie entschuldigt sich für den Unterbruch ihres Ehrenamts, erklärt die Pflege der Eltern, betont die existenzielle Wichtigkeit sozialer Kontakte. Und auf die Frage nach Hobbys verweist sie zuallererst auf selbstregulatorische Körperarbeit. Selbst soziale Kontakte rechtfertigt sie mit einer Notwendigkeit.

Ebenso handhabt es Susanne Maihofer. Auch sie sagt nicht, sie hätte keine Lust auf ein Ehrenamt. Und auch sie wähnt sich in Erklärungsnot, wenn sie auf ihre momentane Orientierungsphase verweist, in der sie den Alltag ohne Arbeit gestaltet und die Freizeitgestalter schlechthin auf die Probe stellt: Hobbys – malen, nähen, stricken, lesen, puzzlen, reisen, gärtnern und viele weitere Hobbys finden sich in den Erzählungen der Gesprächspartnerinnen und -partner. Sie sind die anderen Strukturierer des Solls, vermitteln spielerisch die biopolitisch-diätetische Alltagsgestaltung, versprechen im Verbund mit Gesundheitsarbeit und Sozialengagement ein gelungenes, erfolgreiches Altern. Hobbys erlauben ein unternehmerisches Freizeitmanagement. Freizeit aber funktioniert nur als Kontrast zur Arbeitszeit, heisst im Alter zum körperlich-geistigen, sozioökonomischen Schaffen. Freizeit muss verdient sein. Muss gestaltet sein. Verantwortungsbeusst. Verschwenden gilt nicht. Leichtsinn ist unangebracht. Hobbys kanalisieren das Vergnügen in biopolitischer Selbstverantwortung und machen es so zur Selbstbearbeitung. Therese Fischer antwortet in der vorangehenden Verdichtung *Von Sportivitäten und anderem Gesundtun* deshalb auf die Frage, ob sie Hobbys habe, sie würde zu ihrer Gesundheit schauen. Klaus Ritter spricht in ebendieser Verdichtung von einer qualitativ guten Gestaltung des Alterns.

In den Tag hinein leben gilt auch für Claudia Nowak nicht, zumindest nicht, wenn sie danach gefragt wird. Dann wählt sie selbstdisziplinierende Hobbys, sucht Strukturen, schreibt Pläne.

Rebecca Niederhauser: Und haben Sie schon Ideen, was nach der Pension kommt? Gestaltungsideen für den Alltag? Haben Sie Sachen, die Sie vielleicht jetzt sowieso auch schon machen, die Sie ausbauen möchten? Haben Sie da schon Ideen, was Sie machen?

Claudia Nowak: Also ich habe ja eine Zeit lang sehr intensiv Wandteppiche gemacht. Und das musste ich dann während der Familienphase zur Seite legen. Es ist sehr zeitintensiv. Es ist etwas, was sehr viel Zeit braucht. Und jetzt habe ich vor zwei Jahren wieder angefangen zu nähen. [...] Das kam aus einem Ausdrucksbedürfnis heraus. Und eigentlich würde ich gerne schreiben. Aber dazu bin ich wirklich noch nicht gekommen. Ich würde gerne schreiben. Ich merke, dass ich das auch gerne mache, das Formulieren. Es hat vielleicht etwas gemeinsam mit den Wandteppichen. Das Finden der Farben, der Farbkompositionen und damit auch eine Stimmung ausdrücken. Und als ich wieder anfang, diesen riesigen Teppich zu nähen, hatte ich das Gefühl, entweder ist das mein Abschlusswerk oder es ist ein Wiedereinstieg. Im Hinblick auf die Pensionierung ist es vielleicht gerade gut, dass ich wieder in etwas drin bin. [...]

Das ist wirklich ein sehr hoher Anspruch, wenn einem niemand eine Aufgabe gibt, die man zu machen hat, dass man wirklich rangeht und das macht. Und das ist nicht so einfach. Das weiss ich aber. Daher muss ich dann halt schauen, was geht und was nicht geht.

Ich meine, es ist jetzt auch so, das merke ich auch in den Ferien, dass ich eigentlich am Morgen sehr gut aufstehen kann und mir einfach mal meinen Tee mache, etwas lese und die Zeitung hole. Und das wirklich auch geniessen kann. Ich denke schon, dass man es mehr geniess, wenn man sonst eben viel Struktur hat, sehr strukturiert ist. Und wenn man diese Struktur nicht durch die Arbeit bekommt, muss man sie sich selber geben. Das ist nicht so einfach. [...]

Einfacher ist es, wenn man Fixpunkte hat und weiss, jetzt muss ich aber, weil am Abend habe ich noch das und so. Dass man dann auch eher dransitzen kann. Und ich denke, das wäre mit dem Schreiben genau gleich. Dass man sich vielleicht sogar so einen Plan machen müsste, so Strukturen geben. [...]

Ich merke eben auch, dass meine innere Zufriedenheit wirklich schon auch damit zusammenhängt, dass man auch etwas gemacht hat. [...]

Wenn ich zum Beispiel am Sonntag eine Stunde spazieren war, kann ich mich danach wieder besser hinsetzen und etwas lesen oder etwas machen, was nicht so nützlich ist, also keinen Nutzen hat, sondern eher für das Hiersein und Schönhaben ist. Dass ich das Schönhaben eigentlich besser geniessen kann, wenn ich auch etwas gemacht habe.

Und das ist natürlich im Moment durch die Arbeit gegeben. Und wenn man pensioniert ist, ist das ja dann eigentlich nicht mehr gegeben. Dass man sich das dann selber gestalten muss. Ideen hätte ich eigentlich schon. Und beim Nähen ist es

einfacher einzusteigen, weil ich das schon gemacht habe. Beim Schreiben denke ich halt immer, es ist schon so viel geschrieben, es ist ja schon alles geschrieben, es gibt nichts mehr Neues.

So erhalten Betätigungen jenseits von Gesundheit und Ehrenamt als strukturierende Alltagsgestalter wiederum eine (beinahe) altruistische Legitimation. Alleine fürs Vergnügen scheinen die Hobbys jedenfalls nicht zu sein. Auch was sich zunächst als selbstsorgendes Vergnügen liest, ist meist eine körperlich-geistige Selbsttechnologie im Dienste einer unternehmerischen Diätetik: Stricken zur Meditation, Malen zur Selbstfindung, Wandern in der Natur, Yoga für die Beweglichkeit, Nähen und Schreiben als Erwerb ersatz, Struktur und Plan für die Zufriedenheit.

Myrta Zimmermann: Man hat einfach sehr viel Zeit. [...] Dass man sich eine Struktur geben muss, dass man in die Bewegung reingehen muss. Man darf nicht verharren und warten bis man stirbt.

So füllen sich die Tage und die Erzählungen eines stets ausgelasteten Alters nehmen ihren Lauf. Langweile, Trägheit und Faulheit, Völlerei und Müsiggang, Saus und Braus oder einfach nur Nichtstun – es sei denn mit Bedacht gewählt – fehlen in den Selbstnarrationen eines erfolgreichen, gelungenen Alterns, das sich an der Biopolitik in Selbstverantwortung orientiert. Das erzählt Claudia Nowak, die nur nach strukturierter Arbeit geniessen kann. Und das verdeutlicht Susanne Maihofer, wenn sie betont, immer beschäftigt zu sein und nur ab und zu in den Tag hinein zu leben. Barbara Clarks ist telefonisch nicht zu erreichen.

Rebecca Niederhauser: Wie viel Zeit verbringst du in der Wohnung?

Barbara Clarks: Hast mich mal probiert anzurufen? Ja, du hattest eigentlich Glück.

Rebecca Niederhauser: Ja, entgegen deiner Mail. Du hast mir geschrieben, ich solle es um sieben Uhr morgens oder nach zehn Uhr abends probieren.

Barbara Clarks: Genau. Ich sage allen, zwischen sieben und acht. Eigentlich bin ich ein häuslicher Mensch. Von mir aus könnte ich stundenlang daheim sein oder im Garten. Aber offenbar bin ich doch nicht so häuslich. Ich kenne sehr viele Leute. Nein, eigentlich bin ich ein häuslicher Mensch, ich weiss gar nicht, warum man mich telefonisch nicht erreicht. Vielleicht weil das Haus so gross ist. Weil ich das Telefon hier habe und dann oft irgendwo bin. [...]

Rebecca Niederhauser: Gibt es denn gewisse Tageszeiten, zu denen du ganz sicher daheim bist? Oder ist das von Tag zu Tag verschieden?

Barbara Clarks: Das ist sehr verschieden. Also das ist ja schon auch erstaunlich. Alle reden immer davon, dass es, wenn man pensioniert wird, dann plötzlich so

anders sei. Aber es reden wenige davon, dass man eine ganz exakte Agenda führen muss. Ich habe ein absolut vielfältiges Leben. Als ich unterrichtete, Familie, Unterricht, zack, zack, zack, da wusste ich einfach, was wann ist. Seit ich pensioniert bin, führe ich minuziös Agenda. Weil wirklich jeder Tag anders ist.

Nicht erreichbar zu sein, viel zu tun zu haben, einen Terminkalender zu brauchen, das ist die erzählte Auslastung. Sie ist Bestandteil der dispositiven Erzählung eines erfolgreichen Alterns. Mit ihrem alltäglichen Engagement geben die Gesprächspartnerinnen und -partner der Gesellschaft einen Teil dessen zurück, was das je eigene Alter ihnen abverlangt. So sieht es das Dispositiv vor.

Dennoch und selbstverständlich: Betätigungen jeglicher Art haben auch eine Deutungsberechtigung jenseits der Biopolitik in Selbstverantwortung. Inwiefern sie als selbstsorgende Alltagsgestaltung nach der Pension interpretiert werden können und inwiefern die Haushaltsarbeit und das Wohnen in diese Deutungslinie gehören, diskutieren die Verdichtungen der Ordnung *Altern in Gemeinschaft* auf dem Plateau *Intermezzo*. Vorerst geht es aber um eine weitere Verdichtung erfolgreichen Alterns im Sinne einer selbstverantworteten Biopolitik: um den Geist.

Über Selbstbeschränkung und weitere Tugenden

Die Minimierung der eigenen voraussichtlichen Gesundheitskosten, die Investition von Arbeitskapital in den Sozialstaat und die volkswirtschaftliche Einlage bei gleichzeitiger Sparsamkeit zeugen von einem bewussten Umgang mit der – demografisch prognostizierten – sozioökonomischen Schieflage. Die biopolitische (Selbst-)Verantwortung ist damit immer auch eine Tugend, die sich zuallererst in genügsamer Selbstbeschränkung ausdrückt. Die Gesprächspartnerinnen und -partner üben sich deshalb stets in Selbstbeschränkung und weiteren (selbst)kontrollierenden und -regulierenden, vernunftsgeliteten Tugenden des Alters, deren Referenzen wohl am ehesten unter dem Dach der Altersmoral zu verorten sind. Darum soll es im Folgenden gehen.

Selbstbeschränkung als (selbst)kontrollierendes und -regulierendes, vernünftiges Altern äussert sich in den Gesprächen verschiedentlich als ein mehrschichtiges Loslassen.

Rebecca Niederhauser: Gibt es denn das Alter überhaupt?

Johanna Karlsson: [...] Vielleicht kenne ich das echte Alter noch gar nicht. Ich denke nicht so oft daran. Ich nehme es, wie es kommt. Und hoffe, dass ich es annehmen kann. Ich denke schon, dass ich es annehmen kann, das kann man gut

annehmen. Man wächst auch hinein. Du musst loslassen können, du musst deine Bücher loslassen können und alles loslassen können. Und dann kannst du auch nach und nach dein Leben, das weniger wird, loslassen. [...]

Wenn ich plötzlich nicht mehr Zug fahren kann oder so. Oder wenn ich nicht mehr gehen kann. Dann weiss ich es auch nicht. Das ist Alter für mich. Das sind Fragen, die im Alter für mich konkreter werden. Es sterben auch mehr Leute rundum. Bei mir sind jetzt grad ein paar gestorben. Da denke ich auch, das habe ich immer gelesen und jetzt passiert es. Dann wirst du auch viel mehr mit dem Tod konfrontiert. Also das sind so Themen, die vor allem im Alter auftreten. [...]

Rebecca Niederhauser: Hast du Möbel, die dir wichtig sind?

Johanna Karlsson: Ich hänge absolut nicht an Möbeln. Wenn, dann an den Büchern. Aber auch nicht gross.

Rebecca Niederhauser: Doch, das mache ich.

Johanna Karlsson: Das habe ich in deinem Alter auch gemacht. Wäre in deinem Alter für mich unmöglich gewesen, ein Buch wegzugeben. Aber das ist altersbedingt, denke ich.

Rebecca Niederhauser: Und persönliche Gegenstände, die dir etwas bedeuten?

Johanna Karlsson: Die habe ich gar nicht. Glaube ich. Nein, so etwas habe ich nicht. Eine kleine Kiste mit Fotos. Aber auch das ist mir nicht wichtig. Ich habe viele Fotos weggeworfen. Und ich fotografiere auch nicht. Ich bin nicht diejenige, die festhält.

Was hat es auf sich, wenn Johanna Karlsson sagt, man müsse loslassen können, um sterben zu können? Das Loslassen als Vorbereitung auf das Sterben findet in Etappen statt. Johanna Karlsson lernt das Altern gleichsam, in dem sie sich im Loslassen übt. Es sei ein Dazulernen, ein Hineinwachsen ins Loslassen: zuerst die Bücher, Möbel, Fotos, dann die Mobilität, die Freunde und schliesslich das, wie sie sagt, weniger werdende, eigene Leben. Zunächst ist das Loslassen also ein (im)materielles Loslassen, sodann ein soziales Loslassen, schliesslich ein körperliches Loslassen. Als Triade – (im)materiell/sozial/körperlich – wird das Loslassen so zur Metapher des Todes respektive des Sterbens – als Verb, als etwas, das man tut, als loslassen des Lebens also, des eigenen und desjenigen anderer. In seiner aufeinander bezogenen und einander bedingenden Dreiheit kann das Loslassen damit auch als Alterstechnologie verstanden werden. Denn das aktive, selbstgewählte Loslassen ermöglicht – zumindest besonnen angewandt – einen Umgang mit den vom Alter diktierten Verlusten, wie sie in der Verdichtung *Alter als Verlusterfahrung* der Ordnung *Vom Alter wissen* beschrieben sind. Loslassen ist damit ein kontrolliertes und reguliertes Verlieren, gleichsam eine selbstbeschränkende Tugend, die die negativ konnotierte Verlusterfahrung positiv umzudeuten vermag.

Die erste Gruppe tugendhafter Regulatorien und Kontrollinstanzen lässt sich also als (im)materielles Weggeben und Wegwerfen von Dingen und deren Bedeutsamkeiten zusammenfassen.

Rebecca Niederhauser: Musstest du dich reduzieren, musstest du auch Sachen weggeben?

Barbara Clarks: Haufenweise. Es ist wunderbar, Sachen wegzugeben. Also es ist wirklich ein Moment, in dem man denkt, Gott sei Dank, mache ich es jetzt. [...] Es ist keine Last, wegzugeben. [...] Ich habe nicht das Gefühl, ich hätte etwas Persönliches, wovon ich denke, nein, das darf niemand sehen. Das hatte ich früher viel mehr. Aber diese Sachen habe ich entsorgt. Und dadurch lebt es sich einfach wieder viel leichter.

Leichter sein ist eine Metapher, die im Kontext des materiellen Loslassens nicht nur bei Barbara Clarks Verwendung findet. Wegwerfen und Weggeben ist eine in den Erzählungen positiv gedeutete Selbstbeschränkung – auch wenn es mitunter schwierig und anstrengend ist, Dinge loszulassen. Denn im Sinne einer sachkulturellen Dingbedeutsamkeit ist das immer ein Loslassen, ein sich Verabschieden von einst Wichtigem, eine Reduktion des eigenen Ichs, das sich in der Dingbedeutsamkeit ausdrückt.

Rebecca Niederhauser: Mussten Sie sich entscheiden für gewisse Möbel und auch persönliche Sachen? Wie sind Sie da vorgegangen? Ist Ihnen das schwergefallen?

Erika Meyer: Es war schon nicht so einfach. [...] Es war sehr schwierig. Auch sich zu entscheiden. Auch vom Platz her. Ich wusste, ich muss mich ziemlich einschränken. Was ist mir jetzt wirklich wichtig? Was will ich noch? Was wirft man weg, was gibt man wo hin, was wollen die Kinder? Es war anstrengend. Aber danach fiel eine grosse Last von mir ab. Wenn man weiss, jetzt habe ich noch diese Sachen, es ist immer noch genug. Aber es ist auch eine Erleichterung, wenn man nicht mehr all dieses viele Zeugs hat, das sich in einem Haus ansammelt.

Daneben findet sich in den Gesprächen ein weiteres positiv konnotiertes Loslassen, das sich als ein immaterielles, emotionales Loslassen, ein Loslassen von Bedeutungen und Wichtigkeiten, von Repräsentationen beschreiben lässt. Johanna Karlssons Fotos haben weniger materiellen als vielmehr immateriellen Wert, es ist eher ein Loslassen von Bedeutungen, Erinnerungen als von Papier. Kristina Schwab erlangt durch das Loslassen Narrenfreiheit, geradeso wie sie in der Verdichtung *Alter als (Un-)Sichtbarkeit* der Ordnung *Vom Alter wissen* beschrieben ist.

Rebecca Niederhauser: Also gibt es für dich überhaupt das Alter?

Kristina Schwab: [...] Es hat damit zu tun, Sachen abgeben zu müssen, nicht mehr alles zu können. Aber dadurch auch Freiheiten zu gewinnen. Ich muss nicht mehr schön sein. Ich muss nicht mehr gut sein. Ich kann quer werden als alte Tante. Das ist normal. Es geht darum, Sachen abzugeben.

Gänzlich ideologisch lässt Therese Fischer los, die das Relativieren als ein positiv verhandeltes Loslassen von Werten, Verantwortungen und Bedrohungen und damit als Charaktereigenschaft beschreibt, wie sie die Verdichtung *Über das Sichaltfühlen* der Ordnung *Alter im Selbstentwurf* behandelt.

Therese Fischer: Ein weiterer Unterschied, den ich bemerke, ist, dass mir gewisse Sachen nicht mehr so wahnsinnig Angst machen. [...] Zum Beispiel die Klimaerwärmung. Wenn in 200 Jahren diese Gletscher schmelzen, dann bin ich ja schon lange tot. [...] Die eigene Lebenszeit bekommt eine ganz andere Bedeutung. Sie wird immer kürzer. Und diese Bedrohungen werden relativer. Das heisst nicht, dass mir egal ist, was mit dem Klima passiert. Das will ich damit überhaupt nicht gesagt haben. Absolut nicht. Mein ganzes Leben war vom ökologischen Denken geprägt. [...] Also es ist mir nicht egal. Aber es wird relativ. Ich denke, das hat mit dem Alter zu tun.

Während materielles und emotionales Loslassen als positive Erfahrungen und ein Dürfen beschrieben werden, ist das körperlich-geistige und soziale Loslassen ein Müssen, das als negative Erfahrung bezeichnet wird. Es ist von unfreiwilligen, angstevozierenden Verlusterfahrungen geprägt. Als Selbstbeschränkung verlieren die Verluste allerdings ihre Unberechenbarkeit, ihre Vorbestimmung, die ihnen in der Deutung des Alters als Verlustkette anhaftet. Körperliche Verluste werden damit – zumindest ein Stück weit – kontrollierbar und selbstbestimmt und damit als Tugend positiv konnotiert. In diesem Interpretationskontext erlangen die negativ konnotierten Verlusterzählungen, wie sie in der Verdichtung *Alter als Verlusterfahrung* der Ordnung *Vom Alter wissen* beschrieben sind, eine neue Bedeutung.

Rebecca Niederhauser: Bezeichnest du dich als alt?

Klaus Ritter: Ich spüre das Alter. Ich hatte vor drei Monaten eine Leistenbruchoperation. Das ist eine Alterserscheinung. Das Gedächtnis nimmt auch ab. [...] Ich merke, dass mir dieses Alter jetzt vom Körper her Signale gibt, ich muss loslassen, ich muss zurückstecken.

Verluste sind also auch als ein Loslassen-Müssen – zunächst geistig und körperlich, dann sozial. Schliesslich total. Loslassen wird damit zum kontrollierbaren und lernbaren Sterben und damit zur selbstbeschränkenden Technologie, zur tugendhaften Selbstbeschränkung. Damit ist Selbstbeschränkung als Tugend auch eine andere, eine positive Deutung von Alter als Verlusterfahrung.

Rebecca Niederhauser: Wie würden Sie denn das Alter beschreiben? Was ist das überhaupt?

Claudia Nowak: Dieses Jahr ist meine Mutter gestorben. Und dadurch wurde ich wirklich damit konfrontiert, dass man mal stirbt. Ich meine, ich weiss das ja. Es ist etwas, was man so mit sich trägt. Und man weiss es. Aber man denkt ja nicht dauernd daran. So diese Endlichkeit. [...] Das habe ich dann wirklich so mit ihr erlebt, dieses Altwerden. Und was es wirklich heisst, nicht mehr zu mögen. Und noch weniger zu mögen. [...] Diesen Prozess des Altwerdens und des Abgebenmüssens, dieses und jenes loslassen müssen. Und am Schluss eben auch noch das Leben loslassen. Das habe ich jetzt eigentlich mit meiner Mutter erlebt. Und es wurde mir deutlich, man kommt nicht um das rum. Es gehört zum Leben.

Wenn Claudia Nowak meint, das Loslassen gehöre zum Leben, Johanna Karlsson davon spricht, dass man loslassen können müsse, Klaus Ritter sich ermahnt, dass er sich seiner Endlichkeit bewusst werden müsse und selbst wenn Erika Meyer die erzählte Befreiung zunächst schwierig und anstrengend beschreibt, so drückt sich in den Erzählungen nebst der Selbstbeschränkung eine weitere Tugend aus: Tapferkeit.

Erika Meyer aber ist nicht nur selbstbeschränkend und tapfer, sondern ebenso bescheiden. Wenn sie ihre Dinge loslässt, um sich mit weniger Wohnraum zu begnügen und an anderer Stelle davon spricht, weniger Bedürfnisse zu haben, so kommt also eine weitere Tugend zum Vorschein: Genügsamkeit. Auch Angelika Widmer verzichtet genügsam, sie müsse es nicht mehr haben, brauche es nicht mehr.

Rebecca Niederhauser: Das ist eine Frage, die mich immer wieder sehr beschäftigt, was ist das überhaupt, das Alter?

Angelika Widmer: [...] Dass ich mir gelassen sagen kann, das muss ich nicht mehr haben. Also das brauche ich nicht mehr. [...] Eine gewisse Gelassenheit. Und das ist ein gutes Gefühl. Das ist ein gutes Gefühl. Den Anderen etwas zugestehen. Ich glaube, das hat mit dem Alter zu tun.

Angelika Widmer ist nicht nur genügsam, sondern ebenso grosszügig. Sie wolle anderen etwas zugestehen. Genau davon erzählt auch Claudia Nowak, die

genügsam akzeptieren und die Jungen nicht beneiden möchte, die ihre Neugier dem Körper anpasst.

Rebecca Niederhauser: Wie würden Sie denn das Alter beschreiben? [...] Was ist das für Sie?

Claudia Nowak: [...] Das ist eigentlich mein Traum, auf ein reiches Leben zurückblicken zu können. Also im Sinn von viel erlebt und Schönes erlebt haben und auch viel genossen haben und viel Schönes in der Welt gesehen haben. Dass ich darauf zurückblicken kann. Und dann auch akzeptieren, dass man halt alt und vielleicht auch müde wird. Dass das dazugehört. Dass man nicht irgendwann zu hadern anfangen muss. So. Und die Jungen beneiden. [...]

Es kommt eine Zeit, in der sich die innere Neugier dem körperlichen Zustand anpasst. Man mag nicht mehr so und darum möchte man auch gar nicht mehr so viel kennenlernen. Dass das zusammenpasst.

Daneben finden sich in den dispositiv orientierten Narrationen weitere, eng an die genügsame, tapfere Selbstbeschränkung gebundene Alterstugenden: Kompensationsbereitschaft, Zufriedenheit, Dankbarkeit, Sparsamkeit.

Die Alterstugenden sind aber ebenso von den Gesprächspartnerinnen und -partnern verlangte Fähigkeiten, die nur mehr bedingt mit achtsamer Selbstsorge zu tun haben. Vielmehr sind es dispositive Techniken, eine Form eines Doing Biopolitics, in denen selbst die negativ erlebten Verluste eine positive Deutung erhalten und dem Alter damit zum Gelingen verhelfen.

Gegen das biopolitische Diktat des erfolgreichen Alterns richtet sich aber auch Unbehagen. Die Gesprächspartnerinnen und -partner wollen weder alt sein noch tapfer daran arbeiten. Nicht von selbstverantwortetem Erfolg, sondern von Angst und Langeweile, vom Fluchen und den anderen erzählt deshalb die nächste Ordnung.

Sich dem Alter entziehen

Sportives Gesundtun, sozialverträgliche Pendenzenlisten, selbstbeschränkende Tugenden – so der umfassende Massnahmenkatalog der Biopolitik in Selbstverantwortung, wie er in der vorangehenden Ordnung *Altern als Aufgabe* vorgestellt ist. Biopolitik denkt für gewöhnlich positivistisch. Angst, Langeweile und Misserfolg oder gar Widerstand sind nicht vorgesehen. Wer genug an sich arbeitet, wird belohnt. Oder muss härter an sich arbeiten. Wer also die dispositiven Regeln befolgt, wird, ist und bleibt gesund, kostet weniger und ist zufriedener, wird alt, ohne alt zu sein, wird älter, ohne multimorbid zu sein.

Fasst man also zusammen, was Jutta Nolte und Hans Haas tun sollten, um alt zu werden, ohne alt zu sein, so kommt man auf ungefähr Folgendes: körperlich und geistig gesund sein und bleiben, nicht rauchen und trinken, Sport treiben, Falten vermeiden, keine Angst haben, alt werden, jung bleiben, nichts kosten, Geld ausgeben. Ganz schön viel, bedenkt man, dass am Ende, laut Jutta Nolte und Hans Haas, Demenz und Abhängigkeit bleiben. Dass hier irgendetwas nicht stimmen kann, bemerken auch die beiden. Denn während des Redens im biopolitischen Dispositiv, reflektieren sie ebendieses (selbst)kritisch, indem sie das Altern (zumindest zeitweilig) scheitern lassen, sich darüber mokieren, schimpfen und es letztlich von sich weisen und sich ihm entziehen.

Auch wenn Jutta Nolte und Hans Haas turnen, helfen, sparen: Die Kopplung von selbstverantwortetem Jungbrunnen und biopolitischer Überalterung evoziert Unbehagen. So entziehen sie sich laufend dem exakt bestimmten, sichtbaren und multimorbiden Alter, diesem gesund zu erhaltenden, zu bearbeitenden, diesem engagierten, beschäftigten, diesem selbstbeschränkenden und in Schuld stehenden Alter. Ihre Alterserzählungen sind in den kommenden zwei Ordnungen deshalb nicht mehr länger ehrfürchtig und gehorchend, sondern widerständig und eigenständig. Während sich die Ordnung *Alter im Selbstentwurf* mit den Eigenständigkeiten der Altersverhandlungen und -deutungen beschäftigt, richtet sich der Blick hier zunächst auf die Widerständigkeiten.

Alt zu werden, ohne alt zu sein, ist also der übergeordnete Imperativ, dem Jutta Nolte und Hans Haas entlang des dispositiven Diktats zu gehorchen haben. Das machen sie auch, wie die Ordnungen *Vom Alter wissen* und *Altern als Aufgabe* zeigen. Aber eben nicht nur. Die widerständigen Auslassungen in den Alterserzählungen sind jedenfalls verschiedener Qualität.

Zunächst ist das Ausblenden eine Narrationsstrategie. Die Gesprächspartnerinnen und -partner bleiben ihrer gelingenden Erzählung auch dann treu, wenn diese zu scheitern droht. Das Alter und Altern zumindest im Forschungsgespräch gelingen zu lassen, gehört also zum Selbstnarrativ und ist der Methodik geschuldet. Ausblenden ist aber auch ein dispositives Sprechen. Denn Langeweile und Todesangst gehören nicht zur Erzählung eines guten Alters und sind damit nicht sagbar. Dass sie dennoch in den Erzählungen auftauchen, ist ein erster Widerstandsindikator. So sprechen Jutta Nolte und Hans Haas doch von der Angst und vom Sterben, um beides sogleich von sich zu weisen. Sie entziehen sich dem Alter, indem sie ihm gleichsam einen Streich spielen und gedenken, vorher zu sterben. Sterbehilfe, so sind sich die beiden einig, ist für sie eine Option, um, wie Hans Haas es sagt, den Moment nicht zu verpassen, in dem man gehen müsse. Was mit dem Unsagbaren und trotzdem Gesagten in den Forschungsgesprächen passiert, ist Inhalt der Verdichtung *Vom Nichtgesagten: Langeweile und Todesangst*.

Jutta Nolte und Hans Haas entziehen sich dem Alter aber auch, indem sie es in geronto-blasphemischer Manier narren, auf die dispositiven Widersprüchlichkeiten zeigen, sich nicht dafür interessieren oder sich darüber mokieren. So schimpfen sie über das ungenießbare Essen der Altersheimküchen, das nur mit nachlassenden Geschmacksnerven zu ertragen sei, oder darüber, dass bei 80-Jährigen lebenserhaltene Massnahmen wenig sinnvoll seien. Was es mit dieser Alterslästerung auf sich hat, darüber spricht die Verdichtung *Geronto-Blasphemisches*.

Sie entziehen sich dem multimorbiden, negativen Alter letztlich aber auch, indem sie sich bewusst dagegen abgrenzen, indem sie es nicht für sich reklamieren und in die Zukunft verschieben. Für Jutta Nolte ist man darum mit 60 anders alt als mit 80. Sie sei, so ihre Eigeneinschätzung, noch in der angenehmeren Phase des Altseins, obwohl sie das Alter jetzt schon merke. Alt sind deshalb die Gesellschaft und die Anderen, die noch Älteren, die Abhängigen, nur sie selbst gerade heute nicht. Darüber spricht die Verdichtung *Jetzt schon und noch nicht: Das Alter der anderen*.

Widerstand wird damit zu einem aufmüpfigen, motzigen Verhandeln und Deuten des je eigenen Alters innerhalb, aber nicht entlang des Dispositivs, darauf Bezug nehmend, aber nicht gehorchend. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung, die vom Nichtgesagten, von Alterslästerung und von den anderen handelt.

Vom Nichtgesagten: Langeweile und Todesangst

Myrta Zimmermann weint. Sie weint ob der Angst. Und ob der Langeweile. Sie weint, weil das Leben zu Ende geht. Sie weint, weil sie alt ist.

Rebecca Niederhauser: Wie würden Sie denn das Alter beschreiben?

Myrta Zimmermann: Im Moment habe ich es etwas schwierig mit mir selber. Ich habe Angst vor dem Sterben. Das hat mit meiner persönlichen Geschichte zu tun. Ich habe meine Eltern sehr früh verloren. Und wenn ich so alt würde wie mein Bruder, hätte ich jetzt noch drei Jahre zu leben. Ich sagte mir immer, ja, das kann man. Aber im Moment beschäftigt mich das Sterben sehr fest. Das ist neu. Direkt nach der Pensionierung empfand ich es als total lustvoll, gerade weil ich gesund bin, weil ich mag. Ich mag immer noch. Manchmal, wenn ich junge Leute sehe, bedauere ich, dass das vorbei ist. Es ist wie eine Melancholie. Aber eben, das bin ich. Das kann man wahrscheinlich nicht generalisieren.

Manchmal finde ich es langweilig. Manchmal finde ich den Alltag langweilig. Also ich muss mir immer wieder eine Struktur geben. Die habe ich, diese Strukturen.

Aber ich muss mir immer wieder neu sagen, ok, das machst du ja gerne, du gehst ja gerne ins Fitness. Aber ich muss mich immer wieder motivieren. [...]

Ich meinte immer, ich sei ein spiritueller Mensch. Und ich merke, nein, das stimmt nicht. Ich möchte manchmal glauben können. Dass alles, was ich jetzt mache, einen Sinn hat. Und dass es weitergeht. Es sind einfach die existenziellen Fragen, an denen ich mich irgendwie nicht orientieren kann, an die ich nicht glaube. Ich denke manchmal, wenn ich tot bin, gut, dann macht es mir nichts mehr. Aber ich glaube nicht an ein ewiges Leben oder so. Und das fehlt mir irgendwie. [...] Eigentlich wäre diese Spiritualität ein wichtiger Punkt, damit man diese Ressourcen hätte. Aber dafür bin ich irgendwie zu kopflastig. [...]

Ich bin keine fanatische Astrologin. Aber ich merke, dass es wirklich diese Fragen sind, die mich im Moment melancholisch machen. Wenn ich alleine bin, weine ich auch einfach so. Es ist die Trauer, dass es einfach zu Ende geht. Und heute Morgen dachte ich mir, dass ich schöne Blumen holen sollte, wenn Sie kommen. Ich muss ja auch mal zu mir schauen.

Myrta Zimmermanns Weinen ist Widerstand gegen die Selbstbeschränkung, gegen das Loslassen, gegen den Tod, gegen das Aktive, Selbstverantwortete, gegen das Verantwortungsvolle, gegen das Sportive, das Gesunde, gegen das Alleinsein. Ihre Sinnsuche findet nicht im Dispositiv statt. Stattdessen wendet sie sich der Esoterik zu. Doch dann erinnert sie sich an das Dispositiv und zügelt ihr Weinen von Abschnitt zu Abschnitt, wenn sie sich besinnt, dass sie gerne ins Fitness gehe, wenn sie Strukturen abruft, wenn sie sich Bewegung verordnet, wenn sie sich auferlegt, nicht zu verharren und zu warten, wenn sie meinen Besuch zum Anlass nimmt, Blumen zu kaufen. Auch das in der Verdichtung *Alter als Verlusterfahrung* der Ordnung *Vom Alter wissen* von Klaus Ritter als sozialer Verlust beschriebene Sterben verunsichert.

Rebecca Niederhauser: Haben wir etwas Wichtiges noch nicht angesprochen?

Klaus Ritter: [...] Wir hatten letztes Jahr einen Mitbewohner, der gestorben ist. Das war für mich etwas ganz Eindrückliches. Das hat mich sehr verunsichert, mir eine Zeitlang auch den Boden unter den Füßen weggezogen. Für mich ist das Sterben ein sehr wichtiges Thema. Also das ist nicht nur mein eigenes Sterben. Andere sterben. Auch den Kontakt halten, auch zu Bekannten in Altersheimen oder Pflegeheimen. Auch den Kontakt halten, wenn ihre körperliche Kraft oder die Kommunikation abnehmen. Dass man das auch in einer Form pflegt, in der es noch möglich ist. Dass man da auch sehr viel Zeit investieren muss. Das ist für mich sehr wichtig geworden. Die Endlichkeit muss mir bewusst werden. Das ist eigentlich etwas Wichtiges, was wir noch nicht angesprochen haben.

Klaus Ritter spricht vom Boden, der ihm unter den Füßen weggezogen worden sei und davon, dass er viel Zeit investieren müsse, um sich sogleich zu disziplinieren: Die Endlichkeit müsse ihm bewusst werden. Klaus Ritter verpflichtet sich letztlich trotzdem wieder zum gelungenen Sterben.

Therese Fischer spricht nicht von sich, wenn sie von Depressionen der Journalistin, Schriftstellerin und Fernsehmoderatorin Klara Obermüller erzählt.² Auch das eine Erzählung, die von biopolitischer Selbstverantwortung berichtet.

Therese Fischer: Klara Obermüller, die vor einigen Jahren ihr Buch rausgab, ich weiss nicht mehr, wie es heisst. Sie wurde pensioniert, liess sich frühpensionieren und fiel dann in eine Depression. Weil sie, die immer gefragt war und in den Medien eine wichtige Rolle spielte, einfach eine leere Agenda hatte und niemand mehr wissen wollte, wie es ihr geht. Und dann fing sie wieder an, das Heft selbst in die Hand zu nehmen und schrieb ein Buch zu diesem Thema. Sie befragte viele Menschen in der gleichen Situation und war wieder gefragt. Also sie erarbeitete sich wieder eine Stellung.

Auch andere Gesprächspartnerinnen und -partner haben Angst. Sie haben Angst vor der Einsamkeit, Angst vor der Pension, Angst vor der Alltagsgestaltung, Angst vor der Abhängigkeit, aber auch vor den ans Alter gestellten Anforderungen.

Die Ängste sind vielfältig und sie sind in den Alltags präsent. Doch in den Gesprächen nehmen sie kaum Raum ein. Denn Angst haben vor dem Alter gehört nicht zum dispositiven Altersnarrativ. Stattdessen sind die Gesprächspartnerinnen und -partner zum guten Alter verpflichtet, wie es die Ordnung *Altern als Aufgabe* beschreibt. So gilt meist das, was Angst evoziert, zugleich als selbstbeschränkende Tugend. Sterben, das muss man können. Oder aber, man hat den Ängsten aktiv entgegenzutreten. Gesunde Ernährung, Sport und geistige Fitness sollen die Abhängigkeit zumindest möglichst lange hinauszögern, Ehrenamt und Enkelkinder den Pensionsalltag gestalten. Aber genau davor, vor dem positiven, aktiv-gesunden Altern haben die Gesprächspartnerinnen und -partner ebenso Angst wie vor dem negativen, passiv-defizitären Alter.

Über die Ängste wird deshalb meist nicht und wenn, dann nur indirekt in der dritten Person gesprochen. Klaus Ritter spricht vom Sterben anderer und Therese Fischer wählt eine prominente Stellvertreterin. Und auch ich vergesse nicht zufällig die Angst sowohl in meinem vorbereiteten Gesprächsleitfaden als auch in der Gesprächsführung. Es ist also kein Zufall, dass Klaus Ritter mich darauf hinweisen muss. Während die dispositive Alterserzählung die Angst vor dem Alter auslöst und das Forschungsgespräch damit an seine Grenzen bringt, antworten

2 Vgl. zur von Therese Fischer erwähnten Publikation: Klara Obermüller: *Ruhestand*.

die Gesprächspartnerinnen und -partner widerständig: Mit Alterslästerung geht es weiter.

Geronto-Blasphemisches

Barbara Clarks ist aufgebracht ob dem wahnsinnigen Gesundheitsfimmel, der das Jungsein propagiert, das Altsein hingegen verbietet. Wer nicht alt und multimorbide werden wolle, solle halt nicht so viel turnen und stattdessen rauchen und trinken oder aber die kostspieligen, weil pflege- und betreuungsintensiven Konsequenzen des Alters tragen, so Barbara Clarks.³

Barbara Clarks: Angst haben vor dem Abhängigwerden. Angst haben vor dem Dementwerden. Das sind heute so die Themen. Nun ja. Dann turne halt nicht so viel, dann wirst du nicht so alt! Also wir wollen ja alle alt werden. Gib dir doch Mühe, lebe etwas ungesund, genieße es, iss viel Fett, trinke und rauche, mach alles. Aber wir haben ja einen wahnsinnigen Gesundheitsfimmel. Ja keinen Bluthochdruck. Also gut, dann musst du auch den Rest in Kauf nehmen, wenn du sehr lange jung bleiben willst. Und diese Konsequenz zu tragen, finde ich, das ist die Weisheit des Alters.

Ich bin froh, wenn es Menschen gibt, die zu mir schauen, wenn ich nicht mehr aufstehen kann oder wenn ich nicht mehr weiss, wo der Ausgang ist. [...]

Rebecca Niederhauser: Wenn du dir die Medien anschaust, die Wissenschaft beschäftigt sich im Moment auch intensiv mit dem Alter, verfolgst du diese Diskussionen? Wo steht deiner Meinung nach das Alter in der Gesellschaft?

Barbara Clarks: Ich verfolge es nicht. Ich bin medienmüde oder eher uninteressiert. Das ist vielleicht eine Alterserscheinung. [...] Gestern war ich im Gemeindehaus und überlegte, ob ich das Altersleitbild mitnehmen solle. Ach nein, da erzählen sie eigentlich immer wieder das Gleiche. Ich bin froh, wenn es einfach genug Pflegeheimplätze gibt. Und das Alter, was ich damit mache, das ist jetzt wirklich meine Sache. Also ich möchte das nicht zu fest von anderen organisiert haben. Aber ich bin da nicht so à jour.

Barbara Clarks stützt sich auf einen negativen, passiv-defizitären Altersbegriff, wie er in der Ordnung *Vom Alter wissen* verhandelt wird und widersetzt sich

3 Die vorliegenden Überlegungen zur Geronto-Blasphemie wurden bereits über Passagen hinweg wortwörtlich in folgendem Text von mir abgedruckt: Rebecca Niederhauser: «So turne halt nicht so viel, dann wirst du nicht so alt!» Der Text hat alltägliche Alterswirklichkeiten zwischen selbstverantwortetem Jungbrunnen und biopolitischer Überalterung zum Thema. Deshalb ist der Text nicht nur hier, sondern ebenso in anderen Teilen teilweise wortwörtlich zu finden.

zugleich sämtlichen Selbstregulatorien, wie sie in der Ordnung *Altern als Aufgabe* beschrieben sind. Geronto-Blasphemie, wie sie Barbara Clarks vorbildlich betreibt, ist damit die zweite Möglichkeit, sich dem dispositiven Alter zu entziehen, widerständig zu sein, ihm zu trotzen.

Barbara Clarks narrt mit ihrem Pamphlet die Angst vor dem multimorbiden Alter, indem sie Völlerei und Müssiggang propagiert, den Sozialstaat als Selbstverständlichkeit versteht und sich für die dispositiven Erzeugnisse nicht interessiert. Kristina Schwab greift beim Reden über den Anti-Ageing-Markt zur Fäkalsprache.

Rebecca Niederhauser: In den Medien ist das Alter ja Thema geworden. Wie kommt das auf dich zu? Wie liest du das? Befasst du dich damit?

Kristina Schwab: Was mir im Moment als TV-Freak auffällt, was mich umhaut, das ist die Werbung, die Werbung für Kosmetik, für Gesichtscremen und so weiter. Und nicht nur für die Jungen, sondern sehr viel Anti-Ageing. Wieder eine Salbe, welche die Falten auffüllt und von der ich das Gefühl habe, die Zielgruppe wäre genau ich. Ich bin angesprochen. [...] Offenbar kann man damit Geld verdienen. Da muss ich sagen, da staune ich. Ein Produkt nach dem anderen, welches das Jungerhalten anspricht. Und ich meine, so blöde kann man nicht sein und diesen Scheiss glauben und dann noch Geld dafür ausgeben. Aber offenbar doch. Weil sonst würde man ja kein Geld damit verdienen. Das fällt mir extrem auf. Es ist eigentlich nicht mal das Alter, sondern das Jungerhalten Thema. Und was daraus folgt, ist, dass es dann letztlich eben trotzdem negativ ist, wenn du alt bist. Am Schluss bist du noch selbst schuld, dass du alt wirst, weil du zu wenig Sport gemacht hast und deinem Körper zu wenig geschaut hast.

Erika Meyer verweigert sich schliesslich den Inhalten und weiss von nichts. Mit der Abstrafung durch Ignoranz wählt sie die am häufigsten erzählte Form der Geronto-Blasphemie.

Rebecca Niederhauser: Wie nehmen Sie diese Diskussion in den Medien wahr? Die Altersdiskussion?

Erika Meyer: Da muss ich ganz ehrlich sagen, da bin ich also zu wenig gut informiert. [...] Eine spezielle Altersdiskussion gibt es nicht. Ausser eben diese Überalterung und so. Da haben wir auch mal ein Buch gelesen, ich bin in einer Lesegruppe, [...] ich weiss nicht mal mehr, wie es heisst, aber das habe ich sehr plakativ gefunden. Dann habe ich, das mache ich fast nie, aber dann habe ich in der Mitte gefunden, nein, also das muss ich gar nicht lesen. So übertrieben, so diese Angst vor dem, es sind viel zu viele Alte und so. Sicher gibt es viele Alte, aber ich finde, da muss man positiv denken, Lösungen finden. Darum weiss ich über die aktuelle Diskussion wirklich zu wenig.

Bei aller Lustigkeit, zum Lachen ist es den Gesprächspartnerinnen und -partnern nicht. Denn wenn die drei Frauen von Angst sprechen, von unumgänglichen körperlichen und geistigen Verlusten, von einem Jungbleiben-Wollen und -Müssen, vom Turnen, Essen und Geniessen, vom Rauchen und Trinken, von der Gesundheit und von Altersleitbildern, von einem organisierten Alter, genügend Pflegeheimplätzen und von Gesichtslotionen, so drehen sie sich immer schneller im dispositiven Karussell. Gemeinsam ist ihnen nämlich ein negativ konnotierter Altersbegriff, der auf Angst und Verluste fokussiert. Altersdeutungen also, die in der Ordnung *Vom Alter wissen* ver- und in der Ordnung *Altern als Aufgabe* behandelt sind.

Diesem körperlich-geistig negativen, passiv-defizitären und Angst evozierenden Alter entziehen sich die drei Frauen, indem sie auf dessen Widersprüchlichkeit verweisen, und sich über die anderen gelangweilt mokieren: Erika Meyer liest das als plakativ beschriebene Buch nicht fertig und findet die Überalterungsangst übertrieben. Barbara Clarks proklamiert das Alter als ihre eigene Sache, die sie nicht organisiert haben möchte und rät schliesslich, entgegen dem dispositiven Diktat, nicht zu turnen, um dem Alter zu entkommen. Und Kristina Schwab staunt darüber, dass der Anti-Ageing-Markt, den sie als Scheisse bezeichnet, floriert, wenn es doch letztendlich negativ sei, alt zu werden.

Vielleicht ist es Widerstand gegen die Widersprüchlichkeiten des Dispositivs, der sich hier in Polemik, Zynismus, Vulgarismus, Desinteresse oder Unwissen, kurz: Geronto-Blasphemie abbildet. Vielleicht ist es aber auch lediglich Ausdruck der Überforderung und Hilflosigkeit im Umgang mit Ängsten. Lästern, schimpfen, spotten, karikieren, vulgär sein, wegschauen, wo hinschauen erzwungen wird – die Pamphlete der Gesprächspartnerinnen und -partner sind jedenfalls so oder so als Ausbruch aus dem Normativen dringend ernst zu nehmen. Denn Geronto-Blasphemie wird hier verstanden als Widerstand gegen das Dispositiv, als Ausbruch aus der Macht und Protest gegen die Herrschaft, als alltags sprachliche Kritik an der Ideologie, als Streik gegen die Wahrheit und Resistenz gegen die Biopolitik – kurz: als Entzug vom Alter. Geronto-Blasphemie jedenfalls zeugt von einem reflexiven und bewussten Umgang mit dem Dispositiv, wie er Thema ist in der Verdichtung *Wahr- und Widersprechen* der Ordnung *Alter als Erzählung*.

Es ist eine Schatzsuche ohne Karte, wenn das zum Scheitern verurteilte Streben nach ewiger Jugend bei gleichzeitigem Älterwerden verlangt wird. In dieser Deutung erscheint Alter und Altern kaum erstrebenswert und wenig attraktiv. Alt sind deshalb die anderen. Von diesen handelt die nächste Verdichtung, die das Alter den anderen zuweist und in die Zukunft verschiebt.

Jetzt schon und noch nicht: Das Alter der anderen

Die Gesprächspartnerinnen und -partner leisten Widerstand. Sie erzählen, was nicht erlaubt ist, mokieren sich und schimpfen laut. Damit versuchen sie dem Alter in den beiden vorangehenden Verdichtungen *Vom Nichtgesagten: Langeweile und Todesangst* und *Geronto-Blasphemisches* gleichsam einen Streich zu spielen. Sie widersetzen sich dem Alter und weisen es von sich. Alt, das sind deshalb die anderen. Wer aber sind diese anderen, diese Alten?

Rebecca Niederhauser: Ich möchte dir nun gerne noch ein paar Fragen zum Thema Alter stellen. Kannst du die Lebensphase, in der du gerade drin bist, beschreiben?

Kristina Schwab: Es kommt drauf an, wie es gesundheitlich weitergeht. Also ich mache mir natürlich schon langsam Gedanken, wie das dann mal ist, sollte ich krank werden im Alter, wenn ich gebrechlich werde. [...] Und wenn ich ehrlich bin, das Alter ist für mich von übermorgen bis zu meinem Tod, aber es ist noch nicht jetzt.

Kristina Schwabs Alter beginnt übermorgen, aber eben noch nicht heute. Bei Therese Fischer geht es bedeutend länger.

Rebecca Niederhauser: Machst du dir Gedanken über deine Zukunft?

Therese Fischer: Noch nicht. [...] Und wenn, dann nicht, dass ich mir vorstelle, dass ich älter werde und irgendwann mal mit einem Stock rumlaufe oder was weiss ich. Weil das ist noch zu weit weg. Also das stelle ich mir in 25 bis 30 Jahren vor. [...] Ich denke nicht daran, dass ich hier mit dem Rollstuhl rumfahre. Ich denke einfach noch nicht daran. Ist mir einfach zu weit weg.

Das Alter von Kristina Schwab und Therese Fischer findet in der Zukunft statt. Das kommt auch sprachlich zum Ausdruck: Wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner das Alter von sich weisen, wählen sie Wendungen wie «noch nicht» und «jetzt schon», wie sie in den Verlusterzählungen der Verdichtung *Alter als Verlusterfahrung* der Ordnung *Vom Alter wissen* bereits vorkommen und wieder Thema sind in der Verdichtung *Von der Mehrstimmigkeit alltäglicher Alterswirklichkeiten* der Ordnung *Alter als Erzählung*. Kristina Schwab denkt also noch nicht daran, auch wenn sie schon physische Defizite hat. Ebenso Therese Fischer, die noch nicht daran denkt, wie es sein wird, wenn sie im Rollstuhl sitzt. Auch Johanna Karlsson verweist das Alter in die Zukunft, wenn sie meint, sie sei noch nicht in dem Alter, dass sie immer von früher erzähle. Doch an der Zukunft teilhaben, das möchte sie nicht.

Rebecca Niederhauser: Bekommst du diese Diskussionen in den Medien über das Alter mit? Ist Alter ein Thema, das in den Medien diskutiert wird? Wie nimmst du das wahr?

Johanna Karlsson: Im Zusammenhang mit den Krankenkassen nehme ich wahr, dass diese Altersgruppe, weil sie immer grösser wird, sehr teuer wird. In dem Sinne nehme ich es wahr. Und dass man gewisse Sachen dann bei alten Leuten auch nicht mehr macht. In gewissen Ländern ist das ja schon so. Das nehme ich schon wahr. Finde ich bedenklich. Was ich vor allem wahnwitzig finde, ist, dass man Forschungen macht, um noch älter zu werden und dass zur gleichen Zeit das Alter gesellschaftlich gesehen ein Problem ist. Ich kenne auch ein paar Junge, die mir sagen, du profitierst von uns. Du darfst nicht allzu alt werden, gell. Das habe ich schon erlebt. Das kommt schon vor, nicht nur in den Medien. Ich habe es auch schon direkt gehört. [...] Einmal wurde mir gesagt, ich profitiere. [...] Höre ich schon ab und zu. Wird direkt gesagt. Also hier habe ich eigentlich kein gutes Gefühl. Längerfristig. Ich denke, ich komme noch drum rum. Diese Alt-jung-Diskrepanz. Vor allem in Zeiten, in denen es schlechter geht, kann das ganz hart werden. Dass auch die Behandlung der Alten ziemlich miserabel werden könnte. Das passiert ja auch schon. Das Denken der Jungen ist kein Gesellschaftsdenken mehr. [...] Das Älterwerden könnte auf Dauer schwieriger werden. Und darum finde ich es absolut idiotisch, dass man noch älter werden will. [...] Dass man jetzt als alter Mensch hören muss, das sei eine Kostenfrage, das ist ja schrecklich. [...] Abgesehen davon, ich muss ehrlich sein, ich möchte nicht 100 werden. Ich finde es nicht nötig. Man muss sterben können. Man muss loslassen können. Und wenn man 70 ist, finde ich es gut. Heute ist die Lebenserwartung höher. Das finde ich auch schön. Das ist ein Geschenk dank der guten Versorgung und so weiter. Die aber eben auch kostet. Gesellschaftlich hat sich in den letzten Jahrzehnten viel verändert. [...] Aber ich bin noch nicht in diesem Alter, dass ich dauernd sage, ja, früher. Das habe ich nicht. Ich lebe jetzt.

Auch Johanna Karlsson spielt dem Alter einen Streich, indem sie gedenkt, früher zu sterben und wählt damit eine beliebte narrative Möglichkeit, das Alter den anderen zu überlassen. Auch Angelika Widmer gedenkt vorher zu sterben und überlässt das gesellschaftliche Alter damit ebenfalls den anderen.

Rebecca Niederhauser: Wird das auch von der Gesellschaft, politisch, medial an Sie rangetragen?

Angelika Widmer: Also spontan kommt mir jetzt eigentlich gerade nichts in den Sinn. Ich lese das wohl jeweils en passant. Es ist eher der Freundeskreis, der das ab und an thematisiert. [...] Es ist schon ein Thema in der Öffentlichkeit. Vor allem halt mit dieser Überalterung. Weil die Jungen für uns Alten arbeiten müssen, so dieses ganze Ding. Diese Sachen kommen natürlich laufend und setzen einen auch

unter Druck, sich damit auseinanderzusetzen. Auch diese Kosten, diese Gesundheitskosten, die entstehen, all das. Da mache ich mir natürlich schon auch Gedanken, wie alt ich eigentlich werden möchte. Ich weiss es halt nicht. Gut gelebt bis 80, dann ist das doch ok. Ich möchte jetzt nicht irgendwie noch wahnsinnig. Aber wenn man am Leben hängt, wenn es dann so weit ist, weiss ich es nicht. Aber so aus dieser Distanz, das Beste draus machen, keine grossen Aufschübe.

Widerstand funktioniert also auch über die anderen. Alt sind die anderen, nur eben die Gesprächspartnerinnen und -partner selbst gerade heute nicht. Sie weisen das Alter den noch Älteren, den Gebrechlichen, Vergesslichen und Kranken, denjenigen mit weissen Haaren und Falten zu. Es sind diejenigen, denen die Gesprächspartnerinnen und -partner von aussen, aufgrund des Körpers und des Lebensalters das Alter zuordnen können. Alt, das sind also diejenigen, denen man aufgrund des Wissens das Alter zuordnen kann, wie es in der Ordnung *Vom Alter wissen* beschrieben ist. Sodann sind es nie nur einzelne Menschen, sondern stets alle zusammen; alt, das ist darum die Gesellschaft. Die anderen, das sind aber letztlich immer auch Zukunftsdeutungen des Selbst.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner benutzen das Alter also auch als Abgrenzungsbegriff und machen es so zum Anderen und damit zum Othing, das damit zum Entzug wird.

Alter im Selbstentwurf

Jutta Nolte und Hans Haas sind widerständig. Sie entziehen sich dem Alter und Altern, indem sie es entgegen der dispositiven Abmachung scheitern lassen. Sie entziehen sich dem multimorbiden, negativen Alter, indem sie es anderen, noch älteren, der Gesellschaft oder ihrer Zukunft zuschieben. Sie entziehen sich aber auch dem positiven, aktiv-gesunden Alter, indem sie es verhöhnen. Sind Jutta Nolte und Hans Haas deswegen nicht alt? Doch. Und das bestreiten sie auch nie. So bezeichnen sie sich denn auch als alt. Nicht weil sie sich als abhängig, krank oder debil verstehen, nicht weil sie das gesellschaftliche Alter auf sich beziehen und nicht weil sie sich alt fühlen, sondern weil sie um ihr Alter wissen. Ihr Entzug ist letztlich kein endgültiger, sondern Möglichkeit zur Kreativität. Ihre Alterserzählung lässt nicht nur aus, sondern fügt ebenso hinzu. Wie also deuten und verhandeln Jutta Nolte und Hans Haas ihr eigenes jetziges Alter? Wie deuten sie das Alter, wenn es weder das gefürchtete kranke noch das verhöhnte gesunde Alter ist? Wie verhandeln sie das Alter, wenn es nicht das zukünftige, das gesellschaftliche oder dasjenige der anderen ist? Diesen Fragen gehen die Verdichtungen dieser Ordnung nach.

Hans Haas spricht vom Alter als etwas, das man aufgrund der Rentenversicherung und Pension wisse, als etwas, das man aufgrund der Lebensjahre sei, aber auch als etwas, das man körperlich und geistig merke, etwa dann, wenn man vergesslicher werde, oder dann, wenn man es in den Knochen spüre. Zugleich fühlt er sich fitter als vor 20 Jahren und ist selbst noch nicht pensioniert. Ähnlich ist es bei Jutta Nolte: Sie wisse es einfach, merke es alltäglich aber nicht, weil es ihr eben nirgends wehtue. Doch woher beziehen die beiden ihr Wissen um das eigene Altsein? Wenn sie von der Pensionszäsur, den Lebensjahren und körperlich-geistigen Defiziten sprechen, so argumentieren sie entlang des Wissens aus der Ordnung *Vom Alter wissen*. Es ist das Alter, das die beiden zwar merken und vor allem wissen, aber nicht empfinden, nicht fühlen und deshalb anderen, der Gesellschaft, den noch Älteren oder ihrer Zukunft zuschreiben. Vom Wissen um das Altsein, das sich vom Sichaltfühlen unterscheidet, handelt die Verdichtung *Vom Altsein*.

Jutta Nolte und Hans Haas fühlen sich also nicht alt. Von der Jugend distanzieren sie sich dennoch ganz klar. Etwa dann, wenn Hans Haas auf Altersrollen verweist, wenn er es peinlich findet, wenn jemand nicht zu seinem Alter stehen kann, oder dann, wenn sich Jutta Nolte mit einem «Herrgott» über die Jugend eneruiert und das Gefühl hat, früher sei es doch anders gewesen. Vom Gefühl des Altseins handelt die Verdichtung *Über das Sichaltfühlen*.

Die Negierung des Alters und Alterns erscheint hier also vielmehr als Trick, sich von einem negativ besetzten Alter zu befreien – Jutta Nolte und Hans Haas sind körperlich und geistig alt, ohne passiv, krank und infirm zu sein. Stattdessen proklamieren sie für sich ein positives Alter, das aktiv-gesund ist, ein Alter, bei dem es Jutta Nolte nicht so schnell langweilig wird und das Hans Haas fitter als vor 20 Jahren erscheinen lässt. Alt sein, ohne alt zu sein. Dieses Alter im Dazwischen kommt in Selbstbezeichnungen zum Ausdruck, etwa dann, wenn Hans Haas meint, er sei «noch nicht alt alt». Von der Benennung der Selbstentwürfe und -bedeutsamkeiten im Sprechakt handelt die Verdichtung *Sich sprechen*.

Alter ist etwas, das die Gesprächspartnerinnen und -partner wissen, etwas, das sie sind, etwas das an sie herangetragen wird. Zugleich sprechen sie aber auch von einem diesem Wissen nicht entsprechenden Empfinden, von einem Fühlen. Das Wissen um das Altsein divergiert mit der Erfahrung des Sichaltfühlers. Formulierungen, die zwischen einem Wissen und einem Fühlen unterscheiden und zwischen beiden eine Diskrepanz feststellen, sind fester Bestandteil der Selbstdeutungen und -verhandlungen in den Forschungsgesprächen. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung, die sich mit den eigenständigen Selbstentwürfen im Dazwischen des Dispositivs beschäftigt.

Vom Altsein

Alt, das ist man, das merkt man, das spürt man, das weiss man. Doch welches Wissen ist vorhanden? Und woran wird das Altsein festgemacht? Woher beziehen die Gesprächspartnerinnen und -partner das Wissen um das Altsein? Auf welche Referenzen rekurren sie? Und warum wissen sie vom Alter? Kurz: Was hat es mit diesem Wissen um das Altsein auf sich?

Barbara Clarks spricht vom Alter als etwas, das man aufgrund der Lebensjahre wisse, von etwas Äusserem, das man sehe, als etwas Körperlichem, das man spüre, als etwas, das man ist, und als etwas, das einem zugeschrieben wird.

Rebecca Niederhauser: Gibt es das Alter überhaupt?

Barbara Clarks: Ich finde nicht. Und doch, es gibt es. Denn wenn man einen Seniorenchor sieht, dann weiss man, das sind Alte. Aber es ist etwas Äusseres. Man sieht es uns an. Aber typisch alt sage ich nicht gerne. Weil das Alter einfach unglaublich vielfältig ist.

Rebecca Niederhauser: Bezeichnest du dich selber als alt?

Barbara Clarks: Jaja, durchaus. Also wenn ich mich manchmal erwische, dass ich sage «die alten Leute», dann denke ich, ja, da darf ich mich aber nicht ausschliessen. Ich werde das nächste Jahr 70. Also frage jeden 14-Jährigen, wann das Alter anfängt. Auch im Arbeitsprozess fängt das Alter bei Zeiten an. Und alle diese Institutionen sagen ja oft 50plus. Also mit 70 ist man alt. Und ob ich mich alt fühle, sage ich, ja, in gewissen Dingen, wenn alt sein auch heisst, dass ich die Treppe nicht mehr so schnell hochrennen kann wie früher, dann bin ich alt. Im weltweiten Vergleich gibt es wenig Menschen, die 70 werden. Also ich bin alt. Ja. Punkt. Ich bin alt.

Wenn Barbara Clarks das Alter als gelebte Zeit, (Un-)Sichtbarkeit und körperlich-geistige Verlust Erfahrung beschreibt, bezieht sie ihr Wissen aus den dispositiven Wissensmaschinen, wie sie in der Ordnung *Vom Alter wissen* beschrieben sind. Von Interesse ist hier deshalb weniger das Wissen an sich als vielmehr die Sprechweisen: Verweise auf Wissensbestände, Man-Formulierungen, Unterscheidungen zwischen Sein und Empfinden und von mehr.

Ein erstes wissensbasiertes Altersindiz findet sich also in den Lebensjahren, im in Jahren gezählten Alter. Barbara Clarks ist 70 und somit alt. Ihre Zuschreibung sichert sie dreifach ab – den alltäglichen Erfahrungswert decken 14-Jährige ab, die wissenschaftliche Legitimation erfolgt über Institutionen und die redewendliche Punktsetzung tut schliesslich das ihrige dazu.

Zwar längst nicht mehr an ein bestimmtes Lebensalter gebunden, aber dennoch damit assoziiert, dient auch die Pension noch immer als ein eindeutig zu lokalisierender Übertritt ins Alter. Galt sie den noch berufstätigen Gesprächs-

partnerinnen und -partnern soeben noch als Hilfsmittel, sich vom Alter zu distanzieren, wird sie nun zur metaphorischen Pforte ins Alter. Klaus Ritter bezieht sich als Erstes auf die Pension.

Rebecca Niederhauser: Wie definierst du für dich selber das Alter? Also gibt es hier Punkte, von denen du sagen kannst, an dem kann ich das Alter festmachen oder beschreiben?

Klaus Ritter: Ein sehr einschneidender Moment beim Älterwerden ist natürlich die Pensionierung. Mit 65 ist die Pensionierung und das heisst, jetzt bist du alt.

So tummeln sich die altersmächtigen Zahlen, wie sie in der Verdichtung *Alter als gelebte Zeit* eingeführt werden, durch die Erzählungen – ob 70 oder (ehemals eng mit dem männlichen Pensionsalter verknüpft) 65, ihnen gemeinsam ist, dass sie als Wissensproduzenten des eigenen Alters dienen.

Aber Barbara Clarks bezieht das Wissen um ihr eigenes Altsein nicht nur aus den gelebten Jahren. Es sei auch etwas Äusserliches, das man sehe. Wenn sie einen Seniorenchor sieht und weiss, dass das, wie sie sagt, Alte seien, so bezieht sie sich auf dem Alter zugewiesene Sichtbarkeiten, wie sie die Verdichtung *Alter als (Un-)Sichtbarkeit der Ordnung Vom Alter wissen* zum Thema hat. Es sind an der Körperoberfläche sichtbare Attribute – weisse Haare oder Falten – die des Altseins überführen.

Rebecca Niederhauser: Ich würde dir jetzt gerne noch ein paar Fragen zum Thema Alter stellen. [...] Wie würdest du Alter definieren? Was verstehst du unter diesem Begriff?

Therese Fischer: [...] Ich weiss, dass ich älter bin, aber nicht, weil ich mich so fühle, sondern weil ich den anderen ansehe, dass sie mich als älter einstufen. [...] Ich habe zwar Muskeln in den Beinen, aber sie sind nicht mehr so glatt. Die Haare werden grau. Also das ist so, das ist so ein Feststellen. Aber innerlich ist es ganz ein anderes Gefühl.

Zunächst sind es Sichtbarkeiten, die von anderen oder bei anderen gesehen und auf das eigene Ich rückgeschlossen werden. Barbara Clarks sieht einen Seniorenchor, um sich sodann mit einem «Uns» mitzudenken und Therese Fischer sieht den anderen an, dass sie von ihnen als älter eingestuft wird. Angelika Widmer macht eine ähnliche Erfahrung im Theater, wo sie sich im optischen Vergleich zu den anderen als alt deutet.

Rebecca Niederhauser: Das ist halt eine Frage, die mich immer wieder sehr beschäftigt, was ist das überhaupt, gibt es das überhaupt, das Alter? Was ist das?

Angelika Widmer: Wenn man zum Beispiel ein Theaterstück anschauen geht. Dann siehst du einfach, das sind jetzt alles mehr oder weniger ältere oder gleich alte mit weissen Haaren oder so. Und dann gehe ich in eine andere Veranstaltung und denke, oh Gott, ist das noch adäquat, ich bin mutterseelenalleine in diesem Alter. Da merke ich, aha, ja, ich bin schon alt. Aber es ist immer im Vergleich. Es ist nicht das Gefühl. Ich muss mir das mal etwas genauer überlegen, wie ich das definiere. Ich finde, es ist etwas, was einem von aussen in Erinnerung gerufen wird. [...] Es taucht eigentlich immer auf, wenn etwas von aussen an mich herangetragen wird. [...] Aber es kommt nicht von innen, vom Gefühl her. Sondern immer, wenn etwas von aussen an mich herangetragen wird. Aber nicht vom Gefühl her.

Eng mit der Körperhülle als Altersgenerator verknüpft, ist der Spiegel – als solcher und als Allegorie auf die Gesellschaft. So dient der Blick in den Spiegel der eigenen Zuschreibung zum Alter.

Rebecca Niederhauser: Bezeichnen Sie sich als alt?

Renate Walser: Wenn wir sagen, jaja, die Senioren sind wieder unterwegs, dann zähle ich mich nicht dazu. Aber dann muss ich mal wieder in den Spiegel schauen und dann weiss ich, dass ich eben auch dazugehöre.

Das Erkennen des eigenen Ichs als ein altes ist immer auch das Erkennen des Ichs als von der Gesellschaft als alt wahrgenommenes Ich. Denn dieses sich selbst als alt Erkennen gewinnt erst in der Begegnung mit einem Gegenüber an Bedeutung. Erst die Wahrnehmung durch das Gegenüber – das von einem Einzelnen zum gesellschaftlichen Gegenüber wächst –, erst diese Wahrnehmung und Einordnung von aussen zwingt zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Spiegelbild des Alters. Kristina Schwab hält sich den gesellschaftlichen Spiegel vor Augen und sieht darin ihre weissen Haare und damit ihr Altsein – verstanden als gewusste Äusserlichkeit, die sich hier in bestimmten Farben manifestiert.

Rebecca Niederhauser: Also hast du auch das Gefühl, das Alter wird von aussen an dich rangetragen? Dass man in dem Sinne auch alt gemacht wird, dass es so eine Zuschreibung ist?

Kristina Schwab: Manchmal wird mir von aussen gespiegelt, dass ich alt bin. [...] Ich merke dann einfach, aha, ich sehe so aus. Also ich habe weisse Haare. Ich bin eine ältere Frau. [...] Irgendwann kommt der Moment, wo es dir von aussen gespiegelt wird.

Damit können die körperlichen Erkennungsmerkmale und die über die Körperhülle abspielende Altersklassifizierung auch als Stigmatisierung von aussen

verstanden werden. Denn erst in der Begegnung mit einem (gesellschaftlichen) Gegenüber entsteht das Altsein. Und diese Begegnung führt wiederum zur Auseinandersetzung mit dem Spiegelbild, dem eigenen Ich als alt. Es ist das eigene Erkennen als alt, das in der Begegnung mit einem Gegenüber entsteht, welches das Wissen über das Altsein hervorruft. So gelten das körperliche Äussere und dessen Erkennen als alt als weiterer Altersbeleg im Nachweis des je eigenen Altseins.

Schliesslich sind es aber nicht nur Äusserlichkeiten, die dem Wissen um das Altsein dienen, sondern ebenso defizitäre Körperlichkeiten. Der Körper ist alt. So kann Barbara Clarks nicht mehr so schnell die Treppe hochlaufen.

Wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner auf institutionalisierte Lebensjahre, sichtbare Äusserlichkeiten und körperliche Defizite verweisen, so argumentieren sie entlang des zunächst nicht für sich beanspruchten Alters, das sie anderen – der Gesellschaft, den noch älteren – oder aber ihrer Zukunft zuweisen, wie es die Verdichtung *Jetzt schon und noch nicht: Das Alter der anderen* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* ausführlich beschreibt. Sie adaptieren das vom Dispositiv hervorgebrachte Alter, indem sie sich das Wissen um das Alter aneignen und sich, im Rekurs auf dieses, als alt seiend bezeichnen. Das ist das durch das Dispositiv negativ besetzte Alter des letzten Lebensabschnitts, der Äusserlichkeiten, der körperlich-geistigen Verluste, wie die Ordnung *Vom Alter wissen* umkreist. Es ist das Alter, das überaltert, das kostet, das dement und abhängig ist.

Die Wissensmaschinen produzieren also, wie es das Dispositiv vorsieht, Wahrheiten und bringen das Alter als solches damit erst hervor. Die Gesprächspartnerinnen und -partner sind immer in diese dispositive Anatomie des Alters eingelassen. Das kommt auch sprachlich zum Ausdruck: Redeweisen wie «das heisst», «jetzt bist du alt» oder «theoretisch weiss ich» referieren auf das dispositive Wissen. Davon handelt auch die Verdichtung *Wahr- und Widersprechen* der Ordnung *Alter als Erzählung*. Doch entziehen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner dem Altsein sogleich wieder, indem sie zwischen Wissen und Fühlen unterscheiden. Angelika Widmer meint, das Altsein komme nicht vom Gefühl her, Renate Walser fühlt sich nicht alt und Kristina Schwab empfindet es nicht so. Es ist das Alter und Altern, das die Gesprächspartnerinnen und -partner zwar sehen, spüren und vor allem wissen, aber nicht empfinden, nicht fühlen. Deshalb ergänzen sie den negativen, passiv-defizitären Altersbegriff um eine weitere Kategorie und führen ein Sichaltfühlen ein. Von diesem Fühlen handelt die nächste Verdichtung.

Über das Sichaltfühlen

Trotz wissen, trotz sein: fühlen können die Gesprächspartnerinnen und -partner das Alter nicht. Kristina Schwab stellt deshalb eine Diskrepanz fest.

Kristina Schwab: Ich habe natürlich dieses Problem, das wohl alle nicht mehr jungen Leute haben. Wie muss ich es sagen? Ich fühle mich nicht so alt, wie ich bin. Also ich fühle mich viel jünger. [...] Also es gibt eine Diskrepanz.

Doch was heisst das überhaupt, sich alt zu fühlen? Oder umgekehrt: Was soll das heissen, sich nicht alt zu fühlen? Aber vor allem: Wie fühlen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner stattdessen? Renate Walser greift zur Jugend.

Rebecca Niederhauser: Bezeichnen Sie sich als alt?

Renate Walser: Im Kopf bezeichne ich mich absolut nicht als alt. Ich habe einfach meine Einschränkungen vom Körper her. Das kann ich nicht wegdenken. Das ist so. [...] Aber sonst fühle ich mich eigentlich nicht alt in dem Sinne. [...] Wie soll ich sagen, jung im Herzen aber sonst eben so alt, wie ich bin.

Als Nächstes muss es also darum gehen, zu verstehen, warum sich die Gesprächspartnerinnen und -partner jung fühlen, obwohl sie um ihr Alter und Altern wissen, ihren Körper alt erleben und verstehen. Erika Meyer beschreibt präzise, was es mit dem Körper-Geist- respektive Körper-Leib-Paradoxon auf sich hat.

Rebecca Niederhauser: Ich würde Ihnen gerne zum Schluss noch ein paar Fragen zum Alter stellen. Wie definieren Sie das Alter? Was ist Alter?

Erika Meyer: Alt ist, denke ich, der Körper. Dieser wird wirklich älter, hier ein Gebrechen, da ein Gebrechen und man mag nicht mehr gleich, braucht mehr Regenerationszeit, ist langsamer. Man hat auch weniger Bedürfnisse als früher. Man braucht auch mehr Ruhe. Aber innerlich ist es eben anders. Also innerlich ist man ja der gleiche Mensch. Hoffentlich reicher an Erfahrungen und an Reife. Aber innerlich ist man eben in dem Sinne nicht alt. Verstehen Sie, was ich meine? Weil, sagen wir die Seele oder wie man das auch immer nennen möchte, das ist ja nicht alternd. Unser Gefühl ist reicher an Erfahrung, hoffentlich, auch reifer, vielleicht auch etwas weiser. Aber es ist nicht älter. Eher weiter und reicher.

Erika Meyer ist alt. Und das weiss sie auch. Ihr Wissen begründet sie, wie in der Ordnung *Vom Alter wissen* ausführlich dargestellt: Sie bezieht sich auf Lebensjahre und die Pension, beschreibt ihren Körper als gebrechlich und langsam, ist tugendhaft genügsam, hat weniger Bedürfnisse und braucht mehr Ruhe.

Und dennoch: Ihr Empfinden, das Gefühl oder das Innere, die Seele, wie sie es nennt, seien nicht alt. Denn sie bleibe sie, weil sie sei, unabhängig vom Lebensalter, der gleiche Mensch. Erika Meyer und die anderen Gesprächspartnerinnen und -partner fühlen sich also nicht alt. Wie aber fühlen sie sich denn? Kristina Schwab erzählt weiter.

Kristina Schwab: Von der Flexibilität her, von der Neugierde her möchte ich mich ganz vom Alter loskoppeln. Das hat mit dem Alter nichts mehr zu tun. Da bin ich jung, würde ich sagen. Es gibt 20-Jährige, die im Geist total verknöchert sind. [...] Es hat schlussendlich wenig mit dem physischen Alter zu tun, was man innerlich für ein Alter hat. Weil innerlich fühle ich mich lebendig und eher zeitlos.

Kristina Schwab fühlt sich gar jung, denn sie ist flexibel und neugierig – zeitgemässe und attraktive Adjektive, die für gewöhnlich der Jugend zugeschrieben werden. Dennoch, auch wenn das Attribut jung in Bezug auf das Empfinden wiederholt in den Erzählungen auftaucht – etwa bei Renate Walser, die sich jung im Herzen fühlt –, jung fühlen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner trotzdem nicht. Therese Fischer, die von einem körperlichen Feststellen spricht, das nicht mit dem inneren Gefühl übereinstimme, die sagt, sie würde sich nicht alt fühlen, beschreibt ihre Gemütslage denn auch in Abgrenzung zur Jugend.

Rebecca Niederhauser: Du hast gesagt, dein Alter wird von aussen an dich herangetragen. Wie würdest du das aus der Innensicht sagen? In welcher Lebensphase bist du? Wie würdest du diese benennen?

Therese Fischer: Reife, würde ich dem sagen. [...] Zum Beispiel eine viel grössere Gelassenheit. Eine Ruhe und Gelassenheit und Sicherheit. Ich denke, das hat mit Reife zu tun. Das Relativieren von vielen Sachen, sich nicht mehr wahnsinnig aufregen müssen. Es gibt immer noch Zornige. Leute, die immer noch Tobsuchtsanfälle bekommen, auch im höheren Alter. Oder sich nicht distanzieren können, sich immer noch ganz stark mit etwas identifizieren, sich in unnötige Streitereien verwickeln. Ich finde es schwierig, das zu generalisieren. Aber so ein gewisses Temperament, von dem ich denke, das schreibt man der Jugend zu, das hat sich bei mir verändert.

Im Austausch zur temperamentvollen Jugend spricht Therese Fischer von Reife, Gelassenheit, Ruhe und Sicherheit. Auch Erika Meier argumentiert in die gleiche Richtung und selbst Renate Walser relativiert ihr junges Herz an anderer Stelle und spricht von einer sich verändernden Lebenseinstellung.

Rebecca Niederhauser: Gibt es Bilder oder vielleicht auch Adjektive für das Alter?
 Renate Walsler: Es ist ein etwas komischer Ausdruck. Aber ich würde sagen, ich bin etwas abgeklärter. Über viele Sachen rege ich mich nicht mehr so auf. Oder ich finde es nicht mehr so wichtig. Es ist eine etwas andere Lebenseinstellung.

Ebenso wählen andere Gesprächspartnerinnen und -partner Charakteristika, die der Jugend abgesprochen werden, etwa Barbara Clarks.

Barbara Clarks: Ruhiger werden, nicht mehr im Konkurrenzkampf zu sein, ist schön. Dankbarer, toleranter als früher, wenn ich es mit mir vergleiche.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner proklamieren also Eigenschaften für sich, die gemeinhin nicht der Jugend zugeschrieben werden. Wie Therese Fischer distanzieren sie sich noch während des Aktes des Sich-jung-Nennens von der Jugend. Stattdessen proklamieren sie für sich Charaktereigenschaften, die innerhalb des Dispositivs durchaus dem Alter zuzuordnen sind. Denn der Jugend werden auch emotional unausgeglichene Wesenszüge zugeschrieben. Therese Fischer spricht von Zorn, Tobsucht und Distanzlosigkeit, von (zu) starker Identifikation und unnötigen Streitereien, kurz: von einem jugendlichen Temperament. Im sinnbildlich vorbeigezogenen Sturm von Erika Meyer, der auch bei anderen Gesprächen aufwehte, fasst sich die Gemütslage zusammen. Zur gleichen Metapher greift auch Johanna Karlsson.

Johanna Karlsson: Schön am Alter ist, dass ein gewisses Sturmgefühl vorbei ist. Und der Sturm und Drang, die Zeit zwischen 15 und 30. Finde ich eigentlich schön, dass das durch ist. Das hast du im Alter nicht mehr. Da kannst du ganz anders verarbeiten.

Und manchen ist es gar unangenehm, mit der Jugend in Verbindung gebracht zu werden. So ist es Angelika Widmer wichtig, richtig verstanden zu werden.

Rebecca Niederhauser: Wie bezeichnen Sie sich denn jetzt? Bezeichnen Sie sich als alt?

Angelika Widmer: Nein. Also ich muss es so sagen, das ist jetzt eigentlich noch speziell. [...] Vom inneren Gefühl her, ich weiss gar nicht, wie man das beschreiben muss, fühle ich mich überhaupt nicht alt. [...] Ich war schon viel schlapper als jetzt, ich bin in einem biorhythmischen Hoch. Natürlich brauche ich nach acht Stunden mehr Erholung und alles. Aber nein, ich fühle mich eigentlich nicht alt. Vom Gefühl her. [...]

Ich habe aber auch keinen Jugendwahn. Also ich hatte nie das Gefühl, ich müsse

noch fit sein, ich müsse noch ganz viel Sport machen, damit ich topfit bin. Ich bin da durchaus total träge. Aber von der Lebendigkeit her fühle ich mich überhaupt nicht alt. Ich kann auch gut mit grauen Haaren leben. Ich muss da nicht irgendwie auf jung machen. Nicht, dass man es so versteht. Es kommt irgendwie einfach von innen. Und ich habe das Gefühl, das hat mit meinem Naturell zu tun. Mit meinem Lebensgefühl.

Die Verwendung der Jugend erscheint hier also vielmehr als Trick, sich von einem negativ besetzten Alter zu befreien und sich zugleich bei den positiv besetzten, jugendlichen Eigenschaften zu bedienen. Hier wird deutlich, dass sich die Gesprächspartnerinnen und -partner nicht nur beim Wissen, sondern ebenso beim Fühlen innerhalb des Dispositivs sprechen: ihre Gefühlslagen sind biopolitisch kompatibel, sie sind jung, aktiv und gesund – und zugleich im Wissensspeicher eines transparenten, multimorbiden Alters gefangen. Dies mag auch der Grund sein, weshalb die Gesprächspartnerinnen und -partner innerhalb des scheinbaren Paradoxons eines jungen Geistes mit alten Eigenschaften reden. In ihren Erzählungen greifen sie auf die Negativattribuierung, wie sie in verschiedenen Verdichtungen Thema sind. In der Distanzierung von ebendiesen Zuschreibungen, wählen sie den Begriff des jungen Geistes. Mit dieser Ausdrucksweise ist es möglich, sich von den negativ konnotierten Eigenschaften des Alters zu distanzieren und sich Eigenschaften zuzuschreiben, die dem Alter vorenthalten sind, wie es Kristina Schwab macht, wenn sie sich von der Verknöcherung distanzieren und für sich Flexibilität, Neugier, Vitalität und Fortschritt proklamiert. Jugendlich, aber nicht jung, älter, aber nicht alt – vielleicht rüstig, wie gängig verwendet. So paaren sich in den erzählten Gefühlslagen die positiven Attribute der Jugend mit denjenigen des Alters, während negative Zuschreibungen von sich gewiesen werden. Diesem jung und alt zugleich entsprechen auch die Selbstbezeichnungen, wie sie im Folgenden Thema sind.

Sich sprechen

Wie also sagen, was man weiss, aber nicht fühlt? Das Sich-Sprechen der Gesprächspartnerinnen und -partner betont das Dazwischen, das Weder-noch und das Zugleich – gleich dem bekannten Vexierbild, das je nach Ansicht eine alte oder eine junge Frau zeigt. Dabei entsteht im Akt des Sich-Sprechens ein eigenständiger Selbstentwurf, der seinen Ausdruck in einer Schwellen-Terminologie findet.

Rebecca Niederhauser: Hast du eine Bezeichnung für deine Lebensphase? Ich weiss gar nicht, ob Lebensphase der richtige Ausdruck ist.

Monika Bochsler: Im Voralter könnte man das wahrscheinlich einordnen. [...] Also ich finde es schwierig zu sagen, was ist Alter. Ich bin am Altern, aber ich bin nicht alt alt. Und diese Phase, finde ich, ist wirklich extrem, also es ist sicher nachher auch der Wechsel von Selbstständigkeit zu Unselbstständigkeit. Von Beweglichkeit zu eingeschränkter Beweglichkeit.

Monika Bochsler unterscheidet entlang körperlich-geistiger Defizite verschiedene Altersphasen und spricht sich im Davor. Damit gelingt es ihr, das negative, passiv-defizitäre Alter von sich zu weisen, ohne dabei selbst das Alter zu verlassen. Sie folgt den dispositiven Wissensmaschinen, um ihnen sogleich wieder zu entfliehen. So wird sie dem Wissen und Fühlen gleichermaßen gerecht. Entlang der Wissensmaschinen spricht sich auch Klaus Ritter, wenn er die Selbstbedeutbarkeit im Dazwischen zum Ausdruck bringt.

Klaus Ritter: Also ich würde sagen, das ist jetzt vielleicht so diese Zwischenphase, die ich erlebe. Ich merke, es ist ein Loslassen von Kraft, physisch und psychisch. Und dann gibt es wahrscheinlich einen nächsten Schritt, wenn man dann das Alter in Abhängigkeit spürt.

Während Klaus Ritter von einer Zwischenphase spricht, geht Angelika Widmer einen Schritt weiter. Am Schluss des Gesprächs ist sie sich ob des Erzählten unsicher und versucht zusammenzufassen.

Rebecca Niederhauser: Haben wir etwas Wichtiges nicht angesprochen?

Angelika Widmer: Ich weiss nicht, ob ich Ihnen da irgendwie weiterhelfe, weil ich bin ja selber irgendwie etwas diffus. Muss ich ehrlich sagen. Das ist vielleicht die Quintessenz. Es ist eine Vakuum-Phase, würde ich jetzt sagen. Nicht mehr ganz hier, noch nicht dort. Aber immer wieder noch etwas rausschieben. Vakuum ist vielleicht jetzt etwas gar luftleer. Übergang. Transition. Ja, schon. Und darum ist es auch etwas diffus.

Angelika Widmer sucht nach Worten und entwickelt während des Aktes des Sich-Sprechens einen Selbstentwurf auf der Schwelle, den sie mit Begriffen der Luftleere und des Übergangs beschreibt. Auch Kristina Schwab hadert beim Sich-Sprechen. Für das Weder-noch wählt sie ein anderes Prädikat.

Rebecca Niederhauser: Wie bezeichnest du dich? Bezeichnest du dich als alt? Oder wie bezeichnest du dich?

Kristina Schwab: Wenn ich mich bezeichnen muss, sage ich einfach irgendwie Mittelalter. Weil dass ich nicht mehr jung bin, ist irgendwie klar. Aber dass ich noch nicht alt bin, ist auch klar. [...] Also rein physisch, rein körperlich, äusserlich, sage ich Mittelalter. Ich bin noch nicht alt. Von der Flexibilität her, von der Neugierde her möchte ich mich ganz vom Alter loskoppeln. Das hat mit dem Alter nichts mehr zu tun. Da bin ich jung, würde ich sagen. [...] Es hat schlussendlich wenig mit dem physischen Alter zu tun, was man innerlich für ein Alter hat. Weil innerlich fühle ich mich lebendig und eher zeitlos. Und ich muss mich aber manchmal wirklich disziplinieren und sagen, Kristina, du bist 57.

Kristina Schwab ist nicht mehr jung. Aber auch noch nicht alt, sie spricht sich in der Mitte der Alter, zwischen jung und alt und wählt zur Benennung des Selbst den Ausdruck «Mittelalter». Kristina Schwab erzählt das Alter entlang gelebter Zeit, entlang körperlicher Verluste – Legitimationen, die sie dem Wissen um das Altsein entlehnt, aber nicht dem Sichaltfühlen zuweist und deshalb nicht für sich selbst reklamiert. Alter verschiebt sie deshalb in die Zukunft, wie es die Verdichtung *Jetzt schon und noch nicht: Das Alter der anderen* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* beschreibt. Wie ihre Vorrednerinnen und Vorredner spricht sie sich entlang der Wissensmaschinen aus der Ordnung *Vom Alter wissen* und unterscheidet zwischen einem Wissen und Fühlen, wie es die beiden vorangehenden Verdichtungen *Vom Altsein* und *Über das Sichaltfühlen* beschreiben. Doch sicher ist sie sich, wie auch Angelika Widmer, dabei nicht. Sie sucht nach Worten und Erklärungen. Von diffusen Inhalten und Definitionsschwierigkeiten spricht deshalb ausführlich die Verdichtung *Unfähig, das Alter zu definieren* der Ordnung *Alter als Erzählung*.

Dass Angelika Widmer diffus und Kristina Schwab unklar sind, ist aber auch Zeichen dafür, dass während des Akts des Sich-Sprechens der Selbstentwurf erst gemacht wird. Ein Beispiel dafür also, dass Wahrheiten und wissenschaftliche Artefakte im Forschungsgespräch selbst erst hergestellt werden.

Während die einen Bezeichnungen, die das Dazwischen der Vielheiten zum Ausdruck bringen und Ausdrücke wie Voralter, Mittelalter, Zwischenphase oder Vakuum erfinden, gebrauchen andere die dispositiv gängige Paradoxbezeichnung des jungen Alters, wie sie in der gerontologischen Pluralisierung des Alters und Alterns Verwendung findet. Das ist Zeichen dafür, dass die Narrationen das Dispositiv – trotz Widerständigem und Eigenständigem – letztlich dennoch nie gänzlich verlassen.

Rebecca Niederhauser: Sind Sie alt? Bezeichnen Sie sich als alt?

Erika Meyer: Ich bezeichne mich eigentlich als junge Alte. Ich bin ja noch nicht alt. Alt im Sinne von 80. Ich bin körperlich noch ziemlich fit. Ich arbeite in einem

Team, in dem alle jünger sind. Ich bin die Älteste. Und da denke ich oft, die denken jetzt, das ist die Alte. Und ich empfinde mich gar nicht so. Ich weiss schon, ich bin die Älteste. Aber das Empfinden ist trotzdem nicht so.

So ist in der Differenzierung zwischen Altsein und Sichaltfühlen eine eigenständige dispositive Abweichung, ein kreativer Umgang mit dem Dispositiv festzustellen. Die Gesprächspartnerinnen und -partner adaptieren das Dispositiv, indem sie sich das Wissen um das Alter und Altern aneignen und sich im Rekurs auf dieses als alt seiend bezeichnen. Gleichzeitig verändern sie dieses aber, indem sie eine weitere Kategorie innerhalb der Definition des eigenen Alters einführen und das Altsein, das sich durch das dispositive Wissen konstruiert, um ein Sichaltfühlen, das ebendiesem Wissen widerspricht, ergänzen. Im Sich-Sprechen kommt dieses Dazwischen, dieses Weder-noch und Zugleich zum Ausdruck.

Es sind aber nicht nur die Bezeichnungen an sich, die ein Sich-selbst-Reden zum Vorschein bringen. Vielmehr verbergen sich dahinter die Verhandlungen und Deutungen von Alter und Altern. Sich sprechen ist Selbstentwurf.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner jonglieren mit den Widersprüchlichkeiten des Dispositivs, eignen sich dieses an und interpretieren es, sind zugleich Akteurinnen und Akteure, Konstrukteurinnen und Konstrukteure des Dispositivs und turnen im Dazwischen. Sie verhandeln das dispositive Alter, deuten ihr eigenes, verknüpfen beide und verstricken sich dabei in Widersprüchlichkeiten. Sichtbar werden so die Konstruktionen des Alters und Alterns. Was es heisst, mit dem Dispositiv zu reden, in der Mehrstimmigkeit zu verhandeln und zu deuten und beim Definieren zu scheitern, davon handelt die folgende Ordnung.

Alter als Erzählung

Jutta Nolte und Hans Haas entziehen sich ständig dem Alter und dem selbst Gesagten. Sie bleiben in ihren Altersverhandlungen und -deutungen undeutlich, widersprechen sich im Verlauf des Gesprächs wiederholt. Aber gerade dieser fortlaufende Entzug, diese unaufgeregten Verhandlungen und diffusen Deutungen sind es, die mich aufhorchen und hinschauen liessen.

Dass Jutta Nolte und Hans Haas also alt sind, ohne alt zu sein, wenn sie negative, passiv-defizitäre Altersvorstellungen in die Zukunft verschieben und von anderen als den noch Älteren sprechen, ist Zeichen dafür, dass sie das Alter nicht als einheitliche Lebensphase erleben und dass auf ihr jetziges Alter ein weiteres folgt, das es wiederum zu verhandeln und zu deuten gilt. Jutta Nolte spricht von einer Bandbreite, von einem anderen Altsein. Hier sind auch ihre Noch-nicht-

und Schon-jetzt-Formulierungen einzuordnen, wie sie bereits verschiedentlich im Text auftauchen: Denn Jutta Noltes Zukunftserzählungen eines noch nicht multimorbiden Alters sind gespickt mit Einschüben aus der Gegenwart. Wiederholt finden sich Schon-jetzt-Formulierungen, etwa, wenn sie bei ihrem Hobby, dem Goldschmieden, «jetzt schon» Mühe mit den Augen hat. Das Alter der beiden unterteilt sich also in verschiedene Alter, in ein junges und in ein altes, in ein frühes und in ein spätes, in ein gesundes und in ein krankes, in ein positiv und in ein negativ besetztes Alter, in eines, um das man weiss, und in eines, das man fühlt. Für Jutta Nolte heisst das, in eine angenehmere Phase und in ein angstevozierendes Alter, in eines mit 60 und in eines mit 80 Jahren. Hier entwirren sich die Widersprüchlichkeiten. Denn Jutta Nolte und Hans Haas verorten sich im Dazwischen, zwischen jung und alt – so ist es bereits in den Verdichtungen der vorangehenden Ordnung *Alter im Selbstentwurf* beschrieben. So entziehen sich die beiden in ihren Selbstdeutungen dem Dispositiv nicht. Nicht Widerstand, sondern eigenständig-kreative Adaption als ein Dazwischensein kommt hier zum Ausdruck.

In gerontologischen Theorien und Modellen, in den dispositiven Ordnungsangeboten sind Jutta Nolte und Hans Haas jedenfalls nur schwer unterzubringen. Ihr Bezug auf die lebenslaufinhärenten Eckdaten und ihre Gesundheit ordnen sie im gerontologisch festgelegten jungen Alter ein. Ebenso ihr sportliches, freizeitorientiertes und soziales Engagement. Doch ihr Erleben von körperlichen und geistigen Einbussen ordnen sie späteren Altersphasen zu. Ihre Verlusterzählung erinnert an die Defizitthese. Zur Erklärung für Hans Haas' Hobbywechsel vom Ballonfahren zum Fischen eignet sich der Kompensationsgedanke. Ihre nachberufliche Freiheit, die es zu planen und mit Sozialengagement zu gestalten gilt, kommt der Aktivitätstheorie respektive dem sogenannten erfolgreichen, guten, dem produktiven Altern nahe. Und ihre Sorge um sich, die sich im Sport und in der Ernährung, der Arbeit an der körperlichen und geistigen Fitness zeigt, setzt wiederum den feministisch-kritischen Link zur angloamerikanischen Gerontologie und Klaus R. Schroeters *Doing Age*. Und sowohl die neuesten gerontologischen Begrifflichkeiten des differenziellen beziehungsweise funktionalen Alters als auch das oft zitierte Theorem der Plastizität passen nicht zu ihnen, denn auch diese machen das Alter und Altern letztlich nicht zu einem zu verhandelnden, sondern zu einem zu behandelnden Konstrukt, zu einem Konzept, das davon ausgeht, dass das Alter negativ und deshalb zu optimieren sei. Hiervon zeugen die sich wiederholenden Negierungen eines negativ verstandenen Alters, etwa wenn Hans Haas betont, es sei ja nichts Negatives, wenn man alt sei.

Auch wenn Jutta Nolte und Hans Haas klar zwischen einem individuellen Alter und einem gesellschaftlichen Altern – dessen Problematik sie zwar wahrnehmen,

nicht aber auf sich beziehen – unterscheiden: Mit Sport und Ernährung arbeiten sie im Namen der Biopolitik selbstverantwortet an ihrem Jungbrunnen, ihr Sozialengagement und ihre Hütedienste entlasten den Sozialstaat, ihre Bereitschaft zur Sterbehilfe senkt die Pflegekosten. Kommentare wie derjenige von Hans Haas, der diejenigen kritisiert, die, wie er sagt, ihr Geld verspielen, um sodann Ergänzungsleistungen zu erhalten, ziehen einzelne in gesellschaftliche Verantwortung. So ist Jutta Noltes und Hans Haas' Alter letztlich doch immer auch ein gesellschaftliches Altern.

Jutta Nolte und Hans Haas adaptieren und verändern in ihrer Selbstdeutung die medialen, wirtschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Alterskonstruktionen. Ihre Altersverhandlungen sind ein Dazwischen, das von Widersprüchen und Gleichzeitigkeiten geprägt ist, das Jetzige mit Zukünftigem verknüpft. Sie bedienen sich der Zuordnung zu verschiedenen gerontologischen Lebensphasen, verändern deren Definitionen, jonglieren mit Wissen, reflektieren Zuschreibungen und befinden sich stets in verschiedenen Alter zugleich. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung.

Jutta Noltes und Hans Haas' Alterserzählung balanciert im Dispositiv und bleibt dennoch eigenständig. Denn wenn Hans Haas im Gespräch sagt, dass man mit der Pension wisse, dass man alt sei, und Jutta Nolte über ihr Alter als etwas spricht, was sie nicht empfinde, sondern einfach wisse, verweisen sie auf ein bewusstes Umgehen mit Alterskonstruktionen. Vom bewussten Umgang mit dem Dispositiv handelt die Verdichtung *Wahr- und Widersprechen*.

Dass Jutta Nolte zunächst an ihrer Qualifikation als Gesprächspartnerin zweifelte, mag unterdessen vielleicht erstaunen. Umso mehr, als Jutta Nolte gemeinsam mit ihrem Partner im Dialog das Alter und Altern ausführlich und präzise reflektiert. Die Verhandlungen und Deutungen von Jutta Nolte und Hans Haas sind jedenfalls Versuche, die alltäglichen Alterswirklichkeiten zwischen selbstverantwortetem Jungbrunnen und biopolitischer Überalterung zu deuten. Und es sind Versuche, das je eigene Alter im Dispositiv zu verhandeln und damit selbst zu Alterskonstrukteuren zu werden. Vielleicht sind sie ja beides, jung und alt zugleich? Das Alter ist vielleicht eben doch nicht zu definieren. Alleine ist Jutta Nolte jedenfalls nicht mit ihrer Sorge. Davon handelt die Verdichtung *Unfähig, das Alter zu definieren*.

Die Forschungsgespräche finden nie im luftleeren Raum statt. Vielmehr stellen die Gesprächspartnerinnen und -partner Bezüge her, verweisen auf Wissensbestände, wählen sprachliche Legitimationen. Sie bewegen sich im Dispositiv, verlassen es nie und folgen ihm dennoch nicht. Die Erzählungen sind stets reflexiv und weisen mitunter ideologiekritisches Potenzial auf. Das Reden im, mit und gegen das Dispositiv gleicht einer Jonglage mit ebendiesem. Vieren dieser Jonglagebälle bin ich in meiner Argumentation bis anhin gefolgt: Während die bei-

den Ordnungen *Vom Alter wissen* und *Altern als Aufgabe* von den dispositiven Wissensbeständen und dem dispositiven Folgen der Gesprächspartnerinnen und -partner handeln, greifen die beiden Ordnungen *Sich dem Alter entziehen* und *Alter im Selbstentwurf* den dispositiven Widerstand und das Kreativ-Eigenständige der Altersverhandlungen und -deutungen auf.

Entlang von mehrstimmig-parallelen Schnittstellen versucht die Analyse diese Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten zuzulassen und als Forschungsergebnis zu verstehen. Denn die Gesprächspartnerinnen und -partner verhandeln ihr Alter und Altern innerhalb des Dispositivs, greifen das mitunter widersprüchliche Wissen auf und deuten es in ihrer alltäglichen Wirklichkeit um. Ihre Verhandlungen, Konstruktionen und Deutungen gleichen einem dispositiven Dazwischen, das Eigenständiges und Widerständiges mit Adaptionen verknüpft, das selbst in Widersprüchlichkeiten denkt, um ebensolche zu verstehen.

Im Folgenden soll versucht werden, diese Mehrdeutigkeiten, Uneinigkeiten und Widerlegungen zu ordnen, ohne sie aufzulösen. Denn nur in ihrer Vielstimmigkeit sind sie als eigenständige Konstruktionsleistungen innerhalb des Dispositivs zu verstehen. Damit wird eine Analyse versucht, die diese Verschiedenartigkeiten zulässt und diese als Forschungsergebnis versteht. Das ist der Anfang einer Analyse, welche die Subjekte als aktive Mitgestalterinnen und Mitgestalter des Dispositivs versteht, die als kreativ-eigenständige Akteurinnen und Akteure innerhalb, mit und entgegen dem Dispositiv verhandeln und deuten, es aber nie verlassen. Dass Vielstimmiges, Gleichzeitiges, Ungleiches und Mehrdeutiges, Widersprüchliches und Widerständiges nicht aufgelöst werden, ist Teil dessen, was unter dem Alter als konstruktivistischem Plural zu fassen versucht wird. Darüber spricht die Verdichtung *Von der Mehrstimmigkeit alltäglicher Alterswirklichkeiten*.

In vier Ordnungen wurden also Verhandlungen und Deutungen des Alters und Alterns skizziert, ohne dabei die Vielstimmigkeiten, Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten zu glätten. So müssen alle Ordnungen, alle Analyse-schnipsel und Interpretationslinien zusammengedacht werden, um in einem multiperspektivischen, dichten Zugang den alltäglichen Alterswirklichkeiten wenigstens ein bisschen näher zu kommen, wie es die einleitend entworfene Denkfigur des als Rhizom gelesenen Altersdispositivs mit ihren empirischen Werkzeugen vorsieht. Redundanzen im empirischen Material sind dabei weder vermeidbar noch ungewollt. Einige der folgenden Gesprächsausschnitte sind deshalb bereits aus anderem Zusammenhang bekannt.

Im Folgenden soll es abschliessend also darum gehen, der Alltagssprache der dispositiven Jonglagen zu folgen und aufzuzeigen, wie die Gesprächspartnerinnen und -partner mit dem Dispositiv jonglieren, es sprachlich adaptieren und verändern, wie sie dispositive Bezüge narrativ herstellen, wie sie mithilfe des

Dispositiv das Gesagte legitimieren und zugleich Widerstand generieren. Die Gesprächspartnerinnen und -partner reden gehorchend und folgend, eigenständig und widerständig zugleich. Wie also stellen die dispositiven Manifestationen in den Erzählungen Alterswirklichkeiten her? Wie wird Alter performativ hergestellt? Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung, die anstelle eines Resümées auf die Dispositivreflexionen fokussiert.

Wahr- und Widersprechen

Es ist charakteristisch für die Alterserzählungen der Gesprächspartnerinnen und -partner, dass sie die dispositiven Manifestationen ebenso zum Wahr- wie zum Widersprechen gebrauchen, mit und gegen, aber immer im Dispositiv reden. Das Wahr- und Widersprechen gelingt zunächst über die demografische Referenz, über den Verweis auf Wissenschaftler, Studien und Publikationen, über Politika, (nicht) gelesene Romane und kürzlich gesehene Kinofilme.

Rebecca Niederhauser: Wo würden Sie das Alter, so wie es vielleicht in der Presse dargestellt ist, wo würden Sie es in der Gesellschaft einordnen?

Renate Walser: Das Alter ist natürlich immer noch am Rande. Die Alten, was wollen die schon, [...] möglichst nicht gesehen werden, von aussen. Aber das ändert sich, weil die Leute im Alter einen immer grösseren Teil der Gesellschaft bilden. Also muss man die jetzt auch beachten. Das fängt auch langsam an. Es gibt auch schon so gewisse Moderichtungen, die eher für die gesetzteren Leute sind. Aber es ist natürlich immer noch so, wenn man diesen Film sieht, Giulias Verschwinden, [...] dass man eben auf der Strasse überhaupt nicht beachtet wird.

Renate Walser legitimiert ihre Einschätzung zur (Un-)Sichtbarkeit des Alters mit einer dispositiven Referenz auf die demografische Entwicklung, um sodann den dispositiven Inhalten entlang eines kürzlich gesehenen Kinofilms zu folgen: Sie und weitere Gesprächspartnerinnen und -partner verweisen in der Verdichtung *Das Alter als (Un-)Sichtbarkeit* der Ordnung *Vom Alter wissen* auf den Schweizer Kinofilm, um das Alter zwischen körperlicher Sichtbarkeit und gesellschaftlicher Unsichtbarkeit einzuführen und die Richtigkeit ihrer diesbezüglichen Überlegungen zu untermauern.

Therese Fischer wählt andere Referenzen. Mit dem Verweis auf die durch die Pension bedingte Depression der Journalistin Klara Obermüller gelingt es ihr in der Verdichtung *Vom Nichtgesagten: Langeweile und Todesangst* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* über das Nichtsagbare zu reden und dieses zugleich zu dispositivieren.

Therese Fischer: Klara Obermüller, die vor einigen Jahren ihr Buch rausgab, ich weiss nicht mehr, wie es heisst. Sie wurde pensioniert, liess sich frühpensionieren und fiel dann in eine Depression. Weil sie, die immer gefragt war und in den Medien eine wichtige Rolle spielte, einfach eine leere Agenda hatte und niemand mehr wissen wollte, wie es ihr geht. Und dann fing sie wieder an, das Heft selbst in die Hand zu nehmen und schrieb ein Buch zu diesem Thema. Sie befragte viele Menschen in der gleichen Situation und war wieder gefragt. Also sie erarbeitete sich wieder eine Stellung.

Andere aber wählen den dispositiven Verweis, um zu widersprechen. Erika Meyer etwa mokiert sich bereits in der Verdichtung *Geronto-Blasphemisches* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* über eine langweilige Publikation, die sie nicht liest, um sich vom demografischen Überalterungsdiskurs zu distanzieren.

Rebecca Niederhauser: Wie nehmen Sie diese Diskussion in den Medien wahr? Die Altersdiskussion?

Erika Meyer: Da muss ich ganz ehrlich sagen, da bin ich also zu wenig gut informiert. [...] Eine spezielle Altersdiskussion gibt es nicht. Ausser eben diese Überalterung und so. Da haben wir auch mal ein Buch gelesen, ich bin in einer Lesegruppe, [...] ich weiss nicht mal mehr, wie es heisst, aber das habe ich sehr plakativ gefunden. Dann habe ich, das mache ich fast nie, aber dann habe ich in der Mitte gefunden, nein, also das muss ich gar nicht lesen. So übertrieben, so diese Angst vor dem, es sind viel zu viele Alte und so. Sicher gibt es viele Alte, aber ich finde, da muss man positiv denken, Lösungen finden. Darum weiss ich über die aktuelle Diskussion wirklich zu wenig.

Langeweile und Nichtwissen mit dispositivem Bezug wird damit zu einer Form des Widerstands. So spricht auch Barbara Clarks im Abschnitt *Geronto-Blasphemisches* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* in die gleiche Richtung, wenn sie den im Gemeindehaus aufliegenden Altersbericht doch nicht mitnimmt.

Rebecca Niederhauser: Wenn du dir die Medien anschaust, die Wissenschaft beschäftigt sich im Moment auch intensiv mit dem Alter, verfolgst du diese Diskussionen? Wo steht deiner Meinung nach das Alter in der Gesellschaft?

Barbara Clarks: Ich verfolge es nicht. Ich bin medienmüde oder eher uninteressiert. Das ist vielleicht eine Alterserscheinung. [...] Gestern war ich im Gemeindehaus und habe überlegt, ob ich das Altersleitbild mitnehmen soll. Ach nein, da erzählen sie eigentlich immer wieder das Gleiche. Ich bin froh, wenn es einfach genug Pflegeheimplätze gibt. Und das Alter, was ich damit mache, das ist jetzt

wirklich meine Sache. Also ich möchte das nicht zu fest von anderen organisiert haben. Aber ich bin da nicht so à jour.

Statistische Fakten, wissenschaftliche Publikationen und politische Programme dienen den Gesprächspartnerinnen und -partnern als Quelle der Legitimation des Gesagten und stellen damit mithilfe des Dispositivs narrativ Wahrheiten her. Sie sind die Wissensmaschinen der Ordnung *Vom Alter wissen*. Zugleich aber dienen die dispositiven Bezüge auch dazu, sich dagegen aufzulehnen – mit Ignoranz, Langeweile, Ironie und Geronto-Blasphemie, wie sie aus der Verdichtung *Geronto-Blasphemisches* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen* bekannt sind. Widersprechen findet hier also ebenso wie das Wahrsprechen entlang der dispositiven Manifestationen statt.

Während das Widersprechen geronto-blasphemisch funktioniert, sucht sich das Wahrsprechen Unterstützung bei sprachlichen Eigenheiten und Rhetoriken. Man-Formulierungen und weitere verallgemeinernde Redewendungen verweisen darauf, dass es sich beim Gesagten nicht um subjektive Einschätzungen, sondern um ein Wahrsprechen handelt, das den dispositiven Mächtigkeiten zugewiesen wird. Wenn Renate Walser im Abschnitt *Alter als Verlust Erfahrung* der Ordnung *Vom Alter wissen* über Altersdefinitionen spricht, verwendet auch sie zunächst Man-Formulierungen, um damit wahrzusprechen. Darauf aufbauend aber wechselt sie in die Ich-Form. Renate Walser gelingt es damit, sich im Dispositiv zu sprechen, auch wenn sie mitunter gegenteiliger Meinung ist. Davon spricht im Übrigen auch die Ordnung *Alter im Selbstentwurf*, die zwischen dem Wissen um das Altsein und dem Sichaltfühlen unterscheidet.

Rebecca Niederhauser: Ich würde Ihnen gerne noch einige Fragen zum Alter stellen. Haben Sie für sich eine Definition von Alter? Oder was bedeutet das für Sie, wenn Sie das beschreiben müssten, das Alter?

Renate Walser: Alter ist, dass man einen grossen Teil des Lebens, einen inhaltsvollen, ereignisreichen Teil seines Lebens hinter sich hat. Und vor sich nicht mehr so viel. Ich habe keine grossen Träume mehr in diesem Sinne. Ich hoffe einfach, dass ich einigermaßen beweglich und gesund bleibe, um noch einige Jahre so leben zu können, dass ich das machen kann, was ich jetzt mache, woran ich Freude habe. Das ist natürlich das Alter, dass man von der Energie her, dass man von der Beweglichkeit her einfach nicht mehr so viel mag, wie man noch vor zehn Jahren rückwärts mochte. Das sehe ich immer wieder. [...] Das merkt man eben. Die Beweglichkeit ist reduziert. Und die Energien sind reduziert. [...]

Rebecca Niederhauser: Bezeichnen Sie sich als alt?

Renate Walser: Im Kopf bezeichne ich mich absolut nicht als alt. Ich habe einfach meine Einschränkungen vom Körper her. Und das kann ich mir nicht wegdenken.

Das ist so. Aber sonst fühle ich mich eigentlich eben nicht alt in dem Sinne. Und wenn ich von den Alten spreche, dann sehe ich mich nicht dabei.

Verweise auf Filme, Bücher, Altersberichte, Ratgeber oder Artikel finden sich in den unterschiedlichsten Gesprächssequenzen. Die dispositiven Manifestationen in den Gesprächen haben sowohl die Funktion wahrzusprechen als auch zu widersprechen. Während Widerspruch geronto-blasphemisch funktioniert, sucht das Wahrsprechen rhetorische Unterstützung. Man-Formulierungen und andere verallgemeinernde Redewendungen unterstützen die dispositiven Mächtigkeiten des Alterswissens. Die Gesprächspartnerinnen und -partner jonglieren bewusst und reflexiv mit dem Dispositiv. Ihre Erzählungen folgen, widersprechen und erfinden. In den dispositiven Manifestationen entwickelt sich Eigenständiges im Selbstentwurf. Doch den Alterserzählungen eigen sind nicht nur die Verweise auf dispositive Manifestationen, sondern ebenso das Unbestimmte in den Definitionsversuchen. Dem geht die nächste Verdichtung nach.

Unfähig, das Alter zu definieren

Ins Auge fällt auch das Zögerliche, das Suchende und Unsichere in den Alterserzählungen und -deutungen.

Kristina Schwab: Jaja, ich merke jetzt auch, jetzt, wo du mich fragst, da habe ich auch noch Denkbedarf, in Bezug auf das Alter. Da komme ich aufs Glatteis. Wo fängt es für mich an, was verstehe ich unter Alter und so. Da merke ich sehr wohl, da gibt es noch Zeugs zu reflektieren.

Kristina Schwabs Alterserzählung ist geprägt von Unsicherheit. Wiederholt versichert sie sich, ob ich eine befriedigende Antwort erhalten hätte, fragt nach, ob es gut sei, was sie gesagt hätte. Auch Therese Fischer beginnt mit einer Nichtwissensbekundung, um sodann den Altersbegriff auszuloten.

Rebecca Niederhauser: Ich würde dir jetzt gerne noch ein paar Fragen zum Thema Alter stellen. [...] Wie würdest du Alter definieren? Was verstehst du unter diesem Begriff?

Therese Fischer: Ich weiss es nicht schlüssig. Also ich würde sagen, eine Lebensphase. Ich weiss einfach, dass es 80-jährige Leute gibt, die sagen, sie seien nicht alt. Es gibt 80-Jährige, die sagen, sie seien alt. Ich weiss, dass ich älter bin, aber nicht weil ich mich so fühle, sondern weil ich den anderen ansehe, dass sie

mich als älter einstufen. Alter hat vielleicht damit zu tun, dass man sagen kann, vor 40, vor 50, vor 60 Jahren ist das und das gewesen. Das ist vielleicht Alter. Also man hat einige Jahre gelebt, auf die man zurückblicken kann. Das kann ein junger Mensch nicht.

Rebecca Niederhauser: Gibt es das überhaupt, das Alter? Oder wird nur immer davon geschrieben?

Therese Fischer: [...] Ich bin noch voll im Berufsleben, daher weiss ich auch nicht so genau, was alles unter Alter abgehandelt und verstanden wird. Ich kann mir vorstellen, dass wenn die sogenannte Pensionierung mal kommt, obschon, ich möchte mich eigentlich nicht mit 65 pensionieren lassen, ich möchte länger berufstätig sein, vielleicht in anderen Formen als jetzt.

Alter hat sicher etwas mit kürzerer Lebensspanne zu tun. Also man lebt nicht mehr so lange, wenn man alt oder älter ist, also das Leben nimmt ab und man denkt häufiger daran, dass das Leben begrenzt ist. Das vielleicht. Alter heisst, man weiss um die Begrenzung des Lebens. Man spürt es auch körperlich.

Therese Fischer unterscheidet verschiedene Alter, spricht von einer Lebensphase und von Lebensjahren, vom Wissen und vom Fühlen, von Zehnerschritten und der Verrentung, vom Jetzt-schon und Noch-nicht, von der Begrenzung des Lebens und vom körperlichen Spüren. Damit arbeitet sie sich an den vier Ordnungen des Alters und Alterns ab, spricht über Wissensmaschinen, Biopolitik, Widerstände und Selbstentwürfe, um sogleich wieder zu betonen, dass sie nicht wisse, was das Alter sei respektive was darunter abgehandelt und verstanden werde. Narrativen Pendelbewegungen gleich spricht auch Johanna Karlsson über Altersdefinitionen, wenn Verhandeln und Deuten sich mit Nichtwissen abwechseln.

Rebecca Niederhauser: Ich würde gerne noch ein paar Fragen zum Thema Alter stellen. [...] Wie würdest du Alter definieren? Was bedeutet das für dich? Was stellst du dir vor, wenn man von Alter spricht?

Johanna Karlsson: Tja, Alter. Ich merke, dass es ein Leben davor braucht, um das Alter akzeptieren zu können. Ich habe mir davor nie überlegt, das macht man logischerweise auch nicht, dass verschiedene gesundheitliche Sachen auftauchen können. Ich habe zwar selber noch nichts. Das kann dann sehr happig sein. Und im Alter ist es schwieriger, damit umzugehen. Ich finde, das ist eine ganz schwierige Frage. Ich habe mir nie überlegt, was das Alter ist. Es spielt für mich auch nicht so eine Rolle, was Alter ist. [...]

Rebecca Niederhauser: Gibt es denn das Alter überhaupt?

Johanna Karlsson: Damit habe ich eigentlich eben Mühe. Man wird schon alt, klar. [...] Vielleicht kenne ich das echte Alter noch gar nicht. Ich denke nicht so oft daran. Ich nehme es, wie es kommt. Und hoffe, dass ich es annehmen kann.

Ich denke schon, dass ich es annehmen kann, das kann man gut annehmen. Man wächst auch hinein. [...] Aber ich kann Alter eigentlich nicht definieren.

Das Alter oder Altern definieren zu wollen, liegt in der Tat auch mir fern – obwohl ich in den Gesprächen wiederholt danach fragte. Denn in der Festlegung dessen, was das Alter denn nun abschliessend sei, liegt meines Erachtens wenig (kulturwissenschaftliches) Potenzial. Der Grund liegt also weniger in der (vermeintlichen) Unfähigkeit, das Alter zu definieren, als vielmehr in der Sache respektive dem Alter selbst. Wenn Johanna Karlsson also zum Schluss kommt, sie könne das Alter nicht definieren, so fasst sie letztlich ihre Verhandlungen und Deutungen zusammen: Das Alter und Altern ist verschieden. Das weiss auch Barbara Clarks.

Barbara Clarks: Das Alter ist etwas total Vielfältiges. [...] Bis zum Sterben hin. Man kann es nicht einordnen. Bei alten Menschen gibt es keine Grenzen. [...] Also für mich ist die Vielfalt des Alters etwas Unglaubliches. Die Gemeinsamkeiten? Ich müsste Allgemeinplätze erzählen.

Nicht also die Definitionsunfähigkeit per se ist es, die die Gesprächspartnerinnen und -partner zögern und suchen lässt, sondern vielmehr die Vielfalt des Alters und Alterns selbst. Und das äussert sich verschieden: Im Nichtwissen von Therese Fischer, im Denkbedarf von Kristina Schwab, in der Definitionsunfähigkeit von Johanna Karlsson, in der Vielfalt von Barbara Clarks oder in der Individualität von Hannah Bircher und Erich Huber.

Hannah Bircher: Ja, das ist natürlich noch schwierig. Es gibt vielleicht die äussere Phase, Beruf – nicht mehr Beruf, Kinder – keine Kinder. Mehr so das, was von aussen gegeben ist, was man auch sieht. Und nachher das andere, das Älterwerden, das spürt man oder manchmal will man es nicht spüren. Das ist sehr individuell. Und kommt auch auf die Art drauf an, wie man schon vorher gelebt hat, mit Nehmen und Geben. Aktiv, passiv, so in diese Richtung. Aber das spüren wir sicher alle, aber verschieden. Ich glaube, das kann man nicht sagen.

Erich Huber: Das andere ist halt dann einfach wirklich sehr individuell. [...]

Hannah Bircher: Ja, es ist sehr individuell und hängt von der Gesundheit ab. In unserem Alter kann das von heute auf morgen total ändern. Das muss man sich bewusst sein.

Auch wenn sich bei dichter Lektüre also Ordnungen herstellen lassen, das Viele bleibt zentrales Forschungsergebnis. Von dieser Mehrstimmigkeit handelt die nächste Verdichtung.

Von der Mehrstimmigkeit alltäglicher Alterswirklichkeiten

In den Gesprächsausschnitten der vorigen Verdichtung *Unfähig, das Alter zu definieren* kommt bereits zum Ausdruck: Alterswirklichkeiten sind stets mehrstimmig. Die Gesprächspartnerinnen und -partner verhandeln das Alter und Altern im Plural und deuten sich im Dazwischen und Zugleich der Vielheiten: Sie sind zugleich jung und alt, zugleich krank und gesund, ihr Alter ist zugleich jetzt und später, zugleich früher und heute. Das Dazwischen und Zugleich wird performativ über unterschiedliche Zugänge erzählt.

Rebecca Niederhauser: Gibt es das Alter überhaupt?

Barbara Clarks: Ich finde nicht. Und doch, es gibt es. Denn wenn man einen Seniorenchor sieht, dann weiss man, das sind Alte. Aber es ist etwas Äusseres. Man sieht es uns an. Aber typisch alt sage ich nicht gerne. Weil das Alter einfach unglaublich vielfältig ist.

Rebecca Niederhauser: Bezeichnest du dich selber als alt?

Barbara Clarks: Jaja, durchaus. Also wenn ich mich manchmal erwische, dass ich sage «die alten Leute», dann denke ich, ja, da darf ich mich aber nicht ausschliessen. Ich werde das nächste Jahr 70. Also frage jeden 14-Jährigen, wann das Alter anfängt. Auch im Arbeitsprozess fängt das Alter bei Zeiten an. Und alle diese Institutionen sagen ja oft 50plus. Also mit 70 ist man alt. Und ob ich mich alt fühle, sage ich, ja, in gewissen Dingen, wenn alt sein auch heisst, dass ich die Treppe nicht mehr so schnell hochrennen kann wie früher, dann bin ich alt. Im weltweiten Vergleich gibt es wenig Menschen, die 70 werden. Also ich bin alt. Ja. Punkt. Ich bin alt.

Barbara Clarks sieht, spürt und weiss das Alter. Sie erzählt Alter als Hülle, als Körper, als Zeit – geradeso wie in der Ordnung *Vom Alter wissen* ausführlich behandelt. Äusserliches, Körperliches und Zeitliches finden zwar miteinander, aber nicht synchron statt. Die Hülle ist definitiv alt, der Körper manchmal und der Kopf überhaupt nicht. Auch Renate Walsers Alterserzählung bedient sich bei verschiedenen Alter: einem körperlichen, einem psychischen und einem emotionalen.

Rebecca Niederhauser: Bezeichnen Sie sich als alt?

Renate Walser: Im Kopf bezeichne ich mich absolut nicht als alt. Ich habe einfach meine Einschränkungen vom Körper her. Und das kann ich mir nicht wegdenken. Das ist so. Aber sonst fühle ich mich eigentlich eben nicht alt in dem Sinne. Und wenn ich von den Alten spreche, dann sehe ich mich nicht dabei.

In den Selbstentwürfen der Ordnung *Alter im Selbstentwurf* kommt das Zugleich und das Dazwischen der Altersverhandlungen und -deutungen performativ zum Ausdruck: Die Gesprächspartnerinnen und -partner sprechen sich zwischen einem Sein und Fühlen und wählen Ausdrücke wie «Mittelalter» für sich selbst.

Rebecca Niederhauser: Wie bezeichnest du dich? Bezeichnest du dich als alt? Oder wie bezeichnest du dich?

Kristina Schwab: Wenn ich mich bezeichnen muss, sage ich einfach irgendwie Mittelalter. Weil dass ich nicht mehr jung bin, ist irgendwie klar. Aber dass ich noch nicht alt bin, ist auch klar. [...] Also rein physisch, rein körperlich, äusserlich, sage ich Mittelalter. Ich bin noch nicht alt. Von der Flexibilität her, von der Neugierde her möchte ich mich ganz vom Alter loskoppeln. Das hat mit dem Alter nichts mehr zu tun. Da bin ich jung, würde ich sagen. [...] Es hat schlussendlich wenig mit dem physischen Alter zu tun, was man innerlich für ein Alter hat. Weil innerlich fühle ich mich lebendig und eher zeitlos. Und ich muss mich aber manchmal wirklich disziplinieren und sagen, Kristina, du bist 57.

Auch Erika Meyer erzählt sich im Dazwischen: Sie spricht vom jungen Alter, vom Noch-nicht, vom Körperlichen, vom Wissen und vom Fühlen.

Rebecca Niederhauser: Sind Sie alt? Also bezeichnen Sie sich als alt?

Erika Meyer: Ich bezeichne mich eigentlich als junge Alte. Ja. Und, ich bin ja noch nicht alt. Alt im Sinne von 80. Ich bin körperlich noch recht gut bei einander. Aber ich arbeite in einem Team, da sind alle jünger, ich bin die Älteste. Und da denke ich oft, die denken jetzt, das ist eigentlich die Alte. Und ich empfinde mich gar nicht so. Ich weiss schon, dass ich die Älteste bin. Aber das Empfinden ist trotzdem nicht so.

Alter ist also nicht gleich Alter. Das kommt auch zum Ausdruck in der Verdichtung *Jetzt schon und noch nicht: Das Alter der anderen* der Ordnung *Sich dem Alter entziehen*. Myrta Zimmermann unterscheidet deshalb verschiedene Altersphasen.

Myrta Zimmermann: Also ich denke, was man einfach sehen muss, [...] ich und meine Wohnpartnerin, wir gehören zu den Jüngeren. Es hat hier drin sicher etwa drei Generationen. Da hat es Leute drin, die könnten auch meine Eltern sein. 90-Jährige, ja, die könnten sehr gut meine Eltern sein. Gut, jetzt hatten wir einige Todesfälle, jetzt schaut man, dass etwas jüngere kommen. Was soll ich Ihnen sagen, es ist einfach eine Überalterung. Und ich musste hier drin lernen, also wenn

ich einfach nicht mag, frage ich nicht immer, wie geht es dir. Weil dann höre ich die ganze Krankengeschichte. Und das empfinde ich als eine Schwierigkeit. Aber ich habe jetzt auch gelernt, damit umzugehen. [...] Wissen Sie, was ich meine? Es ist einfach, ja. Was war Ihre Frage? [...] Eben, Alter allein verbindet nicht, weil es so vielfältig ist.

Dass es sich beim Alter um einen Plural handelt, darauf verweisen aber auch die narrativen Blicke in die Vergangenheit. Denn das Alter der Eltern, darin sind sich die Gesprächspartnerinnen und -partner einig, war ein anderes.

Erika Meyer: Es ist sicher ein Umbruch in der Altersfrage [...] Das wäre für die Generation unserer Eltern noch kein Thema gewesen. [...] Die haben sich verändert. Die älteren Leute waren früher auch äusserlich älter. Also heute ist es ja schon, nur schon von den Kleidern her und allem, viel jugendlicher als man damals war. Also ich glaube, das hat sich schon schwer verändert.

Egal, ob das Alter als Hülle, Körper oder Geist, ob in medizinischem, psychologischem oder soziokulturellem Kontext, ob in Defizits-, Aktivitäts-, Kompensations- oder Differenztheorien – eines lässt sich am Schluss der Alterserzählungen mit Sicherheit sagen: Einem Alter lassen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner nicht zuweisen. Stattdessen verweigern sie sich einer Zuordnung und verorten sich im Dazwischen und Zugleich, sind weder das eine noch das andere und doch immer mehrere. Und nie ist Alter gleich. Denn Altern ist ein mehrstimmiger Plural: die Alter.

Intermezzo: Wohnen im Alter – Altern im Wohnen

Klaus Ritter¹ ist vor 70 Jahren in einer kleinen Stadt an einem See in der Schweiz geboren. Auf die Kindheit im Elternhaus folgen die Lehr- und Wanderjahre: nach seiner kaufmännischen Berufslehre zieht er von seinen Eltern weg. Zunächst wohnt er für ein Jahr bei einer alleinstehenden Frau in der Nähe von London, später als Untermieter bei einer verwitweten Frau in der französischen Schweiz, dann für kurze Zeit in einer Pension in Antwerpen und schliesslich im Studentenheim in Florenz. Im Berufsleben angekommen, kehrt er zurück zu seinen Eltern und hilft dem zwischenzeitlich erkrankten Vater im elterlichen Betrieb, den er nach dessen Tod übernimmt. In dieser Zeit lernt er seine künftige Lebenspartnerin kennen. Er heiratet und wird Vater von drei Kindern. Zunächst lebt er mit seiner Frau in einer Wohnung, dann kauft er ein Haus für die Familie. Erst als nach 20 Jahren die Ehe auseinanderbricht, verändert sich seine Wohnform wieder. Er zieht in eine Einzimmerwohnung. Seine Frau bleibt mit den Kindern im Familienhaus, in das er regelmässig zurückkehrt, um sich um die Kinder zu kümmern. Später zieht er mit seinem jüngsten Sohn in eine Dreizimmerwohnung bis auch dieser als Letzter von den Eltern wegzieht. Nach der Scheidung, dem Auszug der Kinder und dem Verkauf seines Geschäfts zieht er mit 60 in die Wohngemeinschaft, in der er bis heute mit drei Mitbewohnerinnen – Barbara Clarks, Johanna Karlsson und Erika Meyer – lebt. Zu viert bewohnen sie eine knapp 100-jährige Immobilie mit 12 Zimmern, in der jeder Mitbewohnerin und jedem Mitbewohner zwei Zimmer gehören, während

1 Die folgenden Ausführungen zur Wohnbiografie von Klaus Ritter sowie die Verknüpfung der Haus- und Wohngemeinschaft mit dem Alter basieren in modifizierter Form grossmehheitlich auf dem 2016 veröffentlichten Text von mir. Rebecca Niederhauser: Neue Wohnformen für ein neues Alter? Deshalb finden sich wiederholt wortwörtlich daraus übernommene Passagen. Mit der Wohngemeinschaft in Verknüpfung mit dem Alter beschäftigt sich auch ein 2012 publizierter Text von mir. Dies.: Die Alters-Wohngemeinschaft.

die restlichen Zimmer als Gemeinschaftsräume – Esszimmer, Musikzimmer, Medienzimmer und Gästezimmer – genutzt werden. Vieles erinnert an die einleitend vorgestellten Erzählungen, etwa die unmittelbare Stadtnähe oder die Parkanlage mit direktem Seeanschluss.

Klaus Ritters Wohnweisen kontextualisieren sich zwischen institutionalisiertem Lebenslauf und individueller Biografie. Dahinter verbirgt sich die Idee einer Wohnbiografie, deren Wohnformen sich entlang verschiedener Lebensphasen verändern. Konstante Lebensphasen, wie diejenige der Kindheit und Jugend oder diejenige der Ehe- und Familienphase, spiegeln sich in ebensolchen Wohnformen, während unstete Lebensphasen wie diejenige der Lehr- und Wanderjahre oder diejenige der Scheidung sich in wechselnden Wohnformen abbilden. Klaus Ritter selbst nennt die wechselnden Mietwohnungen dieser Schwellenzeit eine Übergangslösung, ein Provisorium.

Klaus Ritter: Bei mir war es so, dass ich in einem Wartsaal sitze und kein Zug mehr fährt. Es war alles mehr oder weniger blockiert. [...] Ich wollte dann wieder etwas Rechtes haben. Dieses Zimmer war eigentlich nur ein Provisorium, eine Übergangslösung. Und ich suchte wieder eine gute, eine angenehme Geborgenheit, eine gute Wohnkultur. [...] Und ich merkte dann fest, dass ich eine Gemeinschaft brauche, um zu wohnen.

Mit 60, nach der Scheidung, nach dem Auszug der Kinder und mit der Pension, zieht Klaus Ritter schliesslich in die Wohngemeinschaft. Auf die Frage, wie sich das Wohnen im Alter von anderen Wohnweisen unterscheidet, antwortet er ausführlich.

Rebecca Niederhauser: Ist das Wohnen im Alter ein anderes Wohnen? Oder gibt es vielleicht Dinge, die man besonders berücksichtigen muss?

Klaus Ritter: Ich finde, die Wohngemeinschaft hat etwas, was sehr entscheidend ist. Ich würde es vielleicht unter dem Stichwort Isolation nennen. Wenn man Familie hat, dann ist man zwangsläufig immer in Kontakt, auch nach aussen. Kontakt mit der Schule, mit dem Lehrbetrieb und so weiter. Wenn man im Erwerbsleben ist, ist man sehr viel in Kontakt, also schon beruflich. Und man hat auch einen grossen Bekanntenkreis. Und im Alter fliegen die Kinder aus, der Partner, die Partnerin stirbt. Man ist alleine. Man mag vielleicht auch nicht mehr so, auch am Abend mag man nicht mehr so ausgehen. Der Bekanntenkreis wird auch kleiner. Da ist eine gewisse Gefahr von Isolation ganz sicher vorhanden. Denn auf der einen Seite sagt man, dass es gut sei, alleine wohnen zu können. Also der Alltag ist eine Herausforderung. Ich habe eine Aufgabe und bin auch erfüllt von dieser Aufgabe. Aber es braucht mich dann so viel Kraft, dass ich andere Beziehungen

nicht mehr pflege. Dass ich auch am Abend nicht mehr ausgehe. Und die Isolation, glaube ich, das ist schon etwas, was das Alter einschränkt oder die Lebensqualität mindert. Und hier, in dieser Situation [in der Wohngemeinschaft, R. N.] ist die Isolation natürlich gar nicht möglich.

Welches Alter verhandelt Klaus Ritter, wenn er erklärt, warum er sich für die Wohngemeinschaft entschieden habe? Es ist ein defizitäres Alter. In seinen Altersverhandlungen und -deutungen finden sich wiederholt sowohl lebenslaufimmanente als auch körperlich-geistige Zuschreibungen. Er spricht vom Nachfamiliären, Nachberuflichen und Nachehelichen, aber auch von körperlichen und geistigen Einbussen, von Krankheit, von einem Nicht-mehr-so-Mögen und auch vom Tod. Seine Altersdeutungen lassen sich als eine Kette von körperlichen und geistigen Verlusterfahrungen beschreiben, die er als soziale und gesellschaftliche Isolation, als Einschränkung, als Minderung der Lebensqualität beschreibt. Vom Alter als gelebte Zeit, vom Alter als leibliche Einschreibung und vom Alter als Verlusterfahrung erzählt die Ordnung *Vom Alter wissen* auf dem Plateau *Alter und Altern* ausführlich. In der Wohngemeinschaft aber verhandelt Klaus Ritter diese negativ-defizitären Altersdeutungen neu. Denn alleine ist er hier nicht: In der Wohngemeinschaft, so Klaus Ritter, möchte er gemeinsam älter werden. Gemeinsam also nicht allein sein. Gemeinsam alt sein. Das ist Klaus Ritters Entscheid für die Wohngemeinschaft. Doch was heisst gemeinsam wohnen überhaupt?

Gemeinsam bedeutet in der Wohngemeinschaft zunächst, den Wohnraum mit anderen zu teilen und den Haushalt zusammen zu führen. Hierfür braucht es entsprechende Raumgefüge, Kommunikationsformen, Begegnungszeiten und Aufgabenverteilungen. So ist Klaus Ritter nebst der Buchhaltung vor allem für den Garten, aber auch für anfallende kleinere Reparaturarbeiten zuständig.

Rebecca Niederhauser: Was hast du für Aufgaben, die das Zusammenleben regeln?

Klaus Ritter: Also ich koche sehr gerne. Ich koche zwei-, dreimal in der Woche das Mittagessen. Da ist dann das Einkaufen auch dabei. Ich arbeite sehr gerne im Garten. Also den Gemüsegarten mache grösstenteils ich. Schau dann auch, dass ich es verwerten kann. Dann die Büsche, die Bäume. Zum Beispiel die Apfelbäume, Äpfel abnehmen, Äpfel mosten, wir haben auch schon eigenen Most gemacht. Die Büsche schneiden. Das ist dann im Winter. Damit die Wege wieder frei werden. Wir haben da verschiedene Sitzplätzchen draussen, dass wir diese Sitzplätzchen wieder frei bringen. Und dass diese Büsche nicht einfach verwildern, dass da kein Urwald ist. So die Pflege vom Garten, vom Park. Kompostieren. Wir haben auch viel Laubkompost, also den Kompost, das mache ich auch. Solche

Gartenarbeiten. Habe ich sonst noch Aufgaben? So im Haus drinnen? Das Wasser draussen abstellen, dass im Winter das Wasser nicht einfriert. Und vielleicht mal eine kleinere Reparatur machen, im Haus drinnen, elektrisch, eine Birne einschrauben. Einfach was so im Haus anfällt. Das wäre so mein Umfang. Putzen tun ja alle selbst, was die eigenen zwei Zimmer anbelangt.

Von der gemeinsamen Haushaltsführung erzählt die Verdichtung *Mit oder ohne? Haushaltskasse und Putzplan* der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* auf dem Plateau *Wohnen*. Doch verbirgt sich hinter dem Gemeinsamen mehr als das Teilen von Wohnraum und Haushaltsaufgaben. Dass das Gemeinsame jenseits von Familie und Partnerschaft ebenso wie das Alter und Altern neue Verhandlungen und Deutungen braucht und sich gegenseitig bedingt, zeigt sich bei Klaus Ritter in der von ihm als Interessensgemeinschaft bezeichneten Gruppe, die sich vor der Wohngemeinschaftsgründung regelmässig traf, um sowohl über das Alter als auch über das Wohnen zu diskutieren und in der Wohngemeinschaft beides miteinander zu verbinden.

Rebecca Niederhauser: Wie sah dieser Prozess bei dir aus? Wie bist du auf die Idee gekommen, WG ist das, was ich möchte? Du hast ja nie in WGs gewohnt, früher. Wie bist du auf diese Wohnform gestossen?

Klaus Ritter: [...] Ich habe gemerkt, dass ich eine Gemeinschaft brauche, um zu wohnen. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Aber durch diese Gedanken, die wir miteinander ausgetauscht haben, habe ich gemerkt, dass die Wohngemeinschaft eine Lösung wäre. [...] Das weisst du wahrscheinlich, dass wir eine Interessensgemeinschaft hatten. Also vom Älterwerden und Wohnen. Wir waren etwa vier, fünf Frauen und ich. Wir setzten uns schon einige Jahre davor intensiv mit Wohnformen im Alter auseinander. Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaften. Und in unserer Gruppe entschieden wir uns dann für eine Wohngemeinschaft. Eine Wohngemeinschaft, der wir ein gewisses Konzept geben.

Über die in diesen Verhandlungen entstehenden Vorstellungen des Gemeinsamen berichten auch die Verdichtungen *Von der Idee zum Konzept* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft* und *Weder Studentenbude noch Familienheim* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* auf dem Plateau *Wohnen*. Doch gehen die Deutungen des Gemeinsamen über die gemeinsamen Haushaltsarbeiten und die gemeinsame Raumnutzung hinaus. So beschreibt Klaus Ritter das Zusammenleben als sehr intensiv. Denn gemeinsam heisst auch, ausserhalb der Wohngemeinschaft zusammen Zeit zu verbringen. Deshalb besucht Klaus Ritter mit seinen Mitbewohnerinnen auch Vorträge, macht mit ihnen Bergtouren, geht mit ihnen schwimmen.

Rebecca Niederhauser: Wie würdest du euer Zusammenleben beschreiben?

Klaus Ritter: Also es ist sehr intensiv. Der Austausch, so über den Alltag, auch was mich bewegt im Zusammenhang mit meiner Familie, mit meinen Kindern oder mit meiner Exfrau. [...] Und auch teilnehmen an den Familien, Bekannten, am grösseren Bekanntenkreis der Mitbewohnerinnen. Auch mal miteinander einen Vortrag hören, zum Beispiel über Palliative Care. Oder sich miteinander politisch engagieren, sich informieren, sich auseinandersetzen. Teilweise auch Urlaub zusammen planen. Also Pensionierte haben ja in dem Sinne ein Privileg. Ich habe keine Ferien mehr. Ich habe einfach keine Erwerbsarbeit und habe Freizeit. Dass wir auch miteinander Bergtouren machen. Dass wir auch miteinander unterwegs sind, eine Woche lang. Also so ein Hobby miteinander pflegen. Oder miteinander im See schwimmen. Im Sommer gehen wir jeden Tag schwimmen. Miteinander Gäste haben. Wenn mich meine Familie besucht, dann sind sie auch dabei. Oder Geburtstag feiern. [...] Also ich finde, es ist schon ein intensives Zusammenleben.

Dahinter verbirgt sich eine weitere, ganz andere Altersdeutung, die nicht von Verlust, sondern von Freiheit und Lebensqualität erzählt, geradeso wie in der Ordnung *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern*.

Rebecca Niederhauser: Wo würdest du das Alter in der Gesellschaft einordnen? Hast du das Gefühl, das Alter hat eine spezielle Position? Oder vielleicht merkst du das auch? Was wird von aussen an dich herangetragen? Gibt es da auch Erwartungen, die an dich gestellt werden?

Klaus Ritter: Die Werbung oder der Markt möchte den Konsum ankurbeln. Die bringen immer so dieses Bild vom Alter, jetzt ist ein neues Leben mit allen Freiheiten, in das ich mit voller Kraft eintauchen kann. Dieses Newageing oder wie das jeweils genannt wird. Aber ich finde, das ist mehr so eine Werbung, um Konsum zu schaffen. [...] Es ist schon so, dass das Alter auch Freiheit bringt, vielleicht sogar mehr Lebensqualität. Gerade in den letzten Jahren, wenn man es noch bis zur Pensionierung aushalten musste, man es von der Arbeit her fast nicht mehr geschafft hat oder es einen sehr viel Kraft gekostet hat. [...] Wenn das wegfällt, gibt das sicherlich eine grosse Freiheit. Man muss das Alter dann natürlich aber auch mit mehr Qualität füllen, indem man bewusst lebt, von der Bewegung her, vom Essen her. Und sich auch eine Aufgabe geben, sich einer Herausforderung stellen, dass man das Alter auch qualitativ gut gestalten kann.

Die Wohngemeinschaft wird damit auch zur Wohnform für ein Alter, das Unternehmer seiner selbst ist. Die von ihm für das Altern formulierte Herausforderung, die qualitativ gute Freizeitgestaltung, findet er ebenfalls im Gemeinsamen

der Wohngemeinschaft. Eine Herausforderung ist aber auch das gemeinsame Altern, das Füreinander-Dasein im Alter.

Rebecca Niederhauser: Wie würdest du WG definieren? Was bedeutet das für dich?
Klaus Ritter: Also es ist ein Zusammenleben, das eine Herausforderung ist. In dem Sinne, dass man die Nähe suchen muss. Und man sich am Leben, am Umfeld der anderen beteiligen muss. Wir haben ja alle auch Ehen gelebt, wir haben Kinder. Also sich am Umfeld der Mitbewohnerinnen beteiligen. Und eine gewisse Selbstsicherheit, eine gewisse Selbstbestimmtheit. Selbstbestimmt und trotzdem aufeinander bezogen. Haben wir mal so formuliert. Dass man auch die Möglichkeit hat, sich zurückziehen. Wir haben ja hier die privilegierte Situation, dass jeder zwei geräumige Zimmer hat. Dass man sich zurückziehen kann, dass man nicht alles zwangsläufig miteinander machen muss. Aber dass das grosse Interesse daran, miteinander den Alltag zu gestalten, vorhanden ist. Das Putzen, das Kochen, die Gartenarbeit, dass man das miteinander bewältigt. Aber auch Freuden. Also auch miteinander spielen, sich austauschen. [...]

Wir möchten jetzt aufeinander bezogen sein und einander auch begleiten können und Zeit haben. Wenn es einem nicht so gut geht. Oder wenn es um das Sterben geht. Dass wir füreinander da sind. Mit dem Bewusstsein, dass es keinen Anspruch gibt, dass man bei einer Pflegebedürftigkeit, die die Wohngemeinschaft überfordern würde, ins Pflegeheim geht.

Gemeinsam verhandeln und deuten Klaus Ritter und seine Mitbewohnerinnen das Alter und Altern. Doch das Gemeinsame stösst mitunter auch an seine Grenzen. Zur beschriebenen Selbständigkeit und Rückzugsmöglichkeit gehört auch, dass die Wohngemeinschaft eine Wohnform auf Zeit ist, eine Wohnform für die Lebensphase, die Klaus Ritter als Zwischenphase bezeichnet.

Klaus Ritter: Also ich würde sagen, das ist jetzt vielleicht so diese Zwischenphase, die ich erlebe. Ich merke, es ist ein Loslassen von Kraft, physisch und psychisch. Und dann gibt es wahrscheinlich einen nächsten Schritt, wenn man dann das Alter in Abhängigkeit spürt. Sei es beim Gehen, dass ich nicht mehr so weit laufen kann. Oder beim Essen oder mit den Augen oder dem Hören, mit der Kraft. Also dass es dann so wie eine gewisse Abhängigkeit gibt, die auch durch Krankheiten gezeichnet ist.

Von der Wohngemeinschaft als Wohnform auf Zeit handeln die beiden Verdichtungen *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden* und *Wohnen auf Zeit? – Blicke in die Zukunft* der Ordnung *Auszüge aus der Gemeinschaft* auf dem Plateau *Wohnen*. Dass Klaus Ritter verschiedene Alter unterscheidet, ist Zeichen dafür, dass

er das Alter nicht als einheitliche Lebensphase erlebt, auf sein jetziges Alter ein weiteres folgt, das es wiederum zu verhandeln gilt. Welche Wohnform er wählen wird, bleibt vorerst offen. In der Wohngemeinschaft jedenfalls findet Klaus Ritter einen Raum, sein Alter in all seinen Facetten zu deuten – die Wohngemeinschaft wird damit zum Verhandlungsort eines neuen, sich verändernden Alterns.

Inwiefern Alter mit den gemeinschaftlichen Wohnformen in direktem Zusammenhang steht, wie das Wohnen zum Verhandlungs- und Deutungsort des Alterns wird, wie sich im Wohnen das Alter manifestiert, ist Inhalt dieses Plateaus, das Alter und Wohnen zusammendenkt. Dabei sind Haus- und Wohngemeinschaften ebenso Raum für Neuverhandlungen und -deutungen von Altern wie Herstellungsraum, Performanz und Praktik von Alter.

Die Ordnung *Wohnbiografie* deutet die Haus- und Wohngemeinschaften als Einzüge ins Alter und zeigt die wohnbiografischen Wege in die Gemeinschaft zwischen Festigkeiten und Liminalitäten, aber auch in Abgrenzung zur eigenen Mutter und zum Altersheim.

Die Ordnung *Altern in Gemeinschaft* versteht die Haus- und Wohngemeinschaften als Verhandlungs- und Deutungsorte des Alters zwischen Wissensmaschinen und Biopolitik in Selbstverantwortung, zwischen Widerständigem und Eigenständigem und zeigt, wie die Gesprächspartnerinnen und -partner in der Gemeinschaft Altern neu verhandeln und deuten.

Wohnbiografien

Auf die narrative Aufforderung, seine Wohnbiografie zu erzählen, spricht Klaus Ritter ausführlich über sein Wohnen, das er entlang seines Lebenslaufs strukturiert. Auf die konstante Kinder- und Jugendzeit im Elternhaus folgen die Lehr- und Wanderjahre in Pensionen, Studentenheimen und Untermietverhältnissen im In- und Ausland. Auf die konstante Ehe- und Familienzeit im Eigenheim folgen Scheidung, Auszug der Kinder und Verrentung – begleitet von Umzügen. Zuletzt zieht Klaus Ritter in die Wohngemeinschaft am See, wo er bis heute wohnt.

Wohnbiografische Notizen finden sich bei anderen Gesprächspartnerinnen und -partnern in ähnlicher Manier. Trotz verschiedener Lebensläufe und etlicher Variationen zeichnet sich zunächst so etwas wie eine wohnbiografische Norm ab: Kindheit und Jugend im Elternhaus, Lehr- und Wanderjahre in wechselnden Wohnungen, Wohnformen und -orten, Ehe und Familie im Eigenheim, später wieder unterwegs und schliesslich – meist im Kontext der Scheidung, dem Auszug der Kinder und der Verrentung – wieder fest in der Haus- oder Wohngemeinschaft. Aus der Perspektive der Lebensphasen gewinnt der Einzug in die Gemeinschaft eine neue Bedeutung: Es ist der Einzug ins Alter, der die durch

Umzüge geprägte Geronto-Adoleszenz ablöst. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung.

Während sich konstante Lebensphasen in Eigenheimen und langjährigen Mietverhältnissen abbilden, spiegeln sich instabile Lebensphasen in wiederholten Umzügen. Gemeinsam ist den erzählten Wohnbiografien also die Narration entlang der bürgerlichen Kleinfamilie, deren Erzählung mit dem Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaft eine unerwartete Wende nimmt. Von Verstetigtem im Normalverlauf handelt die Verdichtung *Wohnen: Festigkeiten*.

Wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner aber auf Schwellen stehen, dann verändern sich auch die Wohnformen – ebenso, wie es die Lebensphasen tun. Liminalitäten spiegeln sich stets in Umzügen. Dabei sind hauptsächlich zwei Lebensphasen durch Fragilität gekennzeichnet: die Lehr- und Wanderjahre sowie die naheheliche und nachfamiliäre Zeit, die meist mit der Verrentung zusammenfällt.

Dann aber gibt es auch diejenigen, deren Wohnbiografie sich nicht entlang der bürgerlich-kleinfamiliären Normalbiografie erzählt. In diesen Erzählungen fehlen Festigkeiten und Eigenheime. Die Lebensläufe der kinderlosen, homosexuellen, alleinstehenden, alleinerziehenden Gesprächspartnerinnen und -partner sind im Wohnraum (noch immer) nicht vorgesehen. Diese anhaltende Liminalität spiegelt sich in wiederholten Umzügen – Wohnungs- und Wohnformenwechseln. In diesen erzählten Wohnbiografien dominieren Unstetigkeiten. In der Haus- oder Wohngemeinschaft eingezogen, verstetigen sich hier die Wohnbiografien zum ersten Mal, zumindest zeitweilig. Von verstetigten und vorübergehenden Schwellen handelt die Verdichtung *Umziehen: Übergänge*.

Gemeinsam aber ist den wohnbiografischen Erzählungen ihr vorläufiger Schluss: Ob wie bei Klaus Ritter entlang der bürgerlichen Kleinfamilie oder aber entlang familiärer Alternativen; ob entlang von Festigkeiten oder Liminalitäten – die Gesprächspartnerinnen und -partner treffen sich in den Haus- und Wohngemeinschaften. Hier enden die Wohnbiografien (vorerst). So ist die Wahl der Gemeinschaft als Wohnweise stets ebenso durch den institutionalisierten Lebenslauf wie auch durch die individuelle Biografie bestimmt.

Warum sich die Gesprächspartnerinnen und -partner am Ende ihrer so unterschiedlichen wohnbiografischen Wege alle in der Gemeinschaft treffen, davon handelt die Verdichtung *Nicht wie die Mutter: Ins Alter einziehen*. Am Beispiel der eigenen Mutter erzählen die Gesprächspartnerinnen und -partner, was passiert, wenn der Einzug ins Alter nicht stattfindet, und zeigen, dass ihr Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaft der Einzug in ein neu verhandeltes und gedeutetes Alter ist, wie es auf dem Plateau *Alter und Altern: Verhandelte Deutungen* entworfen ist.

Klaus Ritter zieht nach der Scheidung, dem Auszug der Kinder und mit der Pension in die Wohngemeinschaft. Mit dem Einzug in die Haus- und Wohngemeinschaften ziehen die Gesprächspartnerinnen und -partner also in ihre neue Lebensphase und damit ins Alter ein. Von der Wohnbiografie auf dem Weg in die Wohngemeinschaft handeln die Verdichtungen dieser Ordnung, die nach dem Einzug ins Alter fragt.

Wohnen: Festigkeiten

Die Wohnbiografien der Gesprächspartnerinnen und -partner, die in ihrem Lebensverlauf der bürgerlichen Kleinfamilie folg(t)en, ähneln sich bei aller Unterschiedlichkeit: Auf die Kindheit im Elternhaus folgen Lehr- und Wanderjahre, begleitet von wechselnden Partnerschaften, geprägt durch Umzüge. Die wohnbiografische Adoleszenz endet meist abrupt mit der Heirat und der Geburt des ersten Kindes und geht mühelos in die nächste Lebensphase über. In der Ehe- und Kinderzeit rückt das Wohnen in den Mittelpunkt. Davor nebensächlich, kompromissbereit und unstet, ist es nun von konstanter Wichtigkeit. Erst mit dem Auszug der Kinder, der Trennung vom Partner, von der Partnerin und der Verrentung gerät das wohnliche Gleichgewicht erneut in Schiefelage. Die Zeit vor dem Einzug in die Wohngemeinschaft ist durch Unsicherheiten und Umzüge geprägt, ist Schwelle in die nächste Lebensphase, gleich einer Geronto-Adoleszenz. Und dennoch, auch wenn es im bürgerlich-kleinfamiliären Lebensverlauf durchaus Momente der Liminalität gibt, hier dominieren Festigkeiten.

Erika Meyer: Ich wuchs in einer Familie auf. Wir waren vier Kinder. Wir lebten in der landwirtschaftlichen Schule in der Grossstadt. [...] Mein Vater war dort Lehrer und Werkführer. Er war aber viel älter als meine Mutter. Als ich 14 war, mussten wir dort weg, weil es eine Dienstwohnung war. Zunächst wohnten wir ein halbes Jahr in einer Notwohnung, das war ein schönes Haus. Danach bekamen wir von der Stadt eine Wohnung. Dort wohnte ich, bis ich erwachsen war. Dann war ich im Ausland. Zwei Jahre. Danach wohnte ich nochmals kurz daheim, um eine Wohnung zu suchen. Dann wohnte ich zwei Jahre lang mit meiner Schwester zusammen, in einer kleinen Dachzimmerwohnung. Dann wanderte sie aus. Danach wohnte ich eine Zeit lang mit einer Freundin zusammen. Und nachher wohnte ich mal noch ein bisschen alleine.

Dann heiratete ich. Wir wohnten zunächst in einer Zweizimmerwohnung. Bis das erste Kind kam. Dann konnten wir noch ein Zimmer mehr dazu haben. Später bekamen wir ein zweites Kind. Und dann kauften wir hier draussen ein Haus und

sind aufs Land gezogen. Bis vor fünf Jahren wohnte ich eigentlich in diesem Haus. Bis alle Kinder ausgezogen waren. Also ich bin geschieden. Und als dann alle Kinder ausgezogen waren, zog ich hier in die WG.

Erika Meyers Wohnbiografie erzählt sich kurz und knapp entlang der Umzüge. Während unstete Zeiten in ihrer Wohnbiografie erzählte Zeit und papierenen Raum fordern, fallen Konstanten narrativ kaum ins Gewicht. Festigkeiten erzählt sie in wenigen Sätzen. Erklärungen scheinen beim Erzählen von Familienheim und Ehe nicht vonnöten. Vielleicht, weil sie dem gesellschaftlich vorgesehenen Werdegang folgen? Ausführliches und Erklärendes gehören also dem Unsteten, das, obschon weniger Lebenszeit einnehmend, mehr Material fordert.

Barbara Clarks erzählt länger und doch sehr ähnlich wie Erika Meyer. Auf die Kindheit folgen die Lehr- und Wanderjahre, gefolgt von Familie und Ehe. Und auch sie zieht während der Geronto-Adoleszenz nicht um. Doch finden innerhalb des Hauses Umzüge statt. Zunächst zieht ihre Mutter ein, als diese stirbt, übernimmt Klaus Ritter den obersten Stock, zunächst alleine, später zu zweit.

Barbara Clarks: Ich wuchs in der Grossstadt auf. Zwei Erwachsene, mein Bruder und ich. Dort bin ich auch durch alle Schulen durch. Dann kamen die Lehr- und Wanderjahre. Ich zog in eine andere Stadt, wo ich Musik studierte. Das war keine WG, sondern ein Haus. Ich denke, meine Altersgruppe suchte damals noch ein Zimmer. Ich weiss es nicht. Jedenfalls hatte ich keine WG, diese Idee hatte ich noch nicht. Später heiratete ich. Ich zog noch etwas durch die Lande. In England zog ich mit der Familie dann in ein Haus.

Bis wir schliesslich in den 1970er-Jahren hierhin kamen. Und zwar gehörte dieses Haus meiner Mutter. Das war ein Altersheim. Aber die Bestimmungen für Altersheime wurden damals so streng, dass es nicht mehr möglich war. Und meine Mutter meinte dann, sie wolle es nicht mehr. Entweder würde sie das Haus verkaufen oder wir würden hierhin ziehen. So beschlossen wir, mein Mann und ich, in die Schweiz zu ziehen. Hierhin. Wir wohnten alleine im Haus. Der oberste Stock, es ist ja dreistöckig, der oberste Stock blieb leer. Wir benutzten zwei Stockwerke. Mit den Kindern hatten wir es natürlich ideal.

Und dann, als die Kinder studieren gingen oder ausflogen, kam bei mir schon die Frage, was mit diesem Haus geschieht. Ich bin gerne hier. Mein Bruder in Amerika sagte ganz deutlich, dass er nie etwas damit zu tun haben wolle. Aber er war Mit-erbe. [...] Ich sprach dann mit meinem Mann darüber, ob er weggehen oder bleiben wolle. Er war auch sehr gerne hier. So mussten wir noch Leute ins Haus holen, auch finanziell ist das zu zweit nicht möglich. Dann ist meine Mutter gestorben. Sie wohnte dann vielleicht noch etwa acht Jahre zuoberst. Danach bauten wir aus

und meinten, jetzt müssten wir mal schauen, wie das ist. Ich sagte meinem Mann, das sei ein ideales Haus für eine WG, man komme sich nicht immer in die Quere. Aber mein Mann war Engländer, my home is my castle. Er war auch älter als ich. Er fand, ist schon gut, mach du nur. Mach das, ist gut, aber ich will mich hier nicht zu fest darauf einlassen. So kannte ich ihn auch. Das war gut.

Und dann kam Klaus Ritter. Er wohnte zuoberst. Ein Jahr später brachte er noch eine Frau mit. Das kann er dann selber erzählen. Und dann ist mein Mann gestorben. Die Kinder waren unterdessen schon in aller Welt und verheiratet. Dann fand ich, ich will hier bleiben, mir gefällt es. Und dann fingen wir an, darüber nachzudenken, wie man aus diesem Haus eine WG machen kann.

So oder ähnlich erzählen auch andere Gesprächspartnerinnen und -partner ihre Wohnbiografie, die in der Interpretation immer gleich, in der Narration aber stets verschieden verläuft. So unterscheidet sich etwa Therese Fischers Wohnbiografie von den beiden vorhergehenden durch das Fehlen der Lehr- und Wanderjahre. Auch sie heiratet, bekommt ein Kind. Ein Haus hat sie allerdings nur vorübergehend. Und die Scheidung folgt bald. Danach folgen lange Jahre unsteinen Wohnens. Erst der Einzug in die Wohngemeinschaft verfestigt – zumindest im Narrativ – Therese Fischers Wohnbiografie erneut.

Therese Fischer: Meine Grosseltern mütterlicherseits hatten ein Fünffamilienhaus in der Grossstadt. Darin wuchs meine Mutter auf. Als ich zur Welt kam, ich bin die dritte Tochter, sind meine Eltern mit ihren beiden anderen Mädchen von einer Zweizimmerwohnung in dieses Elternhaus zurückgezogen. Zuerst wohnten wir im Erdgeschoss in einer Dreizimmerwohnung mit Garten. Dann kam mein Bruder zur Welt und dann mein zweiter Bruder und als mein jüngster Bruder zur Welt kam, sind wir im gleichen Haus in eine Vierzimmerwohnung gezogen. Also wir lebten zu siebt in einer Vierzimmerwohnung. In einem Haus mit Holzheizung. Später stellte man auf Öl um. Ausser einer Familie waren in diesem Haus alle miteinander verwandt. Die Grosseltern, also die Eltern meiner Mutter und die Geschwister meiner Grosseltern mit ihren Kindern.

Mit 21 heiratete ich und zog direkt mit meinem damaligen Mann aus dem Elternhaus aus in ein Dorf. Also von der Stadt ins Dorf. Dort wohnten wir zunächst in einem alten Bauernhaus. Danach sind wir ins Lehrerhaus gezogen. Also wir waren zu zweit in einem Sechszimmerhaus. Dort gebar ich mein Kind. Als dieses zweieinhalb war, zogen wir zurück in die Grossstadt in eine Dreizimmer-, zwei Jahre später in eine Vierzimmerwohnung.

Aus dieser Wohnung zog ich aus, als mein Sohn zehn Jahre alt war. Ich zog aus. Also ich trennte mich. Zuerst zog ich in ein Studentenzimmer, dann in eine Einzimmerwohnung. Und von dieser Einzimmer- in eine Zweizimmerwohnung. Und

von dieser Zweizimmer- in eine Vierzimmerwohnung. Diese teilte ich mit einer Freundin. Als diese auszog, vermietete ich wieder ein Zimmer. Vielleicht mal ein, zwei Jahre nicht, aber dann wieder. Und zwar nicht, weil diese Wohnung zu teuer gewesen wäre, es war eine günstige Vierzimmerwohnung, sondern weil ich fand, ich bräuchte für mich alleine keine so grosse Wohnung.

Mit 40, also vor 15 Jahren, begann ich, mich mit anderen Wohnformen zu beschäftigen. Ich schaute mir diverse Wohn- und Gemeinschaftsprojekte an und setzte mich mit Grosskommunen auseinander. Und seither sage ich, ich möchte in der Grossstadt in einer WG leben. [...]

Vor drei Jahren erhielt ich die Kündigung für meine Wohnung. Ich musste dort sofort raus, weil diese Wohnung saniert und danach doppelt so teuer vermietet wurde. Und dann überlegte ich mir, und was jetzt. Ich merkte, dass ich keine Wohnung fand. Ich fand keine Wohnung, weil ich gar nicht alleine wohnen wollte. Und dann fragte ich in meinem Beziehungsnetz, ob jemand etwas wisse. Auch WGs. [...] Und dann bewarb ich mich für diese Wohnform. [...] Das ist jetzt zweieinhalb Jahre her. Seither wohne ich in dieser Wohngemeinschaft.

Therese Fischer zieht um und um und um. Sie findet sich in der bürgerlichen Kleinfamilie mit ihren dazugehörigen Rollenbildern nicht zurecht. Das spiegelt sich in ihren Umzügen. Während sich Therese Fischers Wohnbiografie schon früh von einer bürgerlichen zu einer alternativen entwickelt, sie den kleinfamiliären Lebensverlauf schon bald wieder verlässt, treten andere ihn gar nie an. Wie es sich jenseits des Familienheims wohnt, davon handelt die folgende Verdichtung, die von der Suche nach alternativen Gemeinschaften erzählt und durch Umzüge dominiert ist.

Umziehen: Übergänge

Nicht alle Wohnbiografien folgen der bürgerlichen Kleinfamilie. Wer nicht in die Normbiografie passt, findet schwerer eine entsprechende Wohnform und zieht häufiger um. Während die in der vorangehenden Verdichtung *Wohnen: Festigkeiten* vorgestellten Wohnbiografien lediglich vorübergehend in adoleszenten Lebensphasen von Liminalitäten geprägt sind, spielen sich die hier abgebildeten wohnbiografischen Narrationen auf der Schwelle der Umzüge ab. Denn Wohnweisen jenseits der institutionalisierten Biografie sind (noch immer) nicht vorgesehen. Wer sich also zwischen den Lebensphasen bewegt, wer keiner bürgerlich-kleinfamiliären Lebensphase zuzuordnen ist, wohnt liminal. Dieser Schwellenzustand drückt sich in wiederholten Umzügen aus.

Kristina Schwab: Ich wuchs in einer Kleinfamilie in einer kleinen Stadt auf. Mit 20 zog ich aus. Ich zog direkt mit meinem damaligen Freund zusammen. Das war einige Jahre gut so. Mindestens fünf Jahre waren das. Also Paarsituation. Und dann veränderte sich diese Paarsituation. Und damit auch die Wohnform. Und auch der Beruf. Ich wohnte dann noch kurz in Stadt mit einer alten Schulfreundin zusammen. Etwa ein Jahr. Das war quasi eine Klein-WG. Aber es war klar, dass das nur eine Übergangslösung war. Weil ich mich an der Kunsthochschule beworben hatte. Für die Grafikklassse. Und das klappte. Dann zog ich in die Grossstadt. Und damit auch in eine WG. Das war eine grössere WG. Frag mich nicht nach der Anzahl. Aber mindestens sechs waren das. Das war auch Zufall, dass es eine WG war. Weil ich damals einfach etwas suchte, damit ich in der Stadt wohnen konnte. Ich zapfte einfach alle meine Kanäle an. Und dass es mit dieser WG klappte, war Zufall. Ich kannte dort niemanden. Es war damals auch nicht meine Wunschform. Ich musste einfach etwas haben. Und das war dann gut. Und deshalb blieb ich lange in dieser WG. Während der ganzen Ausbildung. Also vier Jahre und noch eines dazu, glaube ich. Also es waren dann etwa fünf Jahre WG. Und das war eine dieser Ur-WGs. Die gibt es jetzt nicht mehr. Es gibt an dieser Strasse noch eine Gross-WG, in der etwa 20 Leute zusammenwohnen. Die kennst du wahrscheinlich. Und meine WG war, als ich dazukam, neu eine reine Frauen-WG. Das war aber ein Beschluss, an dem ich nicht mitgewirkt hatte. Also kam ich dort in eine Frauen-WG rein. Früher war es eine gemischte. Und dann blieb das eben etwa fünf Jahre so.

In dieser Zeit, am Ende der Ausbildung lernte ich meine Freundin kennen, meine Partnerin, die bis heute meine Partnerin ist. Nach dieser WG zog ich mit ihr zusammen. Wir wohnten lange zusammen, in drei verschiedenen Wohnungen. Lange, das heisst über zehn Jahre. Also wiederum eine Paarsituation. Was mir soeben in den Sinn kommt, ist, dass ich nie alleine gewohnt habe. Das heisst, jetzt dann gerade, in dieser Phase gibt es einen kurzen Moment. Wir wollten dann von der Beziehung her das Wohnen trennen. Weil wir da nicht in allen Sachen kompatibel sind. Und dann hatte meine Freundin eine eigene Wohnung und ich blieb in unserer alten Wohnung. Dann wohnte ich da eigentlich zwei Jahre alleine. Aber auch nicht ganz alleine, weil ich diese Wohnung dann mit einer Freundin teilte, die zwei Wohnsitze hatte, einen auf dem Land und einen in der Stadt. [...] Aber das war auch nicht so wirklich WG. Weil ich eine Alteingesessene war und sie quasi eine Untermieterin. Das war so eine halbe Klein-WG. Danach fing das mit diesem Projekt hier an. [...] Im Sommer vor neuen Jahren zog ich hier ein. Und bin immer noch in dieser gleichen WG. [...] Und für die Zukunft ist für mich klar, dass es eine WG bleiben soll. [...]

Wir sind immer noch ein Paar, aber wir haben getrennte Wohnungen. Davor hatten wir 20 Minuten Weg zueinander, man konnte nicht noch schnell beieinander vorbei. Und als ich auf diesen Zug dieses Siedlungsprojekts aufgesprungen bin,

begann sie, sich auch dafür zu interessieren. Aber für eine eigene Wohnung. Und das ist unsere heutige Situation. Und die ist feudal. Sie ist auch hier, hat aber ihre eigene Wohnung. Wenn sie den Koller hat, kann sie in der WG vorbeikommen. Und sie ist gern gesehen in meiner WG. Und umgekehrt kann ich bei ihr vorbeigehen. Das kann sogar im Schlafanzug sein, wenn ich keine Hemmungen habe, im Schlafanzug durchs Treppenhaus zu laufen. Und das ist wirklich ideal. Also wir haben immer noch getrennte Wohnsituationen. Das hat sich bewährt und als gut erwiesen für unsere Beziehung, dass wir das voneinander getrennt haben. Und das wollen wir so behalten.

Kristina Schwabs erzähltes Leben findet jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie statt. Umzüge und die Suche nach einer entsprechenden Wohnweise begleiten sie bis zum Einzug in die jetzige Wohngemeinschaft. Auch Johanna Karlssons Biografie sucht nach alternativem Wohnraum, nach Gemeinschaft ohne Partnerschaft.

Johanna Karlsson: Also geboren bin ich in Holland. Die ersten 30 Jahre verbrachte ich auch in Holland. Zunächst daheim in der Familie. Danach studierte ich am Konservatorium. Dort wohnte ich in einer WG. Ab und zu auch alleine. Ein paar Monate alleine und dann in einer WG mit ein paar anderen Studenten. [...]

Mit etwa 30 kam ich in die Schweiz und blieb hier hängen. Ich fing in einem Krankenhaus an zu arbeiten. Und wohnte alleine. Das waren dann sechs Jahre alleine. Dann bin ich in die Stadt gezogen. Ich arbeitete dort an der Musikschule. Nach einem Jahr alleine in der Stadt suchte ich eine WG.

Ich landete dann mit 30 Studenten in einem alten Haus. Das war dreistöckig. Auf jedem Stock waren zehn. Und das war eine ganz gute Zeit. Das war ganz toll. In dieser Zeit starb zum Beispiel mein Bruder, er hat sich das Leben genommen. Und die anderen haben das alle mehr oder weniger mitbekommen. Das war wirklich eine tolle Zeit, für alle. Ich war etwa eineinhalb Jahre dort. Und dann gab es einen sehr grossen Wechsel. Zu fünf suchten wir dann ein Haus. Eines wurde uns eigentlich angeboten. Wir zogen dann zu fünf in dieses Haus. Ähnlich wie dieses hier, nur etwas kleiner. Wir verbrachten dann etwa sieben Jahre darin, zu fünf, fast immer die gleichen. Danach mussten wir dort weg. Es wurde verkauft. Mit einem von denen suchte ich dann noch zwei andere. Zusammen mieteten wir ein Haus in Stadtnähe. Mit denen hatte ich wieder eine WG. Das ging auch etwa vier Jahre. Und dann mussten wir dort auch wieder weg. Ich merkte, dass man oft eine WG in ein Haus rein tut, das nachher verkauft wird. Dann wohnte ich etwa sieben Monate alleine. Und danach fand ich eine andere Wohnform. Weil ich fand, ich sei zu alt für eine WG. Es zog mich nicht mehr so an, mit 20- bis 30-Jährigen zusammenzuwohnen.

Ich zog dann auf einen Bauernhof, wo ich zwei Zimmer im Bauernhaus hatte. Ich lebte mehrheitlich mit dieser Familie zusammen. Vater, Mutter und ein dreijähriges Mädchen. Und arbeitete auch viel mit auf diesem Hof und auch auf dem Feld, neben meiner Arbeit an der Musikschule. Das waren acht ganz tolle Jahre. Dann wurde diese Ehe geschieden. Und ich musste wieder weg.

Dann hatte ich eine Odyssee. Ich war an verschiedenen Orten, immer alleine. Und irgendwie suchte ich eine WG. Ich wusste nicht, dass es auch WGs für Ältere gibt. Dann stiess ich ganz zufällig auf diese WG hier.

Johanna Karlsson beschreibt ihre Wohnbiografie als Odyssee, die beinahe ein ganzes Leben dauerte. Nach Wohngemeinschaften und Bauernhof versucht sie es vergeblich alleine. Erst mit dem Einzug in die Wohngemeinschaft am See findet sie ihre Wohnweise.

Während Johanna Karlssons und Kristina Schwabs Wohnbiografien von Anfang an von alternativen Gemeinschaften jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie erzählen, liest sich Renate Walsers Biografie konventionell. Zumindest in ihrer Kurzform. Doch in der Langversion ist alles anders. Denn auch Ehe- und Familienzeit können liminal sein.

Renate Walser: Aufgewachsen bin ich in der Grossstadt. Hier durchlief ich die Schulen. Ich war auf einem Mädchengymnasium. Und dann habe ich Naturwissenschaften an der Uni studiert. [...] Dort lernte ich meinen zukünftigen Mann kennen. Er war Assistent. [...] Dann bekam er in den USA eine Stelle. Und ich ging dann ein Jahr später nach. Dort heirateten wir. Ich arbeitete eine Weile in einem Doktoratsprogramm. Aber ich musste nochmals eine Prüfung machen. Ich bestand nicht alles und hörte nach einem Jahr wieder auf. Dann heiratete ich und drei Jahre später kam meine erste Tochter zur Welt. Also wir wohnten da in einer Wohnung. Zuerst in einer kleinen und dann, als sie zur Welt kam, in einer etwas grösseren. Zwischendurch kamen wir mal für ein halbes Jahr zurück. Da wohnten wir in einer möblierten Wohnung. Und dann kam meine zweite Tochter zur Welt. Und dann gingen wir für ein halbes Jahr in einen sogenannten Austausch nach Dänemark. Dort wohnten wir in einem Haus von einem Professor, der dann auch im Austausch war. Er ist in die USA und wir hatten dann dieses Haus. Und dann kamen wir wieder zurück. Und dann gingen die Berufungsverfahren meines Exmannes weiter. [...]

Zwischendurch arbeitete ich wieder Teilzeit. Wobei ich sagen muss, zu dieser Zeit waren die Amerikaner nicht sehr weit in Sachen Gleichstellung. All diese Frauen auf dem Campus arbeiteten eigentlich nicht. [...] Es gab auch keine Kinderkrippen zu dieser Zeit. Und dann half ich meinem Mann in gewissen Dingen. [...] Später arbeitete ich Teilzeit bei einer wissenschaftlichen Zeitschrift.

Nach fast neun Jahren kamen wir dann mit zwei kleinen Kindern nach Österreich. [...] Dort wohnten wir zwei Jahre im Gästehaus der Universität. Also möbliert. Und das war sehr interessant. Weil dort aus aller Herren Länder andere Familien wohnten. Es waren 25 Wohnungen. Mit einem Gemeinschaftsraum für die Kinder. Also man machte dort sehr viel gemeinsam. Partys, Turnen, Kaffeekränzchen, die Kinder konnten draussen einfach miteinander spielen. Man hütete natürlich auch gegenseitig die Kinder. Und das war eigentlich sehr gut. Weil ohne das hätte ich den Umzug von einer Grossstadt in eine so kleine Universitätsstadt nicht überlebt. Das war wirklich ein Kulturschock. Aber dass wir dort lebten, war sehr spannend. Ich hatte auch viele Bekannte. Und auch Freundinnen, die ich jetzt noch habe. Dann mussten wir nach zwei Jahren ausziehen, weil es natürlich begrenzt war. Und dann kauften wir in einem Vorort ein Haus. Es kristallisierte sich schon lange raus, dass es in dieser Ehe eben nicht so gut ging. Mein Mann war ein typischer Wissenschaftler, der eigentlich nichts anderes im Kopf hatte als seine Wissenschaft und fast rund um die Uhr arbeitete. [...] Und dann entschied ich mich, dass ich mich scheiden lassen möchte. [...] Die Freizügigkeit zwischen der Schweiz und Österreich bestand damals noch nicht. Und dann entschied ich mich, in die Schweiz zurückzukommen, wo meine Eltern lebten. Und dann hatten wir dort eine kleine Wohnung. Weil ich eigentlich alles aufgegeben hatte. Ich bekam auch keinen Unterhalt für mich, nur für die Kinder und der war auch nicht sehr gross. Und dann fing ich hier wieder an zu arbeiten, bei der Handelskammer. Wir wohnten immer noch in dieser Wohnung. Da waren wir genau drei Jahre. Meine Kinder gingen da zur Schule. [...] Das war sehr schwierig für sie. Also in eine Klasse reinzukommen, die davor schon zusammen war. [...]

Nach etwa drei Jahren lernte ich einen Mann kennen. Wir zogen dann zusammen etwas ausserhalb der Stadt in eine Wohnung. In einem Neubaugebiet. Jetzt muss ich schnell überlegen. Wir waren dann vier Jahre zusammen. [...] In gegenseitigem Einverständnis trennten wir uns. Und ich fand dann eine neue Wohnung, die andere hätte ich nicht bezahlen können.

Nach dieser Handelskammer arbeitete ich zwischenzeitlich für eine Entwicklungsfirma. [...] Dann sah ich eine Redaktionsstelle ausgeschrieben. Und ich bekam diese Stelle. Ich verstand nicht viel vom Publizieren einer Zeitschrift. Aber sie nahmen mich. Ich bin einfach ins kalte Wasser geworfen worden. Und dann gab ich diese Zeitschrift heraus. Und zwar arbeitete ich dort 75 Prozent. Und hatte meine Kinder. Also als alleinerziehende Mutter, zunächst ganz alleine, danach mit einem Partner zusammen. Er war Lehrer, das war dann schon etwas Unterstützung.

In dieser zweiten Wohnung war ich nicht lange. Weil ich dann meinen zweiten Mann kennenlernte. Also mit dem vorher war ich nicht verheiratet, wir lebten einfach zusammen. Dann heirateten wir. Und so kamen wir in eine Altbauwohnung im obersten Stock. [...] Und dann bekam ich den Auftrag, eine Stelle für die Chan-

cengleichheit von Mann und Frau aufzubauen. Dann hatte ich also für eineinhalb Jahre zwei Jobs. Danach fand ich, nein, ich schaffe nicht beides. Dann gab ich das eine auf und stockte das andere auf. [...] Und dann konnte ich mit 60 in Pension gehen. Und diese Ehe war auch nicht gerade der Hit. Dann trennte ich mich. Und suchte dann eben etwas zum Wohnen. [...] Und im Frühling ging ich mit einer Nachbarin hierhin und klingelte. Eine Frau nahm uns rein. Und dann kam ich hier rein und fand, wow, super. [...] Ich sagte mir, ich möchte eigentlich nicht alleine wohnen. Ich wohnte mein ganzes Leben nicht alleine. Das muss ich ehrlich sagen. Ausser eben mit Kindern zusammen. Aber nicht ganz alleine. [...] Im Mai vor fünf Jahren zog ich hier ein. Und seither bin ich jetzt hier.

Renate Walsers Wohnbiografie ist von Wohnorts- und Partnerwechseln geprägt. Sie folgt den der akademischen Karriere geschuldeten wiederholten Wohnortswechseln ihres ersten Ehemannes von der Schweiz in die USA, von dort weiter nach Dänemark und schliesslich nach Österreich. Nach der Scheidung kehrt sie mit den Kindern zurück in die Schweiz, wo sich Trennungen und Umzüge wiederholen, begleitet von wechselnden Arbeitgebern. Und auch das Ende der Familienzeit, die Trennung vom letzten Partner, die Pension und der Einzug in die Wohngemeinschaft bringen keine Konstante in die Wohnbiografie Renate Walsers. Ihr Auszug aus der Wohngemeinschaft steht bevor.

Die Erzählungen liminaler Wohnbiografien fallen ungleich länger aus im Vergleich zu denjenigen, bei denen Festigkeiten dominieren. Das hat vielleicht weniger mit der Liminalität als mit der Aufgabenstellung zu tun. Denn Wohnbiografien erzählen sich entlang der Wohnweisen, der Umzüge. Verpasste Umzüge sind das Thema der nächsten Verdichtung, die danach fragt, was passiert, wenn in den Wohnbiografien kein Einzug ins Alter stattfindet. Die Gesprächspartnerinnen und -partner erzählen am Beispiel der eigenen Mutter.

Nicht wie die Mutter: Ins Alter einziehen

Wohnbiografien folgen den zu ihnen gehörenden Lebensverläufen. Sie blicken aber auch nach links und rechts, orientieren sich, nehmen die einen zum Vorbild und die anderen als schlechtes Beispiel. Wohnbiografien sind also nie alleine den Lebensverläufen hörig. Hie und da unterliegen sie Korrekturen. Haus- und Wohngemeinschaften sind dabei solche, wenn es darum geht, sich von den herkömmlichen und gerontologisch abgesicherten Wohnbiografien des Alters zu distanzieren.

Nach der Scheidung und dem Auszug der Kinder lebt Hans Haas alleine im einstigen Familienhaus. Bleiben möchte er hier aber nicht. Denn so, wie es seine

Mutter machte, möchte er es nicht haben. Und ins Altersheim will er auch nicht ziehen.

Hans Haas: Ich habe vor allem diejenigen gesehen, die es verpasst haben, irgendeine andere Wohnform aufs Alter hin zu wählen. Meine Mutter, die bis 97 im Haus auf dem Berg oben geblieben ist und eigentlich gefangen war im Haus. Meine Freunde, die viel zu spät aus dem Haus raus sind und nachher eigentlich verloren waren in der Wohnung, weil sie sich nicht mehr dran gewöhnen konnten. Also ich möchte den Moment nicht verpassen, rechtzeitig eine altersadäquate Wohnform zu finden. [...] Diejenigen, die nicht aus dem Haus raus wollen und mit 80 oder mit 90 noch im Haus drin sind und nur noch leiden oder fast vergammeln, im Haus drinnen. [...]

Dann kommt direkt das Altersheim. Dann bist du nur noch in einem Zimmer. Und das finde ich furchtbar. Ich bin überzeugt, dass wenn man rechtzeitig eine gute Wohnform findet, [...] dass man all das umgehen kann. [...] Und ins Altersheim, das muss ich ehrlich sagen, das möchte ich nicht. [...]

Wir haben das grosse Glück, dass wir relativ gut und bewusst loslassen können. Dass man auch mal sagen kann, gut, das ist vorbei, abgeschlossen, etwas Neues. Es gibt ja viele, die so am Haus hängen, dass sie sagen, ich kann mir nicht vorstellen, aus dem Haus rauszugehen. [...] Und irgendwann sind sie dann im Altersheim. Dann bist du eigentlich fremdbestimmt. Weil es geht nicht mehr anders. Und ich möchte schon noch möglichst lange selber bestimmen, was mit mir passiert oder was ich mache. [...]

Und es gibt ein gewisses Vergammeln, finde ich. Sie haben nicht mehr die Kraft für den Garten. Sie haben nicht mehr die Kraft fürs Haus. Sie sehen es nicht mehr. Sie können nicht mehr. Ich habe es auch bei meiner Mutter gesehen. [...]

Ich glaube einfach, alt zu werden, das muss man viel besser planen. Das machen viel zu wenige. Das einzige, was sie planen, ist, ob sie eine Rente wollen oder Kapitalbezug oder ich weiss nicht was. Das Finanzielle planen sie. Aber sonst eigentlich nichts. Aber die Lebensform wäre viel wichtiger zu planen. Du kannst nicht mehr gleich leben mit 70 oder mit 80 wie mit 40. [...]

Diesen Moment darfst du einfach nicht verpassen. Weil das ist genau das, was ich gesehen habe. Diejenigen, die es nicht gemacht haben, die es immer wieder rausgeschoben haben. Eben, dann ist der Sprung nur noch Haus – Altersheim. Oder zu einem hohen Preis in einem Haus bleiben und vergammeln. [...]

Die bleiben einfach so lange, wie möglich. Und nachher kommt grad der Sprung ins Altersheim. Aber es ist ein Leiden, wenn du noch den Garten machen musst und du magst fast nicht mehr. Und das Haus machen musst und die Treppe hoch und runter und du kannst fast nicht mehr. Muss nicht unbedingt sein.

Wenn Hans Haas über seine Mutter und das Altersheim spricht, redet er vom Verpassen, vom Gefangensein, vom Verlorensein, vom Leiden und Vergammeln, er spricht davon, dass es mit 80 anders sei. Er zeichnet ein defizitäres und isoliertes Alter, wie es bekannt ist aus der Ordnung *Vom Alter wissen* auf dem Plateau *Alter und Altern*. Dem will er mit einem Umzug wehren. Er will planen und nichts verpassen. Wohnend will Hans Haas also sein Altern neu kodieren und selbstbestimmt gestalten – er will sein Alter nicht sich selbst und auch nicht anderen überlassen. Hans Haas nimmt die Biopolitik in Selbstverantwortung aus der Ordnung *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern* also ernst. Der Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaft ist damit nicht alleine Einzug in irgendein Alter, sondern in ein neues Alter, das es im gemeinsamen Wohnen zu verhandeln und zu deuten gilt. Nicht wie die Mutter möchte es auch Susanne Maihofer machen.

Susanne Maihofer: Meine Mutter wohnte in einem Dorf. Dort wuchs ich auch auf. Und sie war in einem grossen Haus. Und sie wollte einfach nicht raus. Also sie hat sich dort wohl gefühlt. Ich machte mal den Vorschlag, es gab gerade neue Alterswohnungen, mitten im Dorf, also wirklich tolle, wo sie sich hätte wohl fühlen können. Aber sie hatte einfach den Mumm nicht. Und dann fanden wir halt, dann soll sie bleiben. Also es war kein finanzielles Problem. Aber wir fanden, es ist jetzt einfach sehr gross. Der Garten gibt viel zu tun. Sie konnte auch nicht mehr raus, weil sie das Gefühl hatte, sie müsse immer putzen und sie müsse im Garten und weiss ich was. Also sie hätte es sich einfacher machen können. Aber sie konnte sich irgendwie nicht vom Haus trennen. War dann um 70 rum. [...]

Ich fand natürlich schon, dass meine Mutter dadurch vereinsamte. Dass sie dann einfach so auf dieses Haus fixiert war und ihre ganze Energie dort reinsteckte und nichts anderes mehr machen konnte. Und das war eigentlich der Punkt, wo ich fand, das will ich nicht. [...]

Also sie ging natürlich immer ins Dorf. Sie hatte schon noch Kontakt. Aber trotzdem sehr viel weniger. Der Radius ist einfach immer kleiner geworden. Ja, ich fand es irgendwie schade. Sie fuhr nicht Auto. Sie wurde dann auch etwas unsicher. Fühlte sich nicht mehr so sicher, mit der Bahn zu fahren et cetera. Dann ist sie nicht mehr ins Theater, sie ist nicht mehr in Konzerte. Es ist einfach so. Ausser, man sei sie holen gegangen. Aber sie hatte keine Eigeninitiative mehr, etwas zu machen.

Das möchte ich eigentlich nicht. Und wenn man älter wird, wird man nicht kontaktfreudiger. Also von daher fand ich, so ein Raum tut es schon eher, ja, da findet man immer etwas, jemanden, der mit einem etwas unternimmt. Oder vielleicht auch jemand, der etwas besser beisammen ist als man selber, an dem man sich dann etwas stützen kann. Also ich sah auch Freundinnen meiner Mutter, die

eigentlich noch sehr vital waren im Kopf, die aber nicht mehr so gut gehen konnten und Angst hatten, in die Stadt zu gehen, weil sie das Gefühl hatten, sie würden überfahren, wenn sie so langsam über den Fussgängerstreifen gingen und solche Sachen. Und das verstehe ich auf eine Art, diese Unsicherheit, die überkommt einen auf einmal. Und das ist schon nicht toll.

Das einstige Familienhaus sei zu gross für die Mutter, für das Alter, sagt Susanne Maihofer. Da ist sie also wieder, die Vorstellung eines selbstbeschränkenden Alterns, wie es Thema ist in der Verdichtung *Über Selbstbeschränkung und weitere Tugenden* der Ordnung *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern*. Doch Susanne Maihofer mahnt ihre Mutter nicht nur zur Tugend. Vor allem dient sie ihr als Technik, sich vom Alter im einstigen Familienhaus zu distanzieren, vom einsamen, immobilen und angstbesetzten Alter, vom negativ, passiv-defizitär konnotierten Alter, wie es die Verdichtung *Alter als Verlust-erfahrung* in der Ordnung *Vom Alter wissen* auf dem gleichen Plateau behandelt. Zugleich verbergen sich im Akt der Distanzierung aber auch immer die je eigenen Altersverhandlungen und -deutungen: Wenn Susanne Maihofer es bedauert, dass ihre Mutter nicht mehr ins Theater oder ins Konzert gehe, dass sie weniger soziale Kontakte pflege, so sagt sie damit zugleich immer auch, was sie für ihr je eigenes Alter vorsieht: ein positives, aktiv-gesundes Altern in Gesellschaft, wie es wiederum die Ordnung *Altern als Aufgabe* bespricht.

Aber nicht nur das Ausharren der Mutter im einstigen Familienheim ist den Gesprächspartnerinnen und -partnern ein Dorn im Auge. Ebenso gilt das Altersheim als Distanzierungstechnik in Bezug auf ein defizitäres, isoliertes und entmündigtes Alter. Angelika Widmer will keine Marienkäfer auf Steine malen.

Angelika Widmer: Das ist ein grosses Problem, wenn jemand, der körperlich nicht mehr fit ist, in ein Altersheim kommt, wo du kein normales Gespräch führen kannst, weil alle so vor sich hindämmern. Da dämmerst du ja innert kurzer Zeit auch. Und das finde ich doch wahnsinnig, wie man im Alter beschnitten wird. Das ist eben gar nicht gut organisiert. Die Palliativmedizin ist gut organisiert. Aber so das geistige Wohlbefinden, das ist im Altersheim kein Thema. Ich möchte dann nicht um fünf Uhr irgendeinen Stein anmalen gehen müssen und einen Marienkäfer draus machen müssen.

Susanne Maihofers Haus der Mutter und Angelika Widmers Altersheim sind aber nicht alleine Techniken, sich vom Alter zu distanzieren. Vielmehr werden sie in den Erzählungen selbst zu Altersakteuren – das Haus macht einsam, das Altersheim trübt das Bewusstsein. Diesen Altersmachern kündigen die

Gesprächspartnerinnen und -partner. Aus diesem negativ-defizitär konnotierten Alter ziehen sie aus und brechen damit mit der bisherigen Wohnbiografie des Alters.

Aus den Umzugsplänen liest sich also eine Menge an Altersverhandlungen und -deutungen heraus, wie sie auf dem Plateau *Alter und Altern: Verhandelte Deutungen* zur Sprache kommen: Das defizitäre und das einsame Alter, das selbstbeschränkende und tugendhafte Alter, aber auch das selbstsorgische und selbstverantwortete biopolitische Alter und schliesslich das positive, aktive und gemeinsame Altern. Hinter dem Altersheim und im Haus der Mutter verbergen sich herkömmliche Altersverhandlungen und -deutungen, die nicht denjenigen der Gesprächspartnerinnen und -partner entsprechen. Im Wohnen kann man sich also auch vom Alter distanzieren und es zugleich neu verhandeln und deuten: Das negative Alter den anderen, der Mutter und dem Altersheim, für sich selbst aber eine neue Wohnform und damit ein neues, positiv konnotiertes Alter. Damit werden auch die Haus- und Wohngemeinschaften zu Altersakteurinnen, die das Alter neu zu verhandeln und zu deuten vermögen. Davon handelt die nächste Ordnung.

Altern in Gemeinschaft

Klaus Ritter wächst bei seinen Eltern in einer kleinen Gemeinde in der Schweiz auf. Auf die Lehr- und Wanderjahre, in denen er wiederholt umzieht, folgt die konstante Ehe- und Familienzeit im Eigenheim. Am Ende trennt sich Klaus Ritter von seiner Frau. Und die Kinder ziehen aus dem Familienhaus aus. Ebenso Klaus Ritter, der von Wohnung zu Wohnung zieht und nicht ankommt. Dann kommt die Pension und Klaus Ritter zieht in die Wohngemeinschaft und damit ins gemeinsame Altern ein. Doch nicht alle Wohnbiografien der Gesprächspartnerinnen und -partner folgen derjenigen von Klaus Ritter. Die Wohnweisen und Lebensverläufe unterscheiden sich.

Die einen wohnen lange entlang der bürgerlichen Kleinfamilie. In ihren Wohnbiografien dominieren Festigkeiten, ihre Wohnweisen sind gesellschaftlich normiert: Auf das Elternhaus folgen kurze Lehr- und Wanderjahre in vorübergehend wechselnden Wohnprovisorien, den Blick stets auf die angestrebte Ehe- und Kinderzeit im verfestigten Familienheim gerichtet. Vater, Mutter, zwei Kinder. Vereint im Eigenheim. So sieht es die institutionalisierte Normbiografie vor. Der Verlust des Partners, der Partnerin, der Auszug der Kinder ist darin nicht vorgesehen. Deshalb harren die Gebliebenen alleine aus im Familienheim, das keines mehr ist. Deshalb ziehen sie von Wohnung zu Wohnung und keine passt. Oder aber sie ziehen in eine Haus- oder Wohngemeinschaft.

Andere aber sind von Anfang an unsteter, leben entgegen den gesellschaftlichen Konventionen. Sie sind alleinstehend, kinderlos, homosexuell. Gesellschaftlich vorgesehene Wohnweisen gibt es für sie nicht. Umzüge charakterisieren die Liminalität dieser Wohnbiografien. Oder aber sie ziehen in eine Haus- oder Wohngemeinschaft.

Gemeinschaftliche Wohnformen sind also Möglichkeit der Verfestigung jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie. So treffen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner trotz unterschiedlicher Wohnbiografien in den Haus- und Wohngemeinschaften. Mit dem Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaft aber enden die Wohnbiografien (vorerst) einheitlich. Die Lebensverläufe entwickeln also bei allen Unterschieden Gemeinsamkeiten.

Gemeinsam ist ihnen zunächst die Lebensphase: Ihre Themen handeln vom späten Berufsleben, von der Auseinandersetzung mit der Verrentung, vom Auszug der Kinder, von der Scheidung oder vom Tod des Partners, der Partnerin, aber auch von Freiheit, Selbstständigkeit und vom Tun. Gemeinsam ist ihnen sodann, dass sie alleine wohnen. Und dass sie zumeist keinen Partner, keine Partnerin haben. Während das Alleinwohnen bei den einen also Lebensthema ist, wird es bei den anderen erst mit dem Auszug der Kinder, dem Verlust der Partnerin, des Partners und der Verrentung zum Tagesgeschäft. So oder so: das Alleinsein und die Kampfansage an dieses sind essenzieller Bestandteil der Haus- und Wohngemeinschaften. Eine neue Lebensphase also, die eine neue Wohnform braucht? Entlang der Wohnbiografien erzählt, ist der Einzug in die Gemeinschaft jedenfalls immer auch Eintritt ins Alter.

In der Wohngemeinschaft trifft sich also das Alter ebenso, wie es meine Gesprächspartnerinnen und -partner tun. Anders ausgedrückt: Wer in die Haus- oder Wohngemeinschaft zieht, zieht nicht nur in die Gemeinschaft, sondern zugleich auch ins Alter ein. Für die Wohnbiografien heisst das, dass der Einzug in die Gemeinschaft die nachfamiliäre, nacheheliche und nachberufliche Lebensphase, die erste Lebensphase des Alters bedeutet. Damit werden Haus- und Wohngemeinschaften zum Verhandlungs- und Deutungsort des Alters – oder anders: Altern wird in der Gemeinschaft verhandelt und gedeutet.

Klaus Ritters reflexive Altersverhandlungen und -deutungen in der Wohngemeinschaft zeigen ein nachberufliches, nachfamiliäres und nacheheliches Alter. Sie zeigen ein Alter, das sich einerseits abgrenzt von einem als sozial und gesellschaftlich isoliert konstruierten Alter. Sie zeigen andererseits ein Alter, das körperlich eingeschrieben ist, das aber weder abhängig noch krank ist. Und schliesslich zeigen sie ein aktiv-gesundes Altern, das als Aufgabe wahrgenommen und so zur selbstverantworteten Technologie wird. Ein Alter, auf das ein weiteres folgen wird. Und ein Alter, das immer auf ein Gewordensein hindeutet. Diesem gleichzeitig defizitären wie erfolgreichen Altern entsprechend wohnt Klaus Rit-

ter: In der Wohngemeinschaft ist er nicht alleine, hier teilt er sich die Aufgaben, hier geht er gemeinsam wandern und schwimmen, hier feiert er gemeinsam Feste, hier verhandelt und deutet er sein Altern neu, kurz: Hier wohnt er.

Doch was ist denn anders am Wohnen im Alter? Warum ziehen die Gesprächspartnerinnen und -partner ins Alter ein? Und worin unterscheiden sich Haus- und Wohngemeinschaften von anderen Wohnweisen? Diesen Fragen gehen die Verdichtungen dieser Ordnung nach.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner diskutieren ihr Wohnen entlang ihrer verhandelten Deutungen von Alter und Altern: Zwischen Wissensmaschinen und selbstverantworteter Biopolitik, zwischen Defizit und Aktivität – geradeso wie in den Ordnungen *Vom Alter wissen* und *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern*. Die Verdichtung *Altersgerecht? Von Stadtnähe und Fahrstühlen* zeigt deshalb, wie Haus- und Wohngemeinschaften altersgerechten Kriterien zwischen negativem, passiv-defizitärem und positivem, aktiv-gesundem Alter entsprechen: Die Gesprächspartnerinnen und -partner sprechen von Barrierefreiheit, Wohnlagen, Angeboten, Anbindungen und Dienstleistungen.

Wie sich aber die Gemeinschaft als solche für das Alter qualifiziert, davon handeln die darauffolgenden Verdichtungen, die davon erzählen, wie das Altern in der Gemeinschaft neu verhandelt und gedeutet wird – geradeso wie es die Ordnungen *Sich dem Alter entziehen* und *Alter im Selbstentwurf* auf dem Plateau *Alter und Altern* zum Inhalt haben. Die Verdichtung *Gemeinsam nicht allein sein: Reden und helfen* spricht über die Angst, alleine zu sein, und darüber, wie die Gemeinschaft ein defizitär gedeutetes Alter neu verhandelt, indem sie sich hilft. Die Verdichtung *Alltagsaltern: Wandern und ins Kino gehen* richtet das Augenmerk schliesslich auf die gemeinschaftlichen Neuverhandlungen und -deutungen eines erfolgreichen, gelungenen Alterns und zeigt, wie die Gemeinschaft Alltag gestaltet.

Haus- und Wohngemeinschaften sind damit Räume der Neuverhandlung und -deutung eines Alterns im Dazwischen – zwischen defizitären Wissensmaschinen und selbstverantworteter Biopolitik: Gemeinschaftlich Wohnen heisst also immer auch, das gelingende Altern zur gemeinsamen Aufgabe zu machen. Passiv-defizitäres und aktiv-gesundes Alter findet gleichzeitig und dazwischen statt, geradeso wie es die Ordnung *Alter als Erzählung* auf dem Plateau *Alter und Altern* für die Verhandlungen und Deutungen der Gesprächspartnerinnen und -partner resümiert. Vom Wohnen zwischen den Altern handeln also die Verdichtungen dieser Ordnung.

Altersgerecht? Von Stadtnähe und Fahrstühlen

Zunächst stellen die Gesprächspartnerinnen und -partner das Alter und Altern betreffende Anforderungen an Haus und Umgebung, an Organisationsstrukturen und letztlich auch an sich selbst: Sie sprechen von Fahrstühlen, Treppengeländern, Rollstuhlgängigkeit und Pflegediensten, von Stadtnähe, kulturellen Angeboten und Anbindung an den öffentlichen Verkehr, von Gemütlichkeit und Haushaltsauflösungen.

Hans Haas: Wenn wir so etwas machen, wollen wir uns nicht verschlechtern gegenüber demjenigen, was wir vorher hatten. [...] Es sollte mindestens gleich gut sein. Und einfach noch irgendwie etwas altersadäquat sein. [...] Also es macht keinen Sinn, dass du eine Wohnung nimmst, in der es nicht mal einen Lift hat, und du mit 70 in den dritten Stock hoch musst.

Jutta Nolte: Ich möchte mehr in die Stadt.

Hans Haas: Also wenn schon, möchte ich auch in die Stadt. Dann brauchst du kein Auto mehr. Dann bist du wirklich gerade beim öffentlichen Verkehr. Und hast alles rundherum. Die Einkaufsmöglichkeiten und alles. Weil wenn du auf dem Land bist, musst du trotzdem für den Einkauf wieder in die Stadt, musst es heimtragen.

Jutta Nolte: Und die Stadt hat halt viele Möglichkeiten, auch was die Lebensqualität im Alter anbelangt, finde ich. Weil es ist eigentlich alles vorhanden, in einer Stadt. Der Markt, schöne Läden, in denen du gut einkaufen kannst, du hast nicht einfach nur den Supermarkt wie auf dem Land. Und man hat ja dann Zeit. Dann holt man vielleicht den Fisch da und das dort und so. Das ist für mich im Alter auch Lebensqualität, wenn man dann mehr Zeit hat für solches.

Hans Haas: Oder der Arzt, der Zahnarzt, die Apotheke, alle diese Sachen sind dann alle in der Nähe.

Jutta Nolte: Eben, all das, das Kino, das Theater, alles ist nahe. [...] Du kannst von überall mit dem Taxi oder zu Fuss heim oder so.

Hans Haas: Also das finde ich auch, das ist der grosse Vorteil der Stadt, unbedingt. Man braucht kein Auto mehr, man kann es auch viel einfacher loslassen, als wenn du weiter draussen bist, wo du zuerst fünf Minuten oder ich weiss nicht wie lange, zum Bus laufen und auf den Bus warten und in die Stadt rein musst, bis du am Bahnhof bist. Das ist eben der Vorteil der Stadt. Dann kannst du sagen, in der Stadt brauche ich kein Auto. Und das ist auch etwas, was viele verpassen, aufhören Auto zu fahren. Das finde ich furchtbar, wenn sie da mit 80, 85, sie können kaum mehr laufen und sind halb blind und fahren immer noch Auto.

Wenn Jutta Nolte und Hans Haas von ihrem zukünftigen Wohnen sprechen, so folgen sie sowohl negativ-defizitären als auch positiv-aktiven Altersdeutun-

gen, die in den Wohnnerzählungen gleichzeitig stattfinden. Während Hans Haas von Fahrstühlen, vom Aufgeben des eigenen Autos, von guter Anbindung an den öffentlichen Verkehr, von Ärzten und Apotheken spricht, denkt er an ein krankes Alter, dessen Mobilität eingeschränkt ist – an ein Alter also, das Sie aus der Verdichtung *Alter als Verlust Erfahrung* der Ordnung *Vom Altern wissen* auf dem Plateau *Alter und Altern* kennen. Anders interpretiert Jutta Nolte die Stadt, wenn sie von Lebensqualität und Zeit, vom Besuch von Märkten, vom Kino und Theater oder vom kurzen Heimweg am Abend erzählt und dabei ein aktives und gesundes Altern vor Augen hat – ein Alter also, das Sie aus der Verdichtung *Zwischen Verpflichtung und Vergnügen* der Ordnung *Altern als Aufgabe* auf dem gleichen Plateau kennen. Einig aber sind sich die beiden darin, dass Infrastruktur und Stadtnähe zu einem, wie sie es nennen, altersadäquaten Wohnen gehören, das aktives und defizitäres Alter zusammendenkt.

Erika Meyer hingegen beschreibt altersgerechtes Wohnen entlang ihrer Biografie – geradeso wie es die Ordnung *Wohnbiografien* zum Inhalt hat: Während Ausbildung und Beruf dem Wohnen wenig Beachtung schenken, sind es während der Familienzeit die Kinder, die den Raum vorgeben. Fürs Alter aber wählt Erika Meyer die Attribute Ruhe und Gemütlichkeit, Zuschreibungen also, denen Sie bereits in der Verdichtung *Über das Sichaltfühlen* der Ordnung *Alter im Selbstentwurf* auf dem Plateau *Alter und Altern* begegnet sind.

Rebecca Niederhauser: Wie unterscheidet sich das Wohnen im Alter?

Erika Meyer: In der Jugend war es so, dass man irgendwo wohnte und vor allem arbeitete oder in die Schule ging, was auch immer man machte. Mit der Familie wurde das Wohnen wieder recht zentral. Dass man gut wohnen kann. Also auch für die Kinder einen guten Raum hat. Und heute, was soll ich sagen, ist das Wohnen für mich wichtiger. Dass ich vielleicht auch ruhiger wohne, es nicht mehr so lebhaft habe wie früher. Da bin ich eigentlich froh. [...] Es muss einfach ruhig und gemütlich sein. Das ist schon auch ein wichtiger Teil.

Rebecca Niederhauser: Muss man beim Wohnen im Alter gewisse Sachen besonders berücksichtigen?

Erika Meyer: Also ich glaube, langfristig ist es beim Wohnen im Alter sehr wichtig, dass man eine gute öffentliche Anbindung hat. Also dass man nicht auf ein Auto angewiesen ist. Dass man eigentlich auch überall hinlaufen kann, wenn es drauf ankommt. Dass man sich auch innerhalb vom Haus gut bewegen kann. Und wenn möglich auch von aussen mal Hilfe beanspruchen könnte, wenn es nötig ist. Also ich glaube, es ist schon noch gut, wenn man zentral wohnt und nicht irgendwo weit draussen. Und auch keine Treppe hat, die man nicht rauflaufen kann.

Dass das Wohnen für Erika Meyer im Alter wichtiger wird, sie viel (erzählte) Zeit daheim verbringt, ist dem Wissen aus der Ordnung *Vom Alter wissen* auf dem Plateau *Alter und Altern* geschuldet. Denn dahinter verbirgt sich ein unsichtbares, zurückgezogenes, passives und zunehmend krankes Alter, das am Alltag ausserhalb des Wohnens immer weniger teilnimmt. Hierzu passen auch die infrastrukturellen Besonderheiten, die sie auf Nachfrage auflistet: Stadtnähe und Anbindung an den öffentlichen Verkehr, externe Pflegedienste und Hindernisfreiheiten – sie alle kompensieren Defizite der auf Verluste fokussierten Altersdeutung. Und wieder wird das Auto zum Sinnbild einer eigenständigen Mobilität, die dem Alter abgesprochen wird.

Zum altersgerechten Wohnen gehört aber auch ein Anspruch an sich selbst: Für das Wohnen im Alter gesteht sich Barbara Clarks weniger Raum zu, spricht von einer altersbedingten Haushaltsreduktion.

Barbara Clarks: Also man denkt ja, je älter man wird, doch mehr über das Alter nach. Mir würde bald ein Zimmer oben reichen. In dem ich so meinen Stuhl habe, einen Tisch zum Schreiben, ein gemütliches Bett. Ja, ich bin gerne daheim. Also ich habe jetzt nicht das Gefühl, ich müsste raus. Jetzt endlich reisen. Ich muss noch wegen der Familie reisen, weil die so verteilt ist. Aber nicht aus dem Bedürfnis nach Freiheit heraus.

Altersgerecht wohnen wird damit zur selbstbeschränkenden Aufgabe und damit Teil erfolgreichen Alterns, wie es die Verdichtung *Über Selbstbeschränkung und weitere Tugenden* der Ordnung *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern* vorsieht.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner erzählen altersgerechtes Wohnen zwischen Rückzug nach innen und Ausgangspunkt nach aussen, zwischen krank und gesund, zwischen passiv und aktiv, zwischen Wissensmaschinen und Biopolitik – Altersverhandlungen und -deutungen, wie Sie sie aus den Ordnungen *Vom Alter wissen* und *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern* kennen. Während Fahrstühle, Treppengeländer, öffentlicher Verkehr und die ruhige Wohnlage defizitären, unsichtbaren Altersdeutungen entsprechen, verweist Stadtnähe auf ein erfolgreiches, sichtbares Alter, das an der urbanen Dichte teilnimmt und der verkleinerte Wohnraum deutet wiederum auf ein selbstbeschränkendes Altern hin, das sich wenig Bedürfnisse zuspricht.

Doch bis hierher unterscheiden sich die Haus- und Wohngemeinschaften kaum von herkömmlichen Wohnweisen im Alter: Pflegeambulatorien, Barrierefreiheit und Bushaltestellen vor der Tür finden sich auch in konventionellen Siedlungen und Residenzen – in den gerontologisch angepriesenen Wohnweisen also. Ausschlaggebend für den Einzug in die Gemeinschaft sind sie daher kaum,

die technischen und baulichen Helfer. Nur so lässt sich erklären, warum in der Hausgemeinschaft von Hannah Bircher weder alle Wohnungen hindernisfrei gebaut sind noch der Anschluss an den öffentlichen Verkehr vorhanden ist. Erst also die Gemeinschaft vermag Haus- und Wohngemeinschaften zu Orten der Neuverhandlung und -deutung des Alters und Alterns zu machen. Um deren Qualifikation zum altersgerechten Wohnen soll es im Folgenden gehen.

Gemeinsam nicht allein sein: Reden und helfen

Warum sich die Gesprächspartnerinnen und -partner also für die Haus- oder Wohngemeinschaft entscheiden, vermag kaum mit gemeinhin als altersgerecht definierten Kriterien – dem Vorhandensein eines Fahrstuhls, der guten Busverbindung oder dem Angebot ambulanter Pflege und Betreuung – erklärt werden. Doch im Forschungsgespräch über das Wohnen synthetisiert sich etwas, was beim Gespräch über das Alter und Altern nicht oder wenn, dann nur am Rande aufflackert, aber eng mit den Altersvorstellungen verknüpft ist: die Angst vor dem Alleinsein. Im Wohnen wird damit das Nichtsagbare sagbar.

Rebecca Niederhauser: Ist das Wohnen im Alter überhaupt anders?

Barbara Clarks: Ja. Weil einfach das Thema Einsamkeit, Abhängigkeit, Wahrgenommenwerden Thema ist. Und wenn du dich mit Menschen umgibst, dann wirst du auch wahrgenommen. [...] Ich glaube darum ist das Wohnen wichtig. Wie will ich wohnen? Ich will ja nicht vereinsamen. Ich will ja nicht drei Tage tot in der Wohnung liegen. Alle diese Schreckstors, die wir hören. [...]

Auch Erich Huber und Hannah Bircher haben ihre Angst vor dem Alleinsein in der Gemeinschaft bewohnt.

Rebecca Niederhauser: Warum ist es überhaupt eine Hausgemeinschaft geworden?

Erich Huber: Dass man eben gemeinsam alt wird. Und nicht alleine in der eigenen Wohnung oder im eigenen Haus versauert, auch wenn man zu zweit ist.

Hannah Bircher: Ich glaube, das haben wir noch nie angesprochen, die Vereinsamung, das ist natürlich auch ein ganz wichtiger Grund. [...]

Erich Huber: Es ist einfach das Umgehen mit dieser Altersvereinsamung, Altersisolation. So in diesem Sinne. Dass man darauf angewiesen ist. Es gibt Freunde, die sterben weg, und die Kinder interessieren sich nicht mehr so für einen, die haben eigene Familien und so solche Sachen. Während hier doch eine Gemeinschaft vorhanden ist.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner haben – zumal, wenn sie in der Wohngemeinschaft wohnen – in der Regel keine Partnerin, keinen Partner und die Familienzeit ist ebenso zu Ende wie die Berufszeit. Wohnbiografisch, wie in der vorangehenden Ordnung *Wohnbiografien* dargestellt, fällt der Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaft mit dem Ende der Partnerschaft, dem Ende der Familienzeit und dem Ende der Erwerbstätigkeit zusammen und leitet eine neue Lebensphase ein.

Hinter der Angst vor dem Alleinsein verbergen sich also negativ-defizitäre Altersdeutungen, wie sie Thema sind in der Ordnung *Vom Alter wissen* auf dem Plateau *Alter und Altern*. Gemeinsam alt zu werden und gemeinsam gegen die Einsamkeit zu wohnen, beinhaltet deshalb immer auch – zumindest bis zu einem gewissen, nicht klar bestimmten Grade – altersbedingte körperliche und geistige Defizite zusammen zu bewältigen.

Rebecca Niederhauser: Haben Sie gemeinsame Ziele oder Grundsätze?

Erika Meyer: Wir probieren, gemeinsam alt zu werden. Auch im Sinne von einander auszuhelfen, wenn Bedarf ist, oder zu unterstützen. Und sozialen Kontakt zu pflegen und einfach auch nicht zu vereinsamen, also dass man eben in Kontakt ist. [...]

Rebecca Niederhauser: Wenn Sie Ihre Wohngeschichte anschauen, haben Sie das Gefühl, Ihre Biografie oder auch Ihre Generation spielen eine Rolle, wie Sie am Schluss wohnen?

Erika Meyer: Ja, ich glaube, meine Geschichte spielt schon eine Rolle, wie ich am Schluss wohne. Also dass ich jetzt in einer WG wohne. Das hat natürlich schon damit zu tun, dass ich zum Beispiel geschieden bin. Weil als ich geheiratet habe, hätte ich ja nie gedacht, dass ich mich mal scheide und mal aus diesem Haus raus gehe. In dem Sinne hat ja meine Geschichte schon damit zu tun. [...]

Rebecca Niederhauser: Und warum ist die WG eine geeignete Form?

Erika Meyer: Dass man nicht vereinsamt. Dass man immer wieder herausgefordert ist, mit Menschen zusammen in Beziehung zu treten und nicht einfach stur seinen Weg gehen kann und sich solche Angewohnheiten angewöhnt, wo niemand mehr reinredet. Man muss immer flexibel bleiben, tolerant und offen. Das finde ich einen ganz wichtigen Punkt. Und ich finde es einfach auch spannend, diese Diskussionen, wir haben spannendste Diskussionen. [...] Es ist auch wichtig im Leben, dass man auch Phasen hat, in denen man alleine wohnt, absolut. Aber jetzt bin ich froh, dass ich nicht alleine irgendwo in einer Wohnung wohne. Und auch, dass ich diese Begegnungen spontan habe und nicht immer zuerst abmachen muss und ans Telefon gehen muss.

Erika Meyer spricht aber nicht nur von der Kompensation körperlicher Defizite. Ebenso spricht sie von Flexibilität, Toleranz und Offenheit. Über das erfolgreiche Altern in Gemeinschaft spricht die folgende Verdichtung *Alltagsaltern: Wandern und ins Kino gehen*.

Dadurch, dass sich Erika Meyer und mit ihr weitere Gesprächspartnerinnen und -partner bewusst gegen eine neue Partnerschaft entscheiden und stattdessen in die Haus- und Wohngemeinschaften einziehen, werden diese zur emanzipierten Wohnform, wie es Thema ist in der Verdichtung *Wenn die Männer fehlen* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* auf dem Plateau *Wohnen*. Dass die Haus- und Wohngemeinschaften keine Notlösung sind, sondern eine bewusste Entscheidung, die der Vorbereitung bedarf, davon handelt die Verdichtung *Von der Idee zum Konzept* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft* auf dem gleichen Plateau, die von der dem Einzug in die Gemeinschaft vorangehenden intensiven Auseinandersetzung mit der gemeinsamen Wohnweise erzählt.

Hört man aber Angelika Widmer zu, so wird man das Gefühl nicht los, dass die Haus- und Wohngemeinschaften auch ein ganz anderes Ziel verfolgten: Sie sollen das Altern verhindern, zumindest hinauszögern, sie sollen das Altersheim umgehen. Hier erscheint das Altersheim also wieder, wie Sie es aus der Verdichtung *Nicht wie die Mutter: Ins Alter einziehen* der Ordnung *Wohnbiografien* kennen.

Angelika Widmer: Es wurde ganz materialbezogen diskutiert. Ausser mit der Sicherheit, dass das eine unkomplizierte Nachbarschaftshilfe ist, dass man länger selbstständig wohnen könnte und nicht in ein Altersheim müsste. Das war aber gerade von Anfang an so der Anstoss, möglichst lange selbstständig zu leben, dass das wie abgedeckt ist, diese gegenseitige Unterstützung. Aber sonst ist es eher so, dass es sicher einen Lift haben muss, es muss gut erreichbar sein, man muss mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar sein, das waren rein materielle Dinge. Aber das Altwerden selber als Thema, das war eher implizit einfach etwas, das war wahrscheinlich die treibende Motivation.

Auch Peter Tanner möchte noch nicht ins Altersheim. Er entscheidet für sich und seine Frau, dass die Hausgemeinschaft für beide Vorteile mit sich bringe.

Peter Tanner: Und am Schluss hörte ich das von der Hausgemeinschaft. Und entschied, dass das für uns eigentlich noch besser ist. Wenn man im Alter noch etwas Hilfe hat. Wenn man zu jemandem gehen kann, du könntest du mir. Vor allem dann, wenn dann mal einer von uns beiden stirbt, dass der andere dann nicht total alleine in der Wohnung drin ist. Und wir haben auch keine Kinder, die dann schauen könnten, was passiert. Und dann ist es eben gut, wenn man eine Stütze hat, wenn man jemanden hat, mit dem man verkehren kann, den man kennt,

den man schon lange kennt. Das ist ein riesiger Fortschritt im Gegensatz zum Altersheim. Und man sollte auch rein können, solange man noch mag. Also man möchte sich hier ja etwas einbringen. Das ist eigentlich auch das, was wir erwarten. Man nimmt jemanden, der bereit ist, sich einzubringen, auf irgendeine Art, der bereit ist zu helfen und auch Hilfe annimmt. [...] Das ist ein wichtiger Punkt. Solange man kann. Irgendwann kommt der Punkt, wo man auch das nicht mehr kann, wo man wirklich auf Hilfe angewiesen ist, wo man dann auch froh ist, wenn man eine Bezugsperson hat. [...] Und auf diese kann man dann auch zurückgreifen, dieser kann man dann auch vertrauen. Dass man, wenn man etwas hat, dann rufen kann und sagen, du könntest du mir einkaufen gehen, könntest du mir den Rücken waschen oder was weiss ich. Also einfach so das, was dann nötig wird. Und das kann man nicht bei jedem.

Und bei diesem Projekt, da habe ich gesagt, genau das ist es. Und ich musste dann noch meine Frau überzeugen, dass das auch für sie das Beste ist. [...]

Rebecca Niederhauser: Was braucht es denn beim Wohnen im Alter?

Peter Tanner: Klar ist es nicht das Alter alleine. Es ist auch ein Befinden. [...] Man fängt dann an zu suchen, was gibt es überhaupt für Möglichkeiten. Also Altersheim ist ja weit, weit weg. Das reicht dann mal noch, wenn man so 88, 90 ist. Und mit 65 möchte man ja noch vieles machen. Aber man muss dann schauen, dass es nicht plötzlich zu spät ist. [...] Aber man macht sich eben diese Gedanken mit 65 schon. Man ist pensioniert, fällt eventuell in ein Loch rein, wenn man keine Hobbys hat. Und dann muss man wirklich eine Umgebung haben, die einen etwas hält. Auf einem gewissen Level. Wo man auch Gleichgesinnte um sich hat, mit denen man noch etwas machen kann. Und ich glaube, das sind alles Überlegungen, die man sich dann einfach automatisch macht. Was mache ich nach der Pension mit der Zeit? Man kann auch nicht immer reisen gehen. Das Geld muss ja auch noch vorhanden sein. Und man kann auch nicht ins Fitness, dauernd rumrennen und Zeugs und Sachen. Macht man vielleicht auch mal, aber irgendwann ist auch das fertig. Also muss man eine Umgebung finden.

Für Peter Tanner ist die Hausgemeinschaft mehr als nur Absicherung gegen das Alleinsein, mehr als unkomplizierte Pflege- und Betreuungsmöglichkeit. Und sie ist vor allem kein Ersatz für spätere Wohnformen. Er spricht von einem Befinden und von einer Umgebung, die ihn trägt, von gemeinsamen Unternehmungen. Und wenn er abschliessend meint, er könne weder ständig auf Reisen noch dauernd ins Fitness gehen, verweist er auf ein erfolgreiches Altern, dessen Selbstverantwortung in der Gemeinschaft geteilt und gemeinsam bewältigt wird.

Haus- und Wohngemeinschaft vermögen also die Ängste und Verluste des Alters neu zu deuten: die Gesprächspartnerinnen und -partner reden miteinander

der und helfen einander aus. Sie definieren dispositiv definierte Gefahren und Defizite, wie sie in der Ordnung *Vom Alter wissen* auf dem Plateau *Alter und Altern* festgeschrieben sind, im gemeinschaftlichen Wohnen neu. Zusammen alt zu werden, heisst aber nicht nur, nicht alleine zu sein und einander zu helfen, wenn der Körper nicht mehr mag. Zusammen alt zu werden, heisst ebenso, einander intellektuell anzuregen und den Alltag gemeinsam zu gestalten. Über Praktiken erfolgreichen Alltagsalters in biopolitischer Anlehnung, über körperliche und geistige Fitness in der Gemeinschaft spricht deshalb die nächste Verdichtung.

Alltagsaltern: Wandern und ins Kino gehen

Als Orte der Neuverhandlung und -deutung, als Herstellungsräume und Praktik, sind Haus- und Wohngemeinschaften nicht nur Bewältigungsmomente defizitär verstandenen Alters, nicht nur Sprechräume des Nichtsagbaren, sondern ebenso immer auch Möglichkeitsräume erfolgreichen Alterns. Zu den Neuverhandlungen und -deutungen des Alters und Alterns in der Gemeinschaft gehört deshalb auch das biopolitische Credo des erfolgreichen Alterns aus der Ordnung *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern*, dessen Selbstverantwortung sich in der Gemeinschaft teilt. Jenseits von gegenseitigen Hilfestellungen wollen Alltage also gemeinsam gestaltet werden.

Claudia Nowak: Ich denke schon, dass man es mehr genießt, wenn man sonst eben viel Struktur hat, sehr strukturiert ist. Und wenn man diese Struktur nicht durch die Arbeit bekommt, muss man sie sich selber geben. Das ist nicht so einfach. Und das ist natürlich auch einfacher, wenn man in einer Gemeinschaft lebt. Dann sind so Strukturen einfach auch etwas vorgegeben. Oder man kann in Strukturen reingehen.

Claudia Nowak spricht von Strukturen, die den Alltag ordnen und die Einzelnen anleiten. Nur wer seinen Pflichten nachgekommen sei, so Claudia Nowak im Gespräch, könne das Schönhaben geniessen. Das ist die Argumentation der Biopolitik in Selbstverantwortung, erfolgreich altern gelingt nur dem, der gesundtut, nur dem, der seinen Verpflichtungen nachkommt, nur dem, der sich selbst beschränkt. Müsiggang und Völlerei hingegen werden mit einem scheinenden Altern bestraft – so zumindest das biopolitische Versprechen. In diese Richtung weisen auch die gemeinschaftlichen Fitnessräume einzelner Hausgemeinschaften, etwa in der Hausgemeinschaft von Peter Tanner oder Susanne Maihofer. Auf eine ganz andere Form von Fitness in der Gemeinschaft verweist

Jutta Nolte, die von sozialer und geistiger Fitness spricht. Kristina Schwab betont den Wissensspeicher ihrer Wohngemeinschaft.

Rebecca Niederhauser: Macht ihr auch sonst Sachen miteinander? Also zum Beispiel die Freizeit zusammen verbringen, also von Fernschauen bis zu ins Kino gehen?

Kristina Schwab: Ja, das gibt es. Also unterschiedlich. [...] Wir sind jetzt zu dritt, die immer Müller Giacobbo [Late-Night-Show und Satiresendung des Schweizer Fernsehens SRF, 2008–2016, R. N.] schauen am Sonntagabend, das ist so eine eingespielte Sache. Oder es sagt jemand, ich gehe ins Kino, hat jemand Lust mitzukommen. Dann ergibt sich das spontan. Also es ist sehr individuell. Aber da sind durchaus recht starke Verbindungen da. [...] Und was für mich auch noch wichtig ist, ist der Wissensaustausch. Also das ist an sich einer der grossen Pluspunkte einer WG. Ich habe dermassen viele Sparten um mich rum. Wenn ich irgendeine Frage habe, ich habe eigentlich für fast alles eine Fachfrau oder einen Fachmann. [...] Also da habe ich ein wahnsinniges Angebot an Knowhow, das um mich rum ist, das ich gratis zur Verfügung habe. Und das ist für mich auch etwas von diesem Miteinander. Dass ich quasi Ratschläge holen gehen kann. Das gehört für mich auch zum Zusammenmachen, also der Wissensaustausch.

Wurden bis anhin Sportivitäten und Ehrenämter als Biopolitik in Selbstverantwortung interpretiert, kommt hier eine weitere Deutungsdimension hinzu: Sie sind ebenso Alltagsgestalter jenseits von Partnerschaft, Familie und Beruf. Eben solche Alltagsgestalter sind auch die Alltage in den Haus- und Wohngemeinschaften.

Rebecca Niederhauser: Und das Zusammenleben, organisieren Sie dieses?

Susanne Maihofer: Wir haben im Sommer jeweils ein Sommerfest, wir haben ein Weihnachtessen, zu dem jeder einfach etwas mitbringt. Wir haben einmal im Monat eine Vollmondsuppe, für die zwei eine Suppe kochen, für diejenigen im Haus, fürs Quartier, diejenigen, die kommen möchten und sonst Freunde. Also diese Vollmondsuppe ist regelmässig. Die haben wir jetzt etwa seit drei, vier Jahren. Vorher hatten wir mal ein SpaghettiesSEN, mal Gschwelli [Pellkartoffeln, R. N.], mal ein Fondue, irgendwie so. Und die Vollmondsuppe ist jetzt halt einfach regelmässig. Und seither finden die anderen Sachen nicht mehr statt. Es ist so, wie wenn es zu viel wäre. Wir hatten zwischendurch mal noch einen Mittagstisch, einmal pro Monat. Zwei kochten jeweils. Wenn schon, sollten es mehr sein, die sich dafür engagieren. Sonst funktioniert es nicht. Und jetzt ist das halt wieder eingeschlafen. Man muss halt manchmal Sachen probieren. Und wenn es halt nicht geht, ist das Bedürfnis nicht hier, sage ich mir immer. [...]

Rebecca Niederhauser: Wie erleben Sie das Gemeinsame?

Susanne Maihofer: Ich sage einfach, im Grossen und Ganzen sind wir eigentlich ein ganz gewöhnliches Mehrfamilienhaus, einfach jetzt mit Leuten 50 plus, circa. Wir sind einander einfach nicht so gleichgültig. Also man hat mehr Interesse aneinander, das ist eigentlich das Gemeinsame. Einmal machen wir noch einen Ausflug, im Sommer, meistens eine Wanderung oder irgendwie so was. Aber wir machen nicht viele Sachen alle zusammen. Früher machten wir viel mehr. Sagen wir die ersten fünf, sechs Jahre machten wir viel mehr zusammen. [...] Das war toll. Das fand ich gut. Aber wie gesagt, jetzt nach zwölf Jahren, man kennt die Leute ein wenig. Man ist vielleicht nicht mehr so, das Interesse ist nicht mehr ganz gleich. Ich denke, das macht halt schon etwas aus. Und diejenigen Leute, die man immer mochte, das ist immer noch so. Und eben, wenn wir miteinander essen, ist es einfach im kleineren Kreis. [...] Also klar ist es auch schön, mal ein grosses Fest unten zu haben oder so. Aber für das Alltägliche gefällt mir das besser.

Die Erzählungen der Hausgemeinschaften haben eines gemeinsam: Sie berichten von anfänglicher Euphorie, von wenig Interesse, von immer häufiger geschlossenen Wohnungstüren. Von nicht (mehr) stattfindenden gemeinschaftlichen Wohnalltagen. Von der Einsamkeit in der Gemeinschaft handelt die Verdichtung *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden der Ordnung Auszüge aus der Gemeinschaft auf dem Plateau Wohnen*.

Während die gemeinschaftliche Alltagsgestaltung in den Hausgemeinschaften immer weniger wird, sind die Wohnalltage in den Wohngemeinschaften weit strukturierter.

Rebecca Niederhauser: Wie organisiert ihr euer Zusammenleben?

Barbara Clarks: Wir haben die Abmachung, dass wir nach Möglichkeit am Mittag zusammen essen. Das ist einfach wegen der Information wichtig. Wir haben dafür kaum je eine WG-Sitzung, also einen Abend, an dem man sagt, jetzt müssen wir mal. Einmal kommen wir noch wegen den Finanzen zusammen. Das macht der Klaus. Einmal im Jahr legt er uns das dar. Dann machen wir mit der Agenda einen Abend ab und sagen, dann treffen wir uns. Ansonsten geschieht alles beim Essen. Also das Interview mit der Rebecca Niederhauser, wann machen wir das, holt die Agenda. Das geschieht alles dort.

Rebecca Niederhauser: Macht ihr auch etwas zusammen?

Barbara Clarks: Also wir wandern gerne zusammen. Tageswanderungen. Oder Mehrtageswanderungen. Das machen wir gerne. Wir sind auch schon einfach eine Woche in die Ferien zusammen, was dann auch Wanderferien sind, aber stationär. Wir arbeiten gerne zusammen im Garten. Das ist auch zusammen. Da kommen auch tolle Gespräche zustande. Jemand von uns spielt gerne und wir

anderen drei finden, das und das und das mache ich vorher noch lieber. Aber das kann sich vielleicht auch noch ändern, aufs Alter hin.

Rebecca Niederhauser: Wie oft ist das, dass ihr etwas zusammen macht?

Barbara Clarks: Also gestern sind wir zum Beispiel zusammen ins Kino. Aber dass alle vier miteinander etwas machen, das ist also, da staunt man, wie schwierig das ist, einfach von der Zeit her. [...] Ich finde, wir machen doch oft etwas zusammen. Wenn arbeiten auch geht. Wenn miteinander im Garten arbeiten auch als zusammen etwas machen gilt, so machen wir oft etwas zusammen.

In den Haus- und Wohngemeinschaften finden die Gesprächspartnerinnen und -partner Alltagsgestalter in verschiedenen Qualitäten: Zunächst wären da die gemeinsamen Wohnalltage wie sie die Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* auf dem Plateau *Wohnen* zum Inhalt hat. Hierin gehört die gemeinsame Haushaltsführung ebenso wie die gemeinsamen Mahlzeiten. Hierhin gehören aber auch Rituale und Feste, die die gemeinsamen Jahresläufe begleiten: Sommerfest, Weihnachtsfeier und Geburtstag. Hinzu kommen aber auch gemeinsam organisierte Anlässe, die ebenso zur Strukturierung der Wohnalltage beitragen: Vollmondsuppe, Filmreihe, Montagskaffee und Publicviewing. Und sodann wäre da schliesslich auch noch gemeinsames Tun: wandern und schwimmen, ins Kino gehen und noch mehr.

In den gemeinsamen Wohnalltagen der Haus- und Wohngemeinschaften verhandeln und deuten die Gesprächspartnerinnen und -partner also auch das erfolgreiche Altern der Ordnung *Altern als Aufgabe* auf dem Plateau *Alter und Altern* neu. Vielleicht nicht zuletzt deshalb distanzieren sich die Gesprächspartnerinnen und -partner in geronto-blasphemischer Manier vom dispositiven Erfolg. Denn in den Haus- und Wohngemeinschaften wird die biopolitische Selbstverantwortung zur geteilten Verantwortung, die sich ebenso um die Gemeinschaft wie um sich selbst sorgt. Und dennoch: im gemeinsamen Wohnen gegen das negative, passiv-defizitäre Alter und für das positive, aktiv-gesunde Alter verbirgt sich letztlich wiederum ein Zudiener eines erfolgreichen Alterns, dessen Selbstverantwortung die Gemeinschaft teilt.

Wohnen: Gemeinschaftliche Manifestationen

Claudia Nowak besuche ich in ihrem Einfamilienhaus in Stadtnähe. Es ist Frühling und wir sitzen in ihrer Küche, den Blick nach draussen in den kleinen Garten gerichtet. Auf dem Tisch stehen Tee und Gebäck. Draussen regnet es. Mit 60 ist die Kindergärtnerin eine meiner jüngeren Gesprächspartnerinnen. Nach der Trennung vom Partner und dem Auszug ihres Sohnes beginnt sie sich im Hinblick auf die nahende Pension Gedanken über ihre künftige Wohnweise zu machen. Denn alleine im Haus bleiben, das möchte sie nicht. Wir reden lange über das Alter, das Altern und das Wohnen. Im Gespräch entsteht eine Gemeinschaft im Kopf.

Wohnen, so sagt es die Wohnkulturforschung, sei kultureller Ausdruck: Im Wohnen manifestiere sich der gesellschaftliche Zustand, sein Wandel, seine Ideologie, seine Machtstruktur. Im Wohnen manifestiere sich aber auch die Antwort der Menschen darauf. Es ist ein dispositives Sein im und mit dem Raum, durch die Dinge, während des Tuns. In den folgenden Verdichtungen will ich deshalb die Mikrologien des gemeinschaftlichen Wohnens aus der Innenperspektive heraus verstehen.

Dass Claudia Nowaks Gemeinschaft im Kopf stattfindet, verweist auf die Repräsentationen des Wohnens: Wünsche, Träume, Meinungen, Ängste und Vorstellungen gehören ebenso zur Wohnkultur wie die Bedeutungen der Räume, Dinge und Handlungen.

Ich verstehe Wohnen als Verhandlungs- und Deutungsraum von Selbstentwürfen, dessen Bedeutungsstrukturen es zu verstehen gilt. Ob also in Claudia Nowaks Kopfgemeinschaft oder in den erzählten Wohnalltagen: wohnen ist Performanz und Praktik, sprachliche Herstellung, narrative Manifestation und Tun von Gemeinschaft. Und als solches bringt das Wohnen gemeinsame Wirklichkeiten, bringt es gemeinsame Wohnalltage hervor. Im Wohnen wird die Gemeinschaft sichtbar – verdinglicht, verräumlicht, verhandelt.

Die Haus- und Wohngemeinschaften sind also mehr als blosse Wohnweisen. Sie sind Manifestationen, sie sind Verdinglichungen und Verräumlichungen von Bedeutungsstrukturen und als solche immer auch Kopfgemeinschaften, deren Gewicht erst in der Repräsentation entsteht. Welche Wirklichkeiten in den gewohnten Performanzen, den narrativen Praktiken des Wohnens hergestellt werden, ist Inhalt dieses Plateaus.

Wie stellt sich Claudia Nowak den Einzug in die Gemeinschaft vor? Welche Anforderungen stellt sie an ihre Mitbewohnerinnen und Mitbewohner? Wie gestalten sich die gemeinsamen Wohnalltage? Wer kocht und putzt? Welche Regeln gelten? Wie sind die Rollen und Hierarchien verteilt? Wie ordnen sich private Zimmer und Gemeinschaftsräume? Wer richtet ein? Und ist auch der Auszug bedacht? Der abgebildete Gesprächsausschnitt erzählt von gemeinschaftlichen Manifestationen, um diese anschliessend mithilfe der anderen Gesprächspartnerinnen und -partner entlang von fünf Ordnungen zu verdichten.

Rebecca Niederhauser: Wann haben Sie denn angefangen, sich mit anderen Wohnformen zu beschäftigen? Wann begannen Sie, mit dem Gedanken zu spielen, dass Sie hier vielleicht ausziehen möchten, nochmals eine andere Wohnform wählen möchten?

Claudia Nowak: Das entstand so in den letzten Jahren. Dadurch, dass ich jetzt alleine hier im Haus wohne. Das ist für mich im Moment schon gut. Aber es ist für mich klar, dass ich dieses Haus irgendwann verkaufe, dass hier auch wieder eine Familie wohnen kann. Und dann ist die Frage, wohin gehe ich. [...]

Ich habe gemerkt, wie wichtig es ist, dass man nicht nur in der eigenen Wohnung seine eigene Welt hat, sondern dass diese auch ausserhalb stattfindet. Also dass es wichtig ist, wer hier rundum ist. Und auch mit wem man zusammenlebt. Dass das einfach etwas Wichtiges ist. Es ist ein grosser Teil des Lebens, den man in diesem Haus oder in dieser Wohnung oder in dieser Gemeinschaft oder was auch immer, verbringt. [...]

Ich möchte dann auch in einer Gemeinschaft sein. Vielleicht sogar noch etwas mehr. Also dass man eben auch ein Haus miteinander bewohnen könnte. Wobei für mich klar ist, dass ich meine eigenen Räume haben müsste. Vielleicht zwei. Aber dann noch Gemeinschaftsräume. Das ist für mich eigentlich eine schöne Vorstellung. Meine eigenen Räume haben. Vielleicht sogar eine kleine Küche haben, dass ich dort etwas Kleines für mich kochen könnte. Aber auch das Gemeinsame, ohne viel dafür unternehmen zu müssen. Sonst muss man ja immer anrufen, wenn man mit jemandem abmachen möchte. Ich denke, das fällt einem, wenn man älter wird, doch auch immer schwerer.

Rebecca Niederhauser: Ich glaube, das ist ein ganz wichtiger Punkt, die einfache Variante, Kontakt zu haben. Gerade, wenn Kontakte durch den Job oder durch

die Kinder et cetera wegfallen. Ich würde eigentlich gerne mit Ihnen träumen, ein Wunschhaus erdenken. Sie sagten bereits, ganz sicher eigene Räume, vielleicht sogar mit einer eigenen kleinen Küche zusammen. Aber die Gemeinschaftsräume, was stellen Sie sich denn für Gemeinschaftsräume vor?

Claudia Nowak: Also wenn ich jetzt so träume, dann wäre es eine grosse Küche, in der man kochen kann, aber auch essen. Also das finde ich etwas Schönes. Und dann müsste man aber auch noch so einen Salon haben. Und den stelle ich mir relativ gross vor. Also ich träume jetzt wirklich ein bisschen. Mit einer Sofaecke zum Sein, vielleicht sogar ein Cheminée. Also wirklich auch ein Raum, der einlädt. Ich meine jetzt nicht einfach ein Fernsehzimmer. Also wirklich auch ein Raum, um ein bisschen zusammensitzen und vielleicht am Abend ein Glas Wein zu trinken oder ich weiss nicht was. Und auch Gespräche haben. Also das wäre für mich noch etwas Wichtiges. So ein bisschen Gesprächskultur. Gespräche über Sachen, die einen gerade so bewegen, oder Sachen, die man gelesen hat, oder Sachen, die man erlebt hat. Oder auch spielen. Spielen finde ich zum Beispiel auch etwas Wichtiges. Dass man einen Tisch hat, an dem man zusammen spielen kann, also irgendwie jassen oder was auch immer. Aber auch wirklich dieses Zusammensein, dass das auch so verschiedene Qualitäten haben kann. Daher wäre es gut, das kommt mir jetzt gerade in den Sinn, wenn es wirklich nicht nur einfach drei oder vier Leute wären. Sondern vielleicht zehn Leute. Müsste dann natürlich ein grosses Haus sein. Und das habe ich mir auch schon überlegt, dass man wirklich so ein Haus konzipieren müsste, dass man für die Zukunft, für solche Lebensformen, Häuser bauen müsste. Oder es ist auch sehr gut möglich, dass man so ein bestehendes Haus umbaut. Also was ich so sehe, kann man ja sehr viel mit Umbauen machen.

Rebecca Niederhauser: Ja, ich war gerade letzte Woche in einer Hausgemeinschaft. Und die kauften eine alte Fabrik und bauten sie um. Wunderschön. Man kann tolle Sachen machen. Würden Sie denn lieber in der Stadt wohnen oder stadtnahe? Haben sie hier auch Vorstellungen, wo das sein sollte?

Claudia Nowak: Schon eher stadtnahe. Das ganze kulturelle Angebot muss in Reichweite sein. Das ist mir wichtig. Also so ganz auf dem Land, nein, also das könnte ich mir jetzt nicht vorstellen. Sondern wirklich so in der Stadt, wo das Zeugs erreichbar ist. Eben, ich denke, wenn man älter wird, werden all diese Anreisen dann strapaziöser. Dass das erreichbar ist und dass man das dadurch auch beibehält. Gerade im Hinblick auf die Pension, ist das etwas Wichtiges. Ich arbeite jetzt noch. Aber in fünf Jahren werde ich pensioniert sein. Es ist mir schon klar, dass sehr viel Anregung auch aus dem Arbeitsbereich kommt und dass man sich das nachher auch selber organisieren muss. Das finde ich wichtig, weiterhin angeregt zu bleiben, diese Neugier behalten zu können. Also nicht, wie soll ich sagen, nur noch rumsitzen und sich freuen, wenn jemand zu Besuch kommt. Also

das kommt dann vielleicht noch später. Daher habe ich das Gefühl, die Stadt bietet natürlich schon mehr als das Land. Also auf jeden Fall. [...]

Rebecca Niederhauser: Kennen Sie denn Leute, die schon gemeinschaftliche Wohnungen haben?

Claudia Nowak: Eben diese eine Freundin, von der ich Ihnen erzählte, die dran ist. Bei der ich aber merke, es ist nicht so einfach. Also ich hatte dann wirklich auch so das Gefühl, als sie dann anfang zu erzählen, die ist auch etwas älter als ich, dachte ich, ja, jetzt muss ich mich auch etwas umschauchen, das muss man doch auch planen, man muss doch vorausschauen und so. Das ist ja dann vielleicht auch etwas, das entstehen muss. So wie ich das bei ihr sehe, ist das gar nicht so einfach. [...] Wenn man jung ist, dann sind die Vorstellungen noch etwas vage. Und wenn man älter wird, hat man viel klarere Vorstellungen. Und das macht es nicht einfacher. [...]

Ich merke auch, dass ich das Zusammenleben von Jung und Alt eigentlich total spannend finde. Und ich dachte mir auch schon, ob das nicht eine gute Wohnform wäre, also nicht nur einfach Alte, sondern eben Jung und Alt miteinander.

Rebecca Niederhauser: Das finde ich eine interessante Überlegung. Sie tönnten es bereits etwas an, haben Sie genauere Vorstellungen, mit was für Leuten das denn sein könnte? Vielleicht auch in Bezug aufs Geschlecht? Also es ist auch eine Beobachtung, die ich mache, dass es eigentlich fast nur Frauen sind, die dann tatsächlich gemeinschaftliche Wohnformen suchen. Ich habe aber auch immer wieder Leute getroffen, die mir sagten, sie würden Männer für die WG suchen und fänden einfach keine. Und andere, die sagten, nein, es soll eine Frauen-WG sein.

Claudia Nowak: Ich würde mir eigentlich vorstellen, dass es gemischt wäre. Es gibt ja diese Filme, in denen verrückte Alte zusammenwohnen. Diese Vorstellung hätte ich in etwa. Dass wirklich noch Leben da ist und dass man zusammen etwas unternimmt. Dass man wirklich mit Leuten zusammenwohnt, die auch Persönlichkeiten sind und mit denen man auch ab und zu mal streitet. Einfach, dass es lebt. Und gemischt fände ich ganz schön. Männer, Frauen und vielleicht eben noch Junge. Gut, wenn es noch mit jungen Leuten zusammen wäre, dann müsste dann halt der Rahmen grösser sein. Weil es müssten dann schon auch Alte da sein, mit denen man dann so das Gemeinsame hat. Es ist einfach so, in verschiedenen Lebensphasen hat man andere Bedürfnisse. Damit diese Bedürfnisse dann auch abgedeckt werden könnten, bräuchte es schon ein paar von diesen Alten. Ich weiss halt auch nicht, ob Junge das wollen.

Rebecca Niederhauser: Tendieren Sie eher zu einer WG oder eher zu einer Hausgemeinschaft?

Claudia Nowak: Das weiss ich selber noch nicht so ganz. Vielleicht ist es wirklich eher eine Hausgemeinschaft, die ich mir vorstelle. Ich habe jetzt ein Haus für mich. Und man gewöhnt sich natürlich auch an die eigenen Räume. Daher wäre

das schon eine Voraussetzung, dass ich wirklich meine eigenen Räume hätte. Und zwar vielleicht wirklich zwei. Also dass ich ein Schlafzimmer habe. Aber auch noch so ein Zimmer, das vielleicht sogar eine kleine Küche hat, in der ich einen Tee machen könnte und wo ich auch wirklich Besuch haben könnte. Und auch noch ein Arbeitszimmer. Ich meine, irgendwie braucht man dann trotzdem auch noch ein Arbeitszimmer, in dem man noch irgendwelches Zeug machen könnte. Aber dann auf jeden Fall auch gemeinsame Räume. Gemeinsame Räume, die dann auch Treffpunkte sind. Wo man zeigen kann, jetzt habe ich Lust, mit irgendwem zusammen zu sein. Aber dass man sich auch zurückziehen kann, wenn man für sich sein möchte. Also das bräuchte es auf jeden Fall.

Also mein Sohn wohnt jetzt auch in einer WG. Dort hat jeder sein Zimmer. Und dann haben sie noch eine Küche, in der man essen kann. Aber trotzdem. Das wäre mir zu wenig. Das merke ich. Also einfach so eine normale Wohnung. Und so wie jetzt diese Jungen diese WGs haben, so stelle ich es mir dann doch nicht vor.

Rebecca Niederhauser: Das ist natürlich dann auch meistens sehr eng. [...] Ich besuchte jetzt aber auch schon WGs, in denen alle zwei Zimmer haben. Und das sind dann natürlich einfach riesige Immobilien.

Was ich mir einfach immer überlege, wo gibt es bestehende Objekte, bei denen dies möglich ist. Und da gibt es, glaube ich, nicht viel. In der Stadt gibt es so viele von diesen riesigen Stadthäusern, die man, natürlich mit ein wenig umbauen, toll gestalten könnte. Aber die kann keiner kaufen, die sind so teuer. Ich denke, da müsste auch beim Bauen etwas passieren, jetzt nicht nur aufs Alter bezogen. Das finde ich spannend, was braucht es an Architektur, dass es überhaupt möglich ist. Aber in so einer Gemeinschaft, da gibt es auch ganz verschiedene Vorstellungen, was man dann miteinander macht, oder wie verbindlich das ist, auch wie man dieses Gemeinsame definiert. Haben Sie diesbezüglich Vorstellungen? Was würde Ihren Bedürfnissen entsprechen?

Claudia Nowak: Also zum Beispiel zusammen essen. Das finde ich etwas ganz Schönes. Vielleicht zu zweit zusammen zu kochen. Das könnte ich mir jetzt gut vorstellen. Dass man zum Beispiel einen Plan macht und dann kann man sich eintragen, wenn man hier essen möchte. Und dann sieht man, es sind fünf Leute oder es sind sieben Leute und dann kocht man für diese. Und dann müsste man das halt auch irgendwie abrechnen. Aber das könnte man dann schon. Dass man einfach pro Essen so und so viel bezahlen muss. Und von diesem Geld dann auch wieder die Sachen kauft, die man einkaufen muss. Also sicher zusammen essen. Das finde ich auch wirklich etwas Schönes. Es ist einfach etwas Anderes, zu zweit oder zu dritt oder wie viel man dann ist, zu essen. [...] Darum finde ich das eben etwas ganz Tolles, wenn man das organisieren kann.

Und dann eben zusammen spielen, Spiele machen. Und eben aber auch noch Gespräche führen, ein wenig reden. Und vielleicht auch zusammen ins Kino

gehen oder ich weiss ja nicht, was dann läuft. Oder ins Theater. [...] Also das Angebot erweitert sich ja auch mit den verschiedenen Leuten. Und dass es auch die Möglichkeit gibt, so stelle ich mir das jetzt vor, dass man vielleicht eine Wand hat, an der dieses Zeugs hängt. Und dann schauen kann, hättest du Lust, das oder das, dass man zusammen auch Sachen unternehmen könnte. Oder Ausstellungen anschauen gehen oder so. Und von daher merke ich, müssten es schon Leute sein, die das auch möchten. Also eigentlich wären es schon so solche Leute, die ich mir vorstelle. Die eben kulturell auch noch etwas interessiert sind. Dass das auch möglich ist. Also essen, zusammensitzen, Spiele machen, Gespräche und so in einem lockeren Rahmen auch so gemeinsame kleinere Unternehmungen. So in etwa würde ich mir das vorstellen. Wenn es das gäbe, fände ich das wirklich super. Rebecca Niederhauser: Sie haben das ja vorher auch schon angesprochen, mit ihrer Freundin, die aktiv sucht, haben Sie das Gefühl, diese Idee ist effektiv umzusetzen oder steht man schlussendlich wirklich vor sehr vielen Hürden? Gibt es da Potenzial oder muss noch etwas passieren?

Claudia Nowak: Also vielleicht müsste etwas passieren im Hinblick darauf, dass solche Sachen subventioniert werden, dass solche Sachen auch etwas unterstützt werden. Weil wenn ich mir das jetzt vorstelle, ist das wirklich nicht einfach eine Wohnung, sondern es ist wirklich ein etwas grösseres Projekt. Und wie Sie vorher sagten, steht man dann vor der Frage, ob man das überhaupt finanzieren kann. Früher baute man Altersheime. Ich weiss gar nicht, ob heute noch Altersheime gebaut werden. Also das Altersheim war ja auch lange ziemlich verpönt, einfach in dem Sinne, dass man so das Gefühl hatte, man ist dann auf dem Abstellgleis. Und das stelle ich mir in so einer Alters-WG eben gerade nicht vor.

Und klar wird es dann so sein, dass man mehr und mehr Gebrechen hat. Und dann eben auch füreinander schauen muss. Also diese Bereitschaft muss man schon auch haben. Also beispielsweise füreinander einkaufen gehen. Oder vielleicht kann jemand mit der Zeit gar nichts mehr machen. Und das akzeptiert man auch. Geben und Nehmen kann nicht immer in einer Balance stehen. Es gibt vielleicht wirklich auch Zeiten, in denen man dann mehr geben muss. Und dafür gibt es dann auch Zeiten, in denen man auch wieder mehr nehmen kann.

Rebecca Niederhauser: Denken Sie, das könnte diese Gemeinschaft tragen, wenn jetzt jemand effektiv ein sogenannter Pflegefall werden würde? Also ist das in Ihrer Vorstellung von dieser Gemeinschaft mitberücksichtigt?

Claudia Nowak: Ich glaube, wenn man miteinander in das hineinwächst, dann ist das sicher einfacher zu akzeptieren oder zu tragen. Weil ich denke, man muss die Menschen oder die Leute auch etwas kennen. [...] Ich könnte mir auch vorstellen, dass man zusammensitzen würde und diese Aufgabe vielleicht auch miteinander besprechen würde. Und schauen würde, was machst du, was mache ich. Was ist nötig. Und so weiter. Aber pflegerisch müsste man dann sicherlich jemanden

herbeiziehen. Also dass man solche Sachen nicht übernimmt. Sondern mehr so Sachen des Zusammenlebens. Also man müsste dann da auch schauen, dass man sich nicht übernimmt. Man ist ja dann selber auch alt und mag vielleicht gar nicht mehr so. Also dass man das in diesem Rahmen macht, wie man es mag. [...]

Und ich glaube wirklich, dass das noch wichtig ist, dass man das auch bespricht, dass man über solche Sachen dann eben auch spricht. Und dass man da wirklich auch seine eigene Meinung sagen kann, dazu stehen kann. Dass man das möchte oder dass man das nicht möchte. Oder dass man sich das vorstellen kann oder dass man sich das eben nicht vorstellen kann. Dass beides seine Gültigkeit hat. Und dass man das nicht so moralisierend als schlecht oder gut anschauen darf. Ich glaube, also das habe ich auch ein wenig im Leben gelernt, sich so auf eine gute Art abzugrenzen ist einfach auch etwas, was einem hilft, bei guter Stimmung zu bleiben. Wenn man sich so abgrenzen kann, wie es einem auch das Bedürfnis ist.

Rebecca Niederhauser: Das sind wirklich auch Aushandlungs-, Diskussionspunkte, die man in dieser Gemeinschaft, in der man dann schlussendlich ist, verhandeln muss. Wie würden Sie dieses Gemeinsame beschreiben? Was ist das für Sie, gemeinsam wohnen, gemeinsam leben? Was bedeutet gemeinsam?

Claudia Nowak: Also das Gemeinsame ist sicher das, dass man sich bewusst ist, dass man hier nicht alleine lebt. Dass das ganz klar ist, ich bin da jetzt nicht alleine und mache mein Leben alleine, sondern wir machen das zusammen. Also wir haben Teile, die wir zusammen machen. Wir schauen auch ein wenig füreinander. Und vielleicht müsste man dann wirklich auch, das tönt jetzt vielleicht etwas blöd, regelmässige Sitzungen machen. Ich weiss nicht, alle zwei Wochen. Wo man einfach bespricht, was läuft gut, was läuft nicht so gut, was müsste man ändern. Und dass man wirklich auch so in einem gewissen Sinne Regeln fürs Zusammenleben festhält. Also für mich wäre das etwas Wichtiges. Und gerade, wenn man anfängt über Regeln zu reden, zu diskutieren, dann kommen ja auch die Vorstellungen der Einzelnen mit rein. Und das finde ich aber auch etwas Wichtiges, dass man sich gegenseitig auch kennenlernt. Also dass man die Vorstellungen der anderen auch kennt. Und dass man dann auch merkt, seine Vorstellung kommt da jetzt wieder zum Zuge. Also es ist nicht meine, aber er darf sie haben. Also irgendwie so. Dass das Gemeinsame wirklich kein nettes Aneinander-Vorbeileben ist, sondern dass da wirklich auch Auseinandersetzungen stattfinden und dass man sich so vielleicht auch etwas zusammenraufen muss. Also dass diese Vorstellungen auch aufeinanderprallen. Und man muss in gewissen Bereichen vielleicht Zugeständnisse machen, gut. Und in anderen Bereichen muss man sagen, nein, will ich wirklich, müssen wir wirklich nochmals genauer anschauen. Also irgendwie so. Das müsste auch möglich sein.

Rebecca Niederhauser: Aber was muss man denn für Eigenschaften haben, was

muss man mitbringen? Wie stellen Sie sich das vor? Auch gerade, wenn Sie sich Ihre Mitbewohnerinnen und Mitbewohner vorstellen?

Claudia Nowak: Also ich finde, man muss eigenständig sein. Also dass man sich selber auch etwas kennt. So ein richtiges Bewusstsein über sich selber müsste man eigentlich mitbringen. Und vor allem finde ich, man muss diese Form wirklich auch wollen. Und damit auch wissen, dass man sich da auch auf etwas einlässt, was nicht immer nur schön und einfach ist. Sondern was auch Schwierigkeiten bringen kann, mit denen man sich halt auseinandersetzen muss. Wie das Zusammenleben halt ist. Aber ich glaube vor allem, man muss wirklich diese Form auch wollen. Und von den Voraussetzungen her schon, finde ich, Eigenständigkeit, auch Konfliktfähigkeit, aber auch Offenheit, Neugierde, so den anderen gegenüber. Aber doch recht, wie sagt man dem, also einfach, dass man auch etwas anderes neben sich stehen lassen kann. Also dass man nicht das Gefühl haben muss, alle müssen es jetzt wirklich genauso sehen wie ich. Sondern dass man anderes stehen lassen kann, ohne dass es einen gross stört. Oder ohne dass es einen infrage stellt. Vielleicht entsteht so eine Alterswohnform trotzdem aus Leuten heraus, die man schon kennt. Dann kennt man sich schon. Vielleicht wäre das einfacher. Wenn man sich schon kennt. Auch die Marotten voneinander schon etwas kennt. Und das auch so hinnehmen kann. [...]

Vielleicht müsste schon so ein gemeinsamer Level vorhanden sein. Also gerade im Alltag geht es dann ja darum, also was isst man, also kauft man jetzt immer das Billigste ein oder kauft man Bio. Also das sind ja dann Sachen, die einen recht stören können. Gerade so dieses ganz Alltägliche. Daher denke ich, müsste es von der Gesinnung her schon auf einem gemeinsamen Level sein.

Im abgebildeten Gesprächsausschnitt erzählt Claudia Nowak von Gemeinschaftsräumen, vom abendlichen Gespräch bei einem Glas Wein, vom gemeinsamen Essen und Spielen, aber auch von der eigenen kleinen Wohnung. Sie spricht von räumlicher und menschlicher Nähe und auch von ebensolcher Distanz, vom Aufeinander-Eingehen und sich Abgrenzen, von Eigenständigkeit, Konfliktfähigkeit, Offenheit und Neugierde den anderen gegenüber. In ihrer Kopfgemeinschaft wohnen verrückte Alte, die streiten, sich zusammenraufen und Zugeständnisse machen, starke Persönlichkeiten und ausgeprägte Charaktere. Zusammen nutzen sie das kulturelle Angebot der nahen Stadt. Ihre Wohnalltage sind organisiert, regelmässige Sitzungen finden statt, Pläne werden geschrieben, eine Haushaltskasse geführt. Einander zu helfen, ist selbstverständlich, doch mit der Pflege sind auch Grenzen verbunden und Konflikte verbergen sich oft im Kleinen, ob also Bio eingekauft wird, ist nicht egal. Ihre Mitbewohnerinnen und Mitbewohner will Claudia Nowak deshalb mit Bedacht wählen. Davor aber sucht sie geeigneten Wohnraum und eine Finanzierungsmöglichkeit.

Wenn Claudia Nowak von Stadtnähe und von Strapazen, vom Altersheim und vom Abstellgleis spricht, wenn sie vom Füreinander-Einkaufen, vom Miteinander-Reden, vom gemeinsamen Kinobesuch und von der Welt rundum spricht, so erzählt sie vom Altern in Gemeinschaft, wie es in der Ordnung *Altern in Gemeinschaft* auf dem Plateau *Intermezzo* dargestellt ist: Vom altersgerechten Wohnen, vom Gemeinsam-nicht-allein-Sein, vom Alltagsaltern. Wenn sie aber von Räumen, Dingen und dem Tun spricht, so verweist sie auf Verhandlungen und Deutungen, auf Manifestationen der Gemeinschaft: Vom Einziehen, Wohnen und Ausziehen. Im Wohnen werden also nicht nur das Alter und Altern, sondern ebenso die Gemeinschaft sichtbar. Doch die Wohnerzählungen unterscheiden sich von den Altersnarrationen: Sie sind deskriptiv ausgelegt, sie erzählen vom alltäglichen Tun und sie scheitern am Selbstverständlichen. Nicht Deutungen und Verhandlungen, nicht Selbstentwürfe, nicht Praktiken und Performanzen, sondern Manifestationen ebendieser stehen im Zentrum dieses Plateaus.

In der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft* sprechen die Gesprächspartnerinnen und -partner davon, wie aus der Idee ein Konzept entsteht, wie die Haus- und Wohngemeinschaften mit Inhalten gefüllt, wie das Gemeinsame konzipiert, wie die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner ausgesucht werden. Doch Ideen finden im Kopf und Konzepte auf dem Papier statt, Mitbewohnerinnen und Mitbewohner lernt man erst allmählich kennen. Darum lohnt es sich, in die Wohnalltage hineinzuschauen und zu fragen, wie es sich in der Gemeinschaft lebt.

Die Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* fragt deshalb zuerst nach Rollenzuweisungen und Selbstdefinitionen in der Gemeinschaft. Denn jenseits von Familie und Partnerschaft braucht nicht nur das Gemeinsame neue Inhalte. Ebenso müssen sich die Rollen und Hierarchien neu mischen und Geschlechterverhältnisse ausgehandelt werden. Warum also finden sich keine Männer in den Gemeinschaften? Und wer bestimmt über die Einrichtung? Während die Narration basisdemokratische Aushandlungsprozesse vorsieht, erzählen die Gesprächspartnerinnen und -partner von hierarchischen Beziehungen.

Die Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* fragt sodann nach den Wohnalltagen, nach der Organisation des Wohnens und des Haushalts, nach Begegnungen, Ritualen, Strukturen, Plänen und Regeln im Umgang mit den Räumen und Dingen, der Hausarbeit und dem Pflegen, dem Einrichten und Schmücken der Wohnung. Wer kocht? Und wer putzt? Wer ist für das Elektrische zuständig und wer kümmert sich um den Garten? Wo begegnen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner und wie lösen sie Konflikte?

Die Ordnung *Architekturen des Gemeinsamen* blickt auf und in die Räume. Wie ordnen sich die Dinge und Räume zwischen Nähe und Distanz? Nebst dem Raumgefüge interessiert die Einrichtung und Nutzung der Gemeinschaftsräume

ebenso wie diejenige der privaten Zimmer und Wohnungen: Wie gestaltet sich der dinglich-räumliche Umgang? Welche Bedeutung kommt der Zeit zu? Und wie eignen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner Räume und Dinge an?

Die Ordnung *Auszüge aus der Gemeinschaft* schliesslich steht am Ende der Wohnchronologie und handelt vom Ausziehen. Denn während viele gar nie einziehen, reicht es manchen schon wieder. Wer packt die Koffer? Und wer schimpft und lästert? Die Gemeinschaft ist eine Wohnform auf Zeit. Wie also schreiben sich die Wohnbiografien nach den Haus- und Wohngemeinschaften weiter? Meine Gesprächspartnerinnen und -partner blicken zum Schluss in die Zukunft – die eigene und diejenige der Gemeinschaft.

Es ist nun an der Zeit, Sie in die Haus- und Wohngemeinschaften blicken zu lassen. Sie erhalten im Folgenden also endlich Einblicke hinter die verschlossenen Türen. Zum Überblick: Wer mit wem wo wohnt, können Sie in der Verdichtung *Forschungsgespräche im Herstellungsmodus* der Ordnung *Zu einer ethnografischen Dispositivanalyse* auf dem Plateau *Anfangen* nachlesen. Doch wie sich die Gemeinschaft manifestiert, die das Alter und Altern neu verhandelt und deutet, ist Inhalt dieses Plateaus, das in fünf Ordnungen nach Manifestationen der Gemeinschaft in den Räumen, in den Dingen und im Tun – kurz: im Wohnen – fragt.

Einzüge in die Gemeinschaft

In eine Haus- oder Wohngemeinschaft zieht niemand unbedacht. Aus den differenzierten Auseinandersetzungen im Vorfeld des Einzugs in die Gemeinschaft entstehen klare Vorstellungen dessen, was der Begriff bedeutet. Die Auseinandersetzungen führen auch dazu, dass der Einzug zu einem bewussten und reflektierten Entscheid wird. Wie dieser reflektierte Einzug in die Gemeinschaften aussieht und mit welchen zu überwindenden Hürden er verbunden sein kann, ist Thema dieser Ordnung, die nach der langwierigen Suche nach geeignetem Wohnraum, nach möglichen Finanzierungsproblemen und nach dem Finden von Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern fragt. Wie kommen Ideen zustande? Und wie entwickeln sie sich bis zum Einzug? Wie also entstehen Haus- und Wohngemeinschaften? Wie finanzieren sie sich? Wo finden sich geeignete Häuser? Und wer darf einziehen? Gemeinsam zu wohnen beginnt folglich nicht erst beim Einzug. Um das Davor soll es deshalb in den Verdichtungen dieser Ordnung gehen.

Beim Zukunftsträumen merkt Claudia Nowak, dass der Einzug in eine Haus- oder Wohngemeinschaft wohlbedacht vonstatten gehen sollte. Sie spricht vom Planen und Vorausschauen, davon, dass eine Gemeinschaft entstehen müsse.

Schliesslich hätte man im Alter klarere Vorstellungen, was es nicht einfacher mache. Die Verdichtung *Von der Idee zum Konzept* erzählt deshalb, wie sich aus ersten vagen Ideen konkrete Konzepte entwickeln. Warum also kommen die Gesprächspartnerinnen und -partner auf die Idee, in die Gemeinschaft zu ziehen? Wie stellen sie sich die Gemeinschaft heute vor? Und wie mit 50, 60, 70 Jahren gemeinsam wohnen – wo und mit wem? Die Gemeinschaft muss jenseits von Familie und Partnerschaft neu verhandelt und gedeutet werden. So gestaltet sich der Weg von der Idee zum Konzept bis hin zum Einzug als ein langer Prozess, nicht selten zieht sich die Entscheidungsphase über mehrere Jahre. Sie erhalten deshalb Einblicke in ausgewählte Projekte, deren Gründungserzählungen in ihrer ausführlichen Dauer die über Umwege führenden, in Sackgassen endenden, langen Wege in die Haus- und Wohngemeinschaften spiegeln.

Doch nicht nur reflexive Entwicklungs- und Findungsprozesse begleiten den Einzug in die Gemeinschaft. Ebenso ist die Suche nach geeignetem Wohnraum und dessen Finanzierung sowie Rechtsform im Vorfeld ausschlaggebend. Welche Lage ist geeignet? Welches Preissegment möglich? Welche Infrastruktur wird benötigt? Und welche Raumbedürfnisse sind vorhanden? Welche Finanzierungsmöglichkeiten gibt es? Wem gehört die Immobilie? Sollen es Miet- oder Eigentumsverhältnisse sein? Wer unterhält die gemeinsame Fläche? Und was geschieht, wenn die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner wechseln? Darüber macht sich auch Claudia Nowak Gedanken, wenn sie meint, Haus- und Wohngemeinschaften müssten subventioniert werden. Auch was den Wohnungsbau angeht, schlägt sie innovative Wege in der Kommunalpolitik vor. Für die Zukunft, so meint sie, müssten Häuser für gemeinschaftliche Lebensformen entworfen werden. Tatsächlich mangelt es aktuell an geeignetem Wohnraum ebenso wie an potenziellen Geldgebern. Viele Projekte finden deshalb letztlich doch nicht statt. Das weiss Claudia Nowak von ihrer Freundin, Angelika Widmer, die noch vor dem Einzug wieder aus der Gemeinschaft auszieht. Über Rechtsformen, Verwalterisches und Buchhalterisches spricht die Verdichtung *Ökonomisch-Ökologisches*.

Schliesslich fehlen noch die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner. Wer zieht in die Gemeinschaft? Wer sucht eine Hausgemeinschaft und für wen ist die Wohngemeinschaft geeignet? Und wie findet man einander überhaupt? Claudia Nowak hat klare Vorstellungen davon, wie ihre künftigen Mitbewohnerinnen und Mitbewohner zu sein hätten: eine gemischte Gruppe verrückter Alter, geradeso wie sie sie aus den einschlägigen Filmen kennt. Vielleicht sollten es gar Leute sein, die sie schon kennt. An gemeinsamen Unternehmungen interessiert und konfliktfähig sollten sie sein. Am besten kulturinteressierte Menschen. Jedenfalls sollte ein gemeinsamer Level, wie sie meint, vorhanden sein. Denn

es seien, so erzählt sie weiter, vor allem die alltäglichen Dinge, die einen stören würden. Die Verdichtung *Aushänge, Vorstellungsgespräche und Probewochen* erzählt darum ebenso von der Suche nach Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern wie von der Suche nach Haus- und Wohngemeinschaften und zeigt, dass es nicht egal ist, wer mit wem zusammenwohnt.

Claudia Nowak hat also recht, wenn sie meint, sie müsse anfangen, sich umzuschauen. Denn erst, wenn aus der Idee ein Konzept entstanden ist, erst, wenn geeigneter Wohnraum gefunden und bezahlt wurde, erst wenn die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner gefunden sind, erst dann steht dem Einzug in die Haus- und Wohngemeinschaften nichts mehr im Weg. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung.

Von der Idee zum Konzept

In allen Wohnbiografien der Gesprächspartnerinnen und -partner, wie sie in der Ordnung *Wohnbiografien* auf dem Plateau *Intermezzo* abgebildet sind, finden sich immer auch frühere Begegnungen mit gemeinschaftlichen Wohnformen, wenn auch in unterschiedlicher Qualität. Die einen hatten nur davon gehört oder darüber gelesen, andere hatten Freunde in der Hausgemeinschaft und wieder andere wohnten selbst als Studentin, als Student in der Wohngemeinschaft.

Doch so unterschiedlich die Erinnerungsstücke sind, gemeinsam ist den Gesprächspartnerinnen und -partnern, dass sie sich in der Gegenwart nicht darauf verlassen können. Von den frühen Wohnenerfahrungen bleibt dabei – ausser der Distanzierung davon – nur mehr wenig übrig. Die Bedeutsamkeiten müssen von Grund auf neu gemacht werden.

Therese Fischer: Als ich 40 war, das war vor 15 Jahren, also ich bin jetzt 55, fing ich an, mich mit anderen Wohnformen zu beschäftigen. Ging diverse Wohn- und Gemeinschaftsprojekte in Deutschland und in Spanien und in Portugal anschauen und setzte mich mit Grosskommunen auseinander. [...]

Rebecca Niederhauser: Kannst du dich noch erinnern, wie du auf die Idee gekommen bist, auf diese WG-Idee? Was waren die Beweggründe, in eine Wohngemeinschaft zu ziehen, als du merktest, nein, alleine möchte ich nicht wohnen?

Therese Fischer: [...] Also ich würde sagen, das fing so Mitte 30, spätestens Anfang 40 an. Das hat damit zu tun, dass ich seit einigen Jahren single bin. Also in diesen Partnerschaften, die ich hatte, war immer ich diejenige, die ging. Zu zweit zu leben war mir einfach zu eng. Und bei diesen Grosskommunen, das ist eigentlich auch die Idee, dass es auch noch ideologisch ist. Also dass es einfach ganz viele Gründe gibt, genossenschaftliche, gemeinschaftliche, ökologische, ökonomische, ide-

elle, spirituelle, warum man eine Kommune gründet und in dieser wohnt. Und dann schaute ich auch andere Projekte an. Also ich war auch in so Zentren, also konkret in einem anthroposophischen Zentrum. Und ich merkte, dass das auch eine Form ist, die mich sehr interessiert, weil dort Arbeit und Wohnen verbunden ist. Aber ich merkte auch, ideologisch geht das nicht. Also es muss ideologisch durchlässig sein. Ich möchte nicht an einem Ort sein, wo ausgeschlossen wird. Also keine Raucher, keine Fleischesser oder keine Vegetarier, nur Katholiken oder nur Anthroposophen. Nichts, wo es so ausschliessend ist. Das darf nicht sein. Also ich möchte nicht irgendwie Denkverbote machen müssen.

Das ist so die eine Linie, das gemeinschaftliche Wohnen. Und die andere Linie ist, dass ich nicht gerne alleine wohne. Dazu kommt, dass ich durch meine berufliche Tätigkeit sehr viele Kontakte habe und organisiere. Also ich schaffe in meinem Beruf Begegnungen für Menschen. Und ich merkte zunehmend, dass ich nicht Energie für beides habe. Also ich kann nicht das als Beruf machen und dann auch noch die ganzen Begegnungen in meinem Privatleben organisieren. Also ich brauche eine soziale Infrastruktur, die gegeben ist, bei der ich nicht jede Begegnung, nicht jeden Kontakt mit Menschen zuerst organisieren muss. Also das war auch ein Grund. [...]

Rebecca Niederhauser: Kannst du dich noch erinnern, wann du die ersten WG-Erfahrungen gemacht hast, wann du diese Wohnform kennenlerntest? Wurdest du schon in deiner Jugend damit konfrontiert? Oder fing diese Auseinandersetzung erst später an?

Therese Fischer: Also als Kind kannte ich das nicht. Also als Kind begegneten mir nur relativ traditionelle Familien. Und dann so Mitte 1960er-Jahre fing man an, über das Konkubinat zu diskutieren. [...] Und dann kam aber diese Bewegung. Und durch die Studentenbewegung bekam ich am Rande mit, dass es andere Wohnformen gibt. Als junge Frau kannte ich dann auch Leute, die in WGs, vor allem in Studenten-WGs wohnten. Und in Kommunen. Und das waren aber so die Aussteiger, diese Aussteigerkommunen. Also mit diesem Mann, den ich dann heiratete, überlegten wir auch, ob wir in so eine Aussteigerkommune ziehen möchten. Also da kam es das erste Mal. Und dann entschied ich mich aber für das bürgerliche Leben. [...]

Rebecca Niederhauser: Du hast schon erwähnt, dass das auch mit deiner Biografie zu tun hat, wie du deine Wohnform wählst. Erlebst du das auch für deine Generation? Erlebst du so etwas wie eine Generationenerfahrung bei der Auswahl der WG als Wohnform?

Therese Fischer: Meine Generation wählte die Wohnform WG eigentlich, als sie wegzog von den Eltern. Und ein Teil davon wählt sie jetzt wieder beim Älterwerden. Es gibt Einzelne, die sagen, sie hätten immer in WGs gewohnt. Also die sind noch ein bisschen älter als ich. Also diejenigen, die in dieser 68er-Bewegung

waren, die es dann ein Leben lang durchgezogen haben. Oder die sehr, sehr lange in WGs waren und auch ihre Kinder dort hatten und dann vielleicht wieder aus der WG raus sind. Ich kann es nicht so generell sagen. In irgendeiner Lebensphase kommt es sicher mal vor. Aber ich würde eher im frühen Erwachsenenalter sagen.

Therese Fischer beginnt über zehn Jahre vor ihrem tatsächlichen Einzug in die Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier mit dem gedanklichen Kistenpacken. Doch in ihrer Wohnbiografie, wie sie sich ausführlich in der Verdichtung *Wohnen: Festigkeiten der Ordnung Wohnbiografien* auf dem Plateau *Intermezzo* nachlesen lässt, beginnt ihre Auseinandersetzung mit gemeinschaftlichen Wohnformen erst spät. Erst im Zuge der Deutungen und Verhandlungen des nachhelichen und nachfamiliären Lebensabschnitts und des damit einhergehenden eigenen Alterns, beginnt Therese Fischers lange und fundierte Auseinandersetzung mit gemeinschaftlichen Wohnformen. Dabei entwickeln sich aus der anfänglich vagen Idee immer klarere Vorstellungen davon, wie das gemeinschaftliche Wohnen zu gestalten sei.

Während Therese Fischer beim Probewohnen in verschiedenen Projekten herausfindet, ob und in welcher Form das gemeinschaftliche Wohnen für sie infrage kommt, lässt sich Barbara Clarks von der Literatur inspirieren.

Rebecca Niederhauser: Kannst du dich denn noch erinnern, wann du WGs kennenlerntest? Du sagst ja, in deiner Jugend sei das kein Thema gewesen.

Barbara Clarks: [...] Ich las einmal ein Buch von Virginia Wolf. Ich weiss nicht mehr, wie es hieß. Ah doch, Bloomsbury Group. Ha, das Langzeitgedächtnis! Bloomsbury Group. Und da war in London vor dem Ersten Weltkrieg so ein riesiges Haus. Mit x komischen Leuten drin. Aber hochbegabte, einfach ganz individuelle. Und die haben jeweils zusammen gelebt. Und etwas fand ich so toll. Jemand war dann die Woche durch für das Kochen verantwortlich. Und dann stand unten eine Tafel. Und diejenige, die kochte, schrieb drauf, morgen kocht sie das und das und das. Und diejenigen, die essen wollten, mussten unterschreiben. Und das fand ich einfach so eine gute Idee. Leute, die zusammenwohnen und doch in Freiheit. Du musstest nicht essen gehen. Wenn du nicht gerne Blumenkohl hast, bist du eben nicht gegangen. Und das war für mich schon so ein bisschen die Idee.

Von Virginia Woolfs Bloomsbury Group bis zur Wohngemeinschaft am See ist es aber ein jahrelanger Weg, den Barbara Clarks zunächst mit Klaus Ritter, später auch mit Erika Meyer geht. Denn auch sie hat, wie schon Therese Fischer, keine Wohngemeinschaftserfahrung. Klaus Ritter erinnert sich an die Diskussionszirkel im Vorfeld.

Rebecca Niederhauser: Wie sah dieser Prozess bei dir aus? Wie bist du auf die Idee gekommen, WG ist das, was ich möchte? Du hast ja nie in WGs gewohnt, früher. Wie bist du auf diese Wohnform gestossen?

Klaus Ritter: [...] Barbara Clarks gab eigentlich den Impuls, dass man in diesem Haus drin eine Wohngemeinschaft gründen könnte. [...] Das weisst du wahrscheinlich, dass wir eine Interessensgemeinschaft hatten. Also vom Älterwerden und Wohnen. Wir waren etwa vier, fünf Frauen und ich. Wir setzten uns schon einige Jahre davor intensiv mit Wohnformen im Alter auseinander. Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaften. Und in unserer Gruppe entschieden wir uns dann für eine Wohngemeinschaft. Eine Wohngemeinschaft, der wir ein gewisses Konzept geben. [...] Und so ergab sich dann diese Wohnform. Also seither ist es offiziell eine Wohngemeinschaft.

Das von Klaus Ritter erwähnte Konzept ist in schriftlicher Form greifbar. Darin heisst es zuoberst: «Unsere Wohngemeinschaft fördert ein selbstbestimmtes Zusammenleben im Alter mit grösstmöglicher Eigenverantwortung. Gegenseitige Hilfeleistungen bei Bedarf sind selbstverständlich.» Sodann folgt eine Auflistung von zehn Zielsetzungen: Im Konzept der Wohngemeinschaft am See sind Rechtsform, Verwaltung und Buchhaltung geregelt, wie sie in der folgenden Verdichtung *Ökonomisch-Ökologisches* Thema sind. Aber auch das Zusammenwohnen und die Organisation der gemeinsamen Wohnalltage sind darin festgehalten, wenn von Rahmenbedingungen für das Wohnen in der Gemeinschaft und der Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft gesprochen wird. Darüber sprechen die Ordnungen *Mehr als zusammenwohnen* sowie *Gemeinsame Wohnalltage*.

Aus Ideen einzelner entwickeln sich in Jahre dauernden Gesprächen noch vor dem Einzug Konzepte des gemeinsamen Wohnens. So auch in der Hausgemeinschaft von Hannah Bircher und Erich Huber. Aus einer Geburtstagsansprache entsteht langsam ein immer konkreter werdendes Skript des gemeinsamen Wohnens, das bis heute, über Seiten hinweg gleich einem gründungsmanifesten Tagebuch, aufbewahrt und von Zeit zu Zeit, etwa zum Anlass des Forschungsgesprächs, hervorgeholt wird. Beim gemeinsamen Durchblättern der Gesprächsnotizen, Traktanden und Protokolle, Fotos und Collagen erinnern sich die beiden detailliert an die Zeit vor dem Einzug.

Rebecca Niederhauser: Was mich eigentlich sehr interessiert, wie kamen Sie überhaupt hierhin? Also was war der Weg in die HG?

Hannah Bircher: Ich fange mit Barbaras Geburtstag an. Als Barbara 50 wurde. Oder?

Erich Huber: Ja, Barbaras Geburtstag.

Hannah Bircher: Also eine jetzige Mitbewohnerin wurde 50 und machte ein Fest mit Familie und Freunden im Garten ihrer Eltern. Das war wunderschön, ein Sommerabend. Und sie wurde beschenkt. Und zum Schluss hin hielt sie eine Ansprache. Und hörte so in dem Sinne auf, sie sei so zufrieden, es sei so schön, mit Familie und Freunden zusammen zu sein. Und nachher ist der Satz gekommen, am liebsten möchte ich mit euch alt werden. Und das zündete, glaube ich, den Funken. Barbara und Freundinnen. Wie wollen wir eigentlich alt werden? Diese Frau wurde dann 50. Und nachher begann das. Jetzt kannst du weiterfahren, wie das weiterging.

Erich Huber: Die Barbara und die Marie und die Gudrun.

Hannah Bircher: Die Gudrun. Das ist eine, die auch mitmachte, am Anfang, die ist allerdings in der Zwischenzeit gestorben. Und dann setzten sich die drei zusammen und sagten, wir sollten irgendwie etwas machen. Und sie haben einen Brief entworfen, den sie an Freunde, gute Bekannte in der Gemeinde schickten, auch Bekannte, die vielleicht in der Stadt waren. Und darin sagten sie, hört, wäre das nicht eine Idee, dass man sich zusammentun würde, für das Alter. Und schlugen auch gerade eine erste Zusammenkunft vor, ein erstes Treffen.

Erich Huber: Und dann interessierten sich eben doch ziemlich viele dafür. Man sagte, es sei noch nichts Verpflichtendes. Und dort fing das an, dass man sagte, ja, wir wollen diese Idee mal etwas ausarbeiten. Wir wollten nicht jetzt gerade. Wir waren alle noch berufstätig und wollten nicht gerade schon drauflos, sondern wollten diese Idee erarbeiten. Und das führte dazu, dass man zunächst etwa alle drei Monate zusammenkam. Und da interessierten sich viele. Da hatte es bis zu 30 Leute, die sich interessierten. Und miteinander diskutierten. Und dann schälte sich doch ein gewisser Kern raus. Und man sagte, man wolle doch auch probieren, wie das eigentlich wäre, wenn man zusammen sein würde. Und ist zusammen in die Berge, auf einen abgelegenen Weiler. Den konnte man mieten. Und waren eine Woche zusammen dort. Lebten zusammen, organisierten zusammen. Wir schauten jetzt gerade wieder da dieses Buch zusammen an.

Hannah Bircher: Die Illustrationen.

Erich Huber: Mit den Illustrationen und wie das war. Und bearbeiteten Themen. Und das fand ich jetzt gerade wieder interessant, was wir dort für Themen bearbeitet haben. [...] Da war mal eine Tagesorganisation, gemeinsam Frühstück und Abendbrot, gemeinsam einkaufen, tägliche Abmachungen, Freizeit, Tagesprotokoll, nachmittags um vier Uhr. Und dann bearbeiteten wir eben Themen. Kommunikation, Toleranz, Kritik, Offenheit, Ehrlichkeit, Streit, Annehmen, Geben, Mitteilung, Konzentration, Humor und Ironie, Ton, Umgangsformen, Pünktlichkeit. Grenzen der Gemeinsamkeit, das war ein wichtiges Thema. Anerkennung war ein ganzes Tagesthema. Das waren so Tagesthemen. Und Gefühle, Nähe, Distanz, Berührung waren ganz wichtig. Ich glaube, das kommt nachher in anderen

schriftlichen Zeugnissen. Freiwilligkeit, Zwang. Grenzen der Gemeinsamkeit. Das waren fünf so Tagesthemen. Und das sind die Illustrationen. Und dann kommen die Tagesprotokolle von diesen Tagen. [...] Ja, eben, einfach diese Tagesprotokolle, die man nachlesen könnte. Wir hatten noch ein anderes Thema, Geschmack und Ästhetik. Sprachen wir auch darüber. Und Sauberkeit und Hygiene. Das waren auch so Themen. Und da war noch ein wichtiges Thema, die Finanzen. Also das waren diese Themen, die uns nachher auch weiter umtrieben. Und die dazu führten, dass wir uns eigentlich über mehrere Jahre ganz intensiv vorbereiteten. Tabus waren auch ein Thema.

Hannah Bircher: Und uns kennenlernten.

Erich Huber: Wie viele Leute waren das? Etwa 12. Von denen blieb der grösste Teil nachher zusammen. Es kamen noch andere dazu. Teile machten nachher nicht mehr mit. Also es war nicht von Anfang an ein fester Kern. [...]

Hannah Bircher: Vorgängig hatten wir natürlich noch x Sonntagmorgenbrunches, wo Leute kamen und wieder gingen. Zwei, drei Jahre, so ging das davor. [...]

Hannah Bircher: Dann kauften wir. Und fingen an zu planen.

Erich Huber: Jaja, nachher planten wir ein Jahr lang. Dann bauten wir ein Jahr lang und so. Aber das sind natürlich Äusserlichkeiten, die weniger das Zusammenleben betreffen.

Hannah Bircher: Wir hatten zwei Jahre lang jeden Freitagabend eine Sitzung. [...] Also ich bin da ganz offen, ich sage das auch, es hat mir jeweils furchtbar gestunken, [...] das hat mir jeweils gar nicht gepasst. Aber jedes Mal nach der Sitzung war es gut. Und das zogen wir zwei Jahre lang durch. Das ist Zeit. Und es hat sich gelohnt, gell. Wir lernten uns so gut kennen. Weil da ging es ja dann um Konkretes. Das war dann nicht mehr allgemein, was wollen wir oder was wollen wir nicht. Oder dann auf etwas bezogen. Aber das war dann schon sehr konkret. Und das Bauen, das Planen, das Bauen, die Architekten suchen und dann wie viele Einheiten. Wir liessen dann noch so eine Studie machen, Machbarkeit, wie viele können überhaupt in diesem Haus drin wohnen. [...] Dann das Ganze, der Lift gab noch mehr oder weniger ein Gestärm. [...] Und wir lernten uns gut kennen. Also das war ganz wichtig.

Erich Huber: Das war ganz wichtig, diese intensive, gemeinsame Erarbeitung von eben all dem. Alle Details. [...] Die Genossenschaftsidee. Und dieses überhaupt Mitmachen war nicht für alle selbstverständlich.

Wie wichtig die sorgfältige Erarbeitung eines Konzepts und vor allem auch das gegenseitige Kennenlernen sind, zeigt das Beispiel von Angelika Widmer, deren Hausgemeinschaft nie über die Planungsphase hinauskam.

Angelika Widmer: Wir sagten dem einfach Hausgemeinschaft. Das war dann so der Begriff. Das war eine Gruppe von etwa 25 Leuten. Und man sagte immer, man nähme noch neue auf, man konnte an die Sitzungen kommen, wann immer man wollte. Und man machte dann wirklich auch Arbeitsgruppen, wo man sogar Statuten erarbeitete. Also was möchte man eigentlich genau da drin und so und was sind die Bedingungen und all das. Und dann löste sich diese Gruppe aber auf. Und da ist bei mir innerlich noch etwas ganz Wichtiges passiert. Ich hatte nie den Anspruch, dass man mit Freunden eine Alterswohnform haben muss. Nicht so idealistisch. Also es waren alle nett, das war jetzt keine Antipathie, nichts. Aber es hatte für mich kein Herzblut drin, um zu sagen, wow. Wow, da würde ich auch finanziell etwas riskieren. Das war mal das eine. Und ich hätte wahrscheinlich sogar den Austritt gegeben, hätten die sich nicht aufgelöst, weil ich hätte einfach mal ehrlich und offen dazu stehen und sagen müssen, wir haben doch zu wenig gemeinsam. Die Frequenz stimmte so einfach nicht, von den Plänen und so. Aber alles, was organisierbar ist, ob man einen Lift wolle in der Liegenschaft, all dieses Zeugs, das ging. Aber es war eher so die Software, würde ich jetzt mal sagen. [...]

Rebecca Niederhauser: Ich finde es sehr spannend, wie Sie das gemacht haben. Wie muss ich mir diese Gruppen vorstellen? Sie haben sich getroffen?

Angelika Widmer: Einmal im Monat traf man sich und hatte dort so Grundsatzdiskussionen und bildete ziemlich bald Arbeitsgruppen. Und eine Arbeitsgruppe fand heraus, wo es schon so bestehende Wohnformen gibt und schlug dann vor, ob man das mal anschauen gehen könne und wer da mitwolle und rapportierte bei der nächsten Sitzung. Eine andere Gruppe war fürs Kulturelle zuständig. Die machten so Vorschläge, was man miteinander machen könne, dass man sich etwas näher kennenlernte. Weil ich kannte diese Leute vorher nicht. Das war nur über eine Empfehlung. Melde dich doch dort mal. Das war eine Gruppe. Dann war eine Gruppe, die eben diese Statuten machte. Welche Bedingungen, welche Finanzierungsformen. [...]

Und dann gab es eine Immobiliengruppe. Und die musste einfach immer mit diesen Maklern oder mit den Gemeinden oder mit der Stadt verhandeln, wo hat es etwas, wo könnten wir das machen. Und das war eigentlich total gut und speditiv. Und diese Sitzungen gingen höchstens zwei Stunden und dann gab es noch so einen Brunch. Und dann ging man wieder auseinander und hatte eine Aufgabe gefasst. Und dann hatte man so ein kleines Konto, dass wenn man irgendwas für eine Besichtigung zahlen musste, dass man das gerade dort vom Konto nehmen konnte. Und es wurde also sehr sauber gearbeitet. Es waren keine Kaffeekränzchensitzungen gewesen. Sondern man merkte schon, es sind Leute, die sich auch gewohnt sind, Sitzungen zu leiten, die etwas vertraut sind mit speditivem Arbeiten. Und das war eigentlich positiv. [...]

Dass man eben auch kulturell etwas miteinander macht und dass eigentlich die

Nachbarschaftshilfe selbstverständlich ist. Also nicht gerade ein Gelübde, aber das stand auch in den Statuten drin, dass man wirklich auch zueinander schaut, dass man füreinander da ist. Und eben gemeinsam etwas miteinander machen. Oder es war auch so ein Thema, dass man in dieser Liegenschaft unbedingt schauen müsste, dass es einen Gemeinschaftsraum gibt. Aber es müsste jetzt nicht unbedingt eine Gemeinschaftsküche haben. Das wäre dann de luxe. [...] Das wurde mal diskutiert. Aber es waren eigentlich mehr die Nachbarschaftshilfe und die kulturellen Sachen. Dass man sagen kann, komm mit mir ins Kino oder komm, jetzt machen wir das. Einfach so einen ungezwungenen Kontakt.

Das Beispiel von Angelika Widmer zeigt, wie die Gesprächspartnerinnen und -partner in Arbeitsgruppen und Sitzungen das gemeinsame Wohnen verhandeln und so definieren. Sinnstiftungen und Bedeutsamkeiten werden erarbeitet, gemeinsame Wohnalltage erfunden. So entwickelt sich in der Auseinandersetzung aus der Idee langsam das, was Therese Fischer Ideologie und Klaus Ritter Konzept nennt. Haus- und Wohngemeinschaften werden damit zu Verhandlungs- und Deutungsorten des Gemeinsamen. Dabei deuten die Gesprächspartnerinnen und -partner auch sich als Mitbewohnerinnen und Mitbewohner neu und lernen sich als solche zu verstehen. Doch Angelika Widmer findet keinen Anschluss. Wie sehr letztlich das Zwischenmenschliche ausschlaggebend ist, davon handelt auch die Verdichtung *Ausbänge, Vorstellungsgespräche und Probewochen*. Doch letztlich scheitert das Projekt oft bereits an der Finanzierung der fehlenden Immobilie. Von der Suche nach geeignetem Wohnraum und dessen Finanzierung handelt deshalb die nächste Verdichtung.

Ökonomisch-Ökologisches

Geeigneten Wohnraum an ebensolcher Lage zu finden und diesen zu finanzieren, ist kein einfaches Unterfangen. Nebst der Marktlage spielen auch die gemeinsam entwickelten Vorstellungen davon, wo und wie gewohnt werden soll, eine Rolle. Fragen nach Grundstückslagen, Quadratmeterpreisen, Grundrissen, Raumgefügen, Kreditwürdigkeiten, Genossenschaftssolidaritäten und Rechtsansprüchen prägen die Zeit vor dem Einzug. Die ökonomisch-ökologischen Hürden sind oft nicht zu überwinden. Und letztlich scheitern wohl die meisten Projekte genau daran: Am fehlenden Wohnraum und an der mangelnden Finanzierung. Alleine ist Angelika Widmer sicherlich nicht.

Angelika Widmer: Und dann hat man je länger, je mehr gesehen, eigentlich scheiterte es immer, oder wurde so lange hingehalten, weil man keine Liegenschaft

fund. Die Wünsche waren in der Stadt, verkehrstechnisch gut, kulturell, ins Kaffee können, alles zusammen. Aber das ist Hochpreissegment, diese Liegenschaften.

Die anderen Gesprächspartnerinnen und -partner aber, so das Setting, haben es geschafft – auch wenn der Weg bis zum Einzug oft ein ökonomisch-ökologisch langer und umständlicher ist.

Renate Walsers Wohngemeinschaft in der alten Villa suchte zwei Jahre nach der passenden Immobilie, deren Kauf fast an den fehlenden Investoren scheiterte, dann aber zehn Jahre als Genossenschaft existierte, um letztlich doch am Verkauf an eine Stiftung zu scheitern. Die Geschichte ist lang und kompliziert.

Renate Walser: Sie suchten dann eben und es war gar nicht so einfach. Und dann fanden sie dann dieses Haus. Der Preis war tief, weil es besetzt war. Dieses Haus hat eben auch eine Geschichte. Aber ich weiss nicht, ob Sie das hören möchten. Jedenfalls konnten sie das dann kaufen. Aber es war in einem ziemlich schlechten Zustand.

Ein Fabrikant baute es 1930. Und baute es natürlich grosszügig, weil sie hofften, sie hätten Kinder, hatten dann aber keine. Und der Mann starb dann 1960. [...] Und dann hat diese Frau sicher noch 20 Jahre in diesem Haus gewohnt. [...] Dann hatte es eine Klinik. Die wollte es benutzen, aber dann kamen neue Bestimmungen, was eine Klinik alles haben muss. Und das ging dann nicht, das konnten die sich nicht leisten. Dann vermieteten sie es an eine Privatschule und so weiter. Dann ging auch diese wieder raus. Und dann kamen Studierende rein, die hier einfach wohnten, zuerst zur Miete, danach besetzten sie es. [...] Und dann ist es natürlich sehr runtergekommen. Und darum konnten diese Frauen es auch zu einem Preis erstanden, den sie sich leisten konnten.

Sie hatten zuerst grosse Mühe, weil die Banken ihnen kein Geld geben wollten. Frauen, was wollen die einen Kredit für so eine Liegenschaft. Durch eine Beziehung gab ihnen dann eine Bank doch das Geld. Und sie kauften es. Also natürlich auch mit Eigenkapital. Und jetzt gehört es der Genossenschaft, wo wir ein Darlehen erbringen müssen, wenn wir hier wohnen.

Wir sind eigentlich eine Wohngenossenschaft. Weil diese Frauen konnten das ja nicht als Besitzerinnen kaufen. Ich meine, das ist sehr kompliziert. Und es ist steuerrechtlich natürlich auch viel besser, wenn man eine Genossenschaft ist. Und das Eigenkapital, das sie investierten, teilten sie untereinander auf. Das heisst, jede Person, die hier reinkommt, muss eigentlich 100 000 CHF Anteilsscheine kaufen. Und die bekommt man dann wieder, wenn man wieder rausgeht. [...]

Ich hatte eben die Idee, dass wir es an eine Stiftung verkaufen. Und das wäre dann ein anderes Dach gewesen. Dann wäre die Genossenschaft aufgelöst worden. Und wir hätten dann hier drin einfach als Verein gewohnt. Und die Besitzerin wäre

dann diese Stiftung gewesen. Und dann gab es plötzlich Widerstand dagegen. Und jetzt sind wir da in einer Situation, dass es einfach nicht mehr funktioniert. Wir müssen jetzt die Statuten ändern. Und wir haben jetzt einen Workshop.

Auf die Suche nach der passenden Immobilie folgen Schwierigkeiten der Finanzierung und sodann das Finden einer geeigneten Rechtsform – die Architekturen des Gemeinsamen stellen auf dem Immobilienmarkt kaum berücksichtigte Bedingungen, die Banken handeln altersdiskriminierend und gewähren nur bedingt Kredit. Und was geschieht mit der Gemeinschaft, wenn die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner wechseln?

Erich Huber: Und dann gingen wir eben Sachen anschauen, sagten, nein, das ist es noch nicht und so weiter. Und schliesslich engte sich das dann immer weiter ein. Mindestens Stadtnähe, idealerweise noch Anbindung an den öffentlichen Verkehr. Und schliesslich schlug dann eben dieses Haus hier ein. Man sagte, hier, das ist jetzt etwas, wo man etwas realisieren kann. Wer macht mit? Das musste dann eine Blitzaktion sein, weil wir erfuhren das relativ spät. Und Dank gewisser Beziehungen konnten wir das dann doch noch vor dem Verkauf an Spekulanten gewinnen. Und trotzdem ist es eben auch in Bezug auf die Anbindung an den öffentlichen Verkehr nicht ganz ideal, wir haben keine Tramstation vor dem Haus. Trotzdem fand sich eine genügende Anzahl Leute dazu bereit, zagg, rein. [...]

Hannah Bircher: Wir konnten es relativ günstig kaufen. Aber es war nicht mehr bewohnt. Und das wusste man vorher. Und dann kam schon das Problem mit dem Lift. Der erste Gang zur Denkmalpflege. Weil dieses Haus ist denkmalgeschützt. [...] Man kann nicht glaubwürdig alt werden in einem vierstöckigen Haus ohne Lift. Also braucht es einen Lift. Ob wir das dürften. Und das ist uns bewilligt worden. [...]

Ich war bei einem der ersten Bankbesuche dabei. Und wir gaben uns da sehr Mühe, wir waren zu dritt. Und diese Männer drückten da jeweils etwas rum und sagten, ja, wissen Sie, wir wollen offen sein, mit Genossenschaften wollen wir lieber nichts zu tun haben. Da ändert so viel, da weiss man nie, wer verantwortlich ist. Und dann machte es bei uns Klick. Danach machten wir ein Dossier, wer wir sind, was wir wollen, unter welchen Voraussetzungen. Und das Fazit war dann, dass gleich zwei Banken sich darum bemühten, dass sie das finanzieren durften. [...]

Dann kam das Rechtliche. Da haben wir auch lange darüber gesprochen, was wollen wir, Eigentum oder eben Genossenschaft, das war nicht von Anfang an klar. Und da liessen wir uns viel beraten. [...] Und was mir eigentlich noch Eindruck machte, war, dass wir jetzt eben eine Genossenschaft sind und kein Eigentum haben. Weil etwa ein Drittel vom Haus gehört allen. [...] Diejenigen, die gehen,

bekommen den Anteil ausbezahlt, respektive eben vielleicht die Erben. [...] Also Geld, nicht irgendwie zwei Quadratmeter Garten oder so. Und diejenigen, die neu reinkommen, die müssen das wieder einzahlen.

Sollen künftig weniger Projekte noch während der Planungsphase scheitern, so braucht es laut Hannah Bircher und Erich Huber also dreierlei: Architekturen des Gemeinsamen, Investoren und die Gründung einer Genossenschaft.

Einzig für die Wohngemeinschaft am See hat sich die Suche nach einem Wohnobjekt erübrigt. Vielmehr ist die Idee, eine Wohngemeinschaft zu gründen, aus der geeigneten Liegenschaft entstanden, die ursprünglich im Besitz von Barbara Clarks war. Dennoch: trotz vorhandener Liegenschaft ist auch hier einiges bis zur Gründung zu bedenken. Die ehemalige Besitzerin, Barbara Clarks, erinnert sich.

Barbara Clarks: Und dann ist mein Mann gestorben. Die Kinder waren unterdessen schon in aller Welt unterwegs und verheiratet. Und dann fand ich, so, ich will hier bleiben, mir gefällt es. Und dann fingen wir an, darüber nachzudenken, wie man aus dem eine WG machen kann. Wir waren schon seit etwa fünf Jahren eine Gruppe, die so Projekte anschaute, immer wieder mal eine Zusammenkunft und geschwätzt und gemacht. Und gemerkt, dass es auch diverse Hürden hat. Wenn so ein Haus einem Besitzer anhängt, ist es ungünstig. Weil der Besitzer stirbt und die ganze WG geht in die Luft. Dann hatte ich einen Berater, einen Freund, der sich dafür interessierte. Wir hatten diverse Projekte. Das Haus verkaufen, eine WG irgendwo auf die Beine stellen. Dann wäre ich wieder die Besitzerin gewesen. Oder eines hier bauen. Und ich bin überhaupt keine Bauerin, das interessiert mich null und nichts. Oder dem Meistbietenden verkaufen und verreisen. Das waren sicher zwei, drei Jahre, während derer ich so gedacht habe. Und einfach auch merkte, nein, hier will ich bleiben, das gefällt mir. Und dann hörten wir von einer Stiftung, die sich so für alternative Wohnformen interessiert, auch dass der Boden an so schönen Orten nicht einfach verspekuliert wird, sondern gebraucht wird, vielleicht gemeinnützig oder in irgendwelchen Formen, die irgendeinen sozialen Aspekt haben. Dann ging ich mit dieser Stiftung in Verbindung. Schaute nochmals, dass niemand, weder die Kinder noch mein Bruder, Ansprüche haben. Und dann konnte ich es der Stiftung verkaufen. Dadurch hatte ich für mich eine Rente, die ich brauchte, weil dann dieser millionenschwere Bau weg war.

Und so organisierte ich meine Altersvorsorge. Ich hatte die Last nicht mehr, was passiert, wenn das Dach zusammenfällt. Ich weiss, das macht die Stiftung. Wann wir der Stiftung wirklich beigetreten sind, das weiss Herr Ritter besser. Er ist da klarer als ich. Und wir sind seither wirklich bestens aufgehoben. Jetzt sind wir einfach alle Mieter.

Mit dem Verkauf des Hauses an eine Stiftung sind die Wohnpartnerinnen und Wohnpartner der Wohngemeinschaft am See Mieterinnen und Mieter. Der Verkauf des Hauses an eine Stiftung ermöglicht ihnen aber auch, ein Konzept jenseits der einzelnen Mitbewohnerinnen und Mitbewohner zu entwickeln. Mit diesem Konzept ist die Wohngemeinschaft von der Liegenschaft unabhängig. Umgekehrt aber ist auch das Haus von der Wohngemeinschaft unabhängig.

Johanna Karlsson: Wir haben hier auch schon mal gesagt, wenn das Haus abrennt, dann suchen wir uns eine Fünfeinhalbzimmerwohnung und dann leben wir weiter. Und das finde ich toll. Das heisst, diesen Satz, wir wollen zusammen alt werden, wirklich in Tat umzusetzen. Ob wir es machen würden, ist eine andere Sache, aber uns ist die WG wichtig, die Wohnform.

Mietverhältnisse zu schaffen und Eigentum zu vermeiden, erachten die Gesprächspartnerinnen und -partner als nachhaltig. Anstelle einer Umwandlung von Eigentum in Genossenschafts- oder Stiftungsbesitz gäbe es auch die Möglichkeit, bestehende Objekte zu mieten. Dass die Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier dabei die Ausnahme bleibt, hat einen Grund.

Therese Fischer: Also geeigneten Wohnraum zu finden, ist schwierig, aber man kann sich in die Planung einschalten. Also dieses Haus ist so geplant worden, dass darin Wohngemeinschaften leben sollen. Und man hat in Zusammenarbeit mit den Leuten, die hier wohnen werden, diese Wohnungen entworfen. Und ist dann auf dieses Modell gekommen. Also wir haben sehr viel gemeinsamen Wohnraum, also sehr viel Offenheit und gleichzeitig abschliessbare Zimmer. Es ist aber noch nicht ideal. Also man kann nicht sagen, es ist jetzt eine ideale Form. [...] Man muss es in der Planung berücksichtigen. Und dann ist es einfacher, eine Wohngemeinschaft zu gründen, wenn bereits der Wohnraum entsprechend konzipiert wurde.

Das Fehlen von alternativen Grundrissen plus die altersdiskriminierende Haltung der Finanzinstitute macht die Haus- und Wohngemeinschaftsgründungen aus ökonomisch-ökologischer Sicht zum langjährigen Hürdenlauf mit offenem Ausgang.

Aushänge, Vorstellungsgespräche und Probewochen

Manifest und Haus stehen, Geld ist vorhanden und Recht geschaffen. Was nun noch fehlt, sind die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner. Ganz von vorne muss bei der Suche nach geeigneten Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern meist

nicht begonnen werden. Aus den Interessensgemeinschaften und Arbeitsgruppen hat sich bereits ein Kern herausgebildet. Und oft ist die Gemeinschaft damit auch schon komplett.

Kristina Schwab: Und an irgendeiner Versammlung fanden wir dann, komm, wir schliessen uns doch zusammen. Und dann waren wir quasi zu viert so die Ururgruppe. Und schauten dann nachher weiter und suchten konkret, wer interessiert sich für diese Wohnform. Es war auch klar, es soll eine grosse WG geben, es soll eine gemischte WG geben. [...] Und das ist jetzt auch noch so. In dieser WG bin ich jetzt aktuell immer noch. Im Sommer vor neun Jahren zogen wir ein. Und ich bin immer noch in dieser gleichen WG. Und es hat noch erstaunlich viele Leute, nicht gerade die Hälfte, aber sicher ein Drittel, wenn nicht mehr, von der Ursprungsformation. Und so ist es jetzt noch.

Doch wo finden sich neue Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, wenn die ersten Gründungsmitglieder wieder ausziehen? Und umgekehrt, wie finden sich die freien Plätze? Es gibt also zweierlei: diejenigen, die suchen, und diejenigen, die anbieten. Während sich die Gründungsmitglieder, die Kerngruppe – wie in der Verdichtung *Von der Idee zum Konzept* ausführlich beschrieben – lange vor dem Einzug trifft, die künftige Wohnform entwirft, Gemeinschaft verhandelt und Manifeste des gemeinsamen Wohnens schreibt, haben später Hinzuziehende nur wenig Zeit, sich in der vordefinierten und eingespielten Gemeinschaft zurechtzufinden. Umgekehrt ist auch für die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner wenig Zeit, sich zu entscheiden, wer zu ihnen passt. Pressemitteilungen, Zeitungsinserate, Informationsveranstaltungen, Webpages, Onlineplattformen und Bekanntschaften helfen, einander zu finden; Vorstellungsgespräche, Testessen und Probewochen loten Gemeinschaftssinn und Kompatibilität aus. Denn die Auswahl sollte auf beiden Seiten wohlbedacht sein.

Rebecca Niederhauser: Wie habt ihr einander gefunden?

Barbara Clarks: Also der Klaus und ich haben Kinder im gleichen Alter. Und die gingen auf die gleiche Schule. Und wir spielten zusammen Theater. [...] Und so lernten wir einander eigentlich kennen. Und fingen an zu reden. Und fanden, das wäre eigentlich noch eine gute Idee, um das Alter dann mal zu gestalten. Das war dann noch etliche Jahre früher. Und die Erika war eine Schülerin von mir. Sie sagte immer, ja, diese Form würde mir gefallen, wenn die Kinder mal draussen sind. Und irgendwann war es dann auch so weit. Und nachher gaben wir eben auch so Interviews oder Zeitungsartikel und wir haben eine Website. [...] Weil wir drei sind so die, die sich gekannt haben. [...] Und die anderen, die dann neu gekommen sind, sind durch diese diversen Kanäle gekommen.

Die Wohngemeinschaft am See ist medial präsent, wer sich für die Wohnform interessiert, kennt die vier Bewohnerinnen und Bewohner aus der Presse. So ist die Warteliste lang, das Auswahlverfahren kompliziert, die Anforderungen hoch. Ein gemeinsamer Abend reicht hier nicht. Beim Probewohnen bestehen nicht alle und eigentlich sucht die Wohngemeinschaft schon länger nach einem zweiten Mann. Dennoch bekommt Johanna Karlsson nach intensiver Suche ein Zimmer, obwohl sie auf der Warteliste längst nicht an erster Stelle steht. Für sie endet damit die Irrfahrt auf der Suche nach einer passenden Wohngemeinschaft.

Johanna Karlsson: Ich wusste nicht, dass es auch WGs für Ältere gibt. Dann stieß ich ganz zufällig auf diese WG hier. Über eine Zeitschrift bin ich auf diese WG hier gekommen. Habe ihnen direkt geschrieben. Und habe aber gemerkt, dass das hier besetzt ist, und ging davon aus, dass die, die hier wohnen, auch hier bleiben, dass die nicht weggehen. Machte mir eigentlich keine Illusionen. [...] Weil hier jemand auszog, ging ich dann mal ein Wochenende schauen. Das konnte ich dann nach einem halben Jahr. Und fand, ja, das wäre es. [...] Jetzt bin ich fast drei Monate fix hier. Ich bin immer noch im Prozess drin, will ich das, kann ich das. Weil es ist, wenn man dann drin ist, schon ganz anders. Es ist sehr spannend, wenn man drin ist. Also ich habe ihnen auch allen gesagt, also warten wir mal ein Jahr und dann sage ich, wie es für mich dann aussieht. [...]

Rebecca Niederhauser: Mir fiel auf, dass es fast nur Frauen sind. Also jetzt nicht nur bei euch. Stimmt das so?

Johanna Karlsson: [...] Hier haben sie ja sehr Mühe, Männer zu finden, sehr. Nachdem sie letztes Jahr in der Zeitung waren, hatten sie ja anscheinend zehn, die sich meldeten. Es sind aber nur zwei übrig geblieben, die echt wollten. Und einer wurde ja dann gewählt. Der ist aber hier gestorben. Und der andere wollte nachher schon nicht mehr. [...]

Die meisten, die hier auf der Warteliste stehen, die stehen immer noch drauf. Und ich bin als Letzte gekommen. Ich rief aber immer an und fragte, wie ist es und wie geht es euch und kann ich mal vorbeikommen. [...]

Ich suchte ein Jahr lang ziemlich intensiv. Und ich fand echt nichts. Und ich fand auch niemanden, der das mit mir machen würde. [...]

Nächsten Monat kommt eine Frau, die sich echt interessiert, die auch viel über WGs nachgedacht hat. [...] Aber man hat ihr auch deutlich gesagt, dass wir hier einen Mann wollen. [...]

Es muss doch einen Mann geben. Aber wie erreichst du den? [...] Die drei haben ein bisschen genug. Ich bin jetzt im Moment die, die etwas pusht mit diesem Mann. Weil für mich ist das neu. Ich fände es noch schön, noch jemand anderes neben mir zu haben, der neu ist. [...]

Meine Vorgängerin war ja zweieinhalb Jahre hier. Und ging nachher trotzdem. Sie fand, das ist alles zu nahe. Und am Anfang sagte sie, zu euch gehöre ich. [...] Das kann auch mir passieren.

Johanna Karlsson erzählt von Männern, die doch nicht einziehen, von ehemaligen Mitbewohnerinnen, die es sich anders überlegten und von langen Wartelisten. Es gibt also auch diejenigen, die gerne einziehen möchten, aber keine Gemeinschaft finden. Und diejenigen, die gerne einziehen möchten, aber nicht dürfen. Johanna Karlsson hatte Glück. Über die Presse findet sie die Wohngemeinschaft am See und darf nach Probewochen einziehen. Ob Johanna Karlsson bleibt oder wie ihre Vorgängerin doch weiterzieht, bleibt offen.

Renate Walser jedenfalls zieht am Schluss wieder aus. Hier aber erzählt sie von ihrem Einzug. Wie auch Johanna Karlsson wird sie über die Presse auf ihre Wohngemeinschaft aufmerksam und klingelt eines Abends an der Tür.

Renate Walser: Dann trennte ich mich. Und suchte dann eben etwas zum Wohnen. Diese WG hier war schon in verschiedenen Magazinen. In der Quartierzeitung stellten sie sie vor. Und im Frühling ging ich mit einer Nachbarin hierhin und klingelte. Eine Frau nahm uns rein. Und dann kam ich hier rein und fand, wow, super. [...] Und dann sagten sie mir, sie würden da noch jemanden suchen, eine fünfte Person. Sie müssten das natürlich in diesem Gremium besprechen. Und sie hätten noch andere Interessentinnen. Ich hatte schon das Gefühl, da ist eine ganze Reihe, die hier wartet. Aber das war nicht der Fall. Und dann bekam ich dann die Mitteilung, ich könne gerne hier wohnen kommen. Also haben wir Pizza miteinander gegessen. Und ich fand so die Einstellung vom Leben, von den Ideen, politisch und so, das wäre eigentlich so in meiner Linie. Im Mai vor fünf Jahren zog ich hier ein. Und seither bin ich jetzt hier.

Renate Walser und ihre künftigen Mitbewohnerinnen seien, wie sie beim Pizzaessen findet, auf einer Wellenlänge, Lebenseinstellung und politische Ideen würden sich entsprechen. Doch von den Renate Walser sympathischen Wohngemeinschaftsgründerinnen sind seither alle ausgezogen. Der Wohnpartnerinnenwechsel ist längst zum alltäglichen Begleiter in Renate Walsers Wohngemeinschaft geworden. Die neuen Mitbewohnerinnen werden deshalb nur mehr unsorgfältig ausgewählt. Viele würden ohnehin nur vorübergehend in der Wohngemeinschaft bleiben, kaum daheim sein oder lieber im eigenen Zimmer bleiben, so Renate Walsers Einschätzung. Und wo die Beziehungen nicht fehlen, prägen Unruhen den Wohnalltag. Für Renate Walser Grund genug, den Auszug zu planen. Davon erzählt die Verdichtung *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden* der Ordnung *Auszüge aus der Gemeinschaft*.

Auch Therese Fischer und ihre Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier haben klare Vorstellungen, wie ihre neuen Mitbewohnerinnen und Mitbewohner zu sein haben. Auf das Zeitungsinserat folgt eine Einladung. In einem Vorstellungsgespräch fühlt die Wohngemeinschaft ihren potenziellen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern auf den Zahn. Wer passt? Wer nicht?

Therese Fischer: Also das Ökologische, das Biologische ist uns ein grosses Anliegen. Einfach so Gemeinschaftsthemen, also Zukunftsthemen in dem Sinne auch. Das ist uns ein grosses Anliegen. Also wenn neue Leute ausgewählt werden, ist das zum Beispiel ein Kriterium, wer ist das, was macht diese Person, was hat sie für Ideen, Gedanken, für was steht sie ein. Aber trotzdem eine grosse Bandbreite. Also es soll nicht eng werden. Also es gibt Raucher bei uns, es gibt Nichtraucher, es gibt Vegetarier, es gibt keine Vegetarier, es gibt Religiöse, es gibt keine Religiösen, es gibt Schwule, keine Schwulen. Also es ist sehr, sehr durchmischt. Auch die Altersspannbreite. Die könnte sogar noch grösser sein. Also das sind keine Ausschlusskriterien. Es gibt noch eine Regel, die ganz wichtig ist, wenn wir neue Leute wählen, kann jemand sagen, für mich kommt diese Person nicht infrage, ohne dass sie das begründen muss. Also das sogenannte Veto. Wenn jemand sagt, ist für mich keine Diskussion, diese Person kommt nicht infrage, wird nicht darüber diskutiert. Also es muss niemand irgendeinen Kompromiss machen. Sondern die valablen Personen, die werden dann geratet. Und wer das beste Rating hat, bekommt dann dieses Zimmer.

Rebecca Niederhauser: Und wie findet ihr diese Leute oder wo sucht ihr?

Therese Fischer: Wir suchen über das Beziehungsnetz, über die WOZ [Unabhängige linke Wochenzeitung, R. N.] und über WG-Zimmer [Online-Vermittlungsportal, R. N.] und über Aushänge an der Hochschule.

Bewertet wird entlang der in der Verdichtung *Von der Idee zum Konzept* beschriebenen Gemeinschaftsskripte, aber auch entlang persönlicher Charakteristika, wie sie in der Verdichtung *Zwischen Nähe und Distanz* der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* ausführlich beschrieben sind. Wenn Therese Fischer aber vom Vetorecht spricht, von Diskussionen und Kompromissen, so lässt sie auch in die Organisationsstruktur der Gemeinschaft blicken, wie sie behandelt wird in der Verdichtung *Über Rollen und Hierarchien* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* sowie in der Verdichtung *Essen und sitzen: Begegnung organisieren* der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage*.

Mehr als zusammenwohnen

In der Gemeinschaft zu wohnen ist immer mehr als nur zusammenzuwohnen. Denn jenseits erprobter und normierter Gemeinschaften – jenseits also von Familienheim und Partnerwohnung – bedarf das Zusammenwohnen der Neuverhandlungen und -deutungen. Während die Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* nach Organisationsmomenten in den gemeinsamen Wohnalltagen, nach Haushaltsbezogenem und Sozialem fragt und die Gemeinschaft zwischen Nähe und Distanz definiert, geht es in dieser Ordnung zunächst um Zugehörigkeiten und Ausschlüsse, Rollen, Hierarchien und Geschlechterverhältnisse in den Haus- und Wohngemeinschaften.

Claudia Nowak wohnt in einem Haus, ganz allein. Das bringt eine gewisse Gewöhnung mit sich. Die eigenen Räume gehören zu ihrer Vorstellung des Gemeinsamen deshalb ganz selbstverständlich dazu. Zwei Zimmer – Schlafzimmer, Arbeitszimmer und eine kleine Küche. Und ausserhalb der eigenen kleinen Wohnung grosszügige Gemeinschaftsräume als Treffpunkte des Zusammenseins. So wünscht sich Claudia Nowak ihre Hausgemeinschaft, von der sie sagt, sie sei keine Wohngemeinschaft aber mehr als nur die gemeinsame Bewirtschaftung eines Hauses. Von der Wohngemeinschaft ihres Sohnes distanziert sie sich denn auch klar. So wie die Jungen wohnen würden, stelle sie es sich nicht vor, das sei ihr zu wenig, meint sie. Doch worin unterscheiden sich Haus- und Wohngemeinschaften? Wo liegt der Unterschied zur Studentenbude? Und warum hinkt der Vergleich zur Familie? Während der Begriff der Wohngemeinschaft gemeinhin als Dach für gemeinschaftliche Wohnformen gilt, unterscheiden die Gesprächspartnerinnen und -partner exakt: entlang der Platzverhältnisse, entlang der Verbindlichkeiten, entlang der Rollenverteilungen und Hierarchien. Damit wird die Selbstzuschreibung der Wohnweise zur selbstentwerfenden Narration jenseits erprobter und normierter Wohnweisen, jenseits also von Familie und Partnerschaft. Vom Entscheid für oder gegen die Gemeinschaft erzählt deshalb die Verdichtung *Weder Studentenbude noch Familienheim*.

In Claudia Nowaks Kopfgemeinschaft wohnen Menschen, die Auseinandersetzungen nicht scheuen, sich streiten und wieder zusammenraufen, die aufeinanderprallen und Zugeständnisse machen, die aushandeln und aushalten, die gemeinsam planen, organisieren und entscheiden. Während sich die Gesprächspartnerinnen und -partner dezidiert von familiär-partnerschaftlichen Mächtigkeiten distanzieren und stattdessen für die gleichberechtigte Vollversammlung einstehen, erzählen die Narrationen mitunter anderes. Wer spricht? Wer bestimmt? Wer weiss Bescheid? Wie Zuständigkeiten jenseits von Familie und Partnerschaft in den gemeinschaftlichen Wohnformen verhandelt und gedeutet werden, davon handelt die Verdichtung *Über Rollen und Hierarchien*.

Claudia Nowak stellt sich eine geschlechtergemischte Hausgemeinschaft vor. Doch realiter sieht es zumeist anders aus: Männer, das ist die Erfahrung meiner Gesprächspartnerinnen und -partner, würden weder Haus- noch Wohngemeinschaft suchen und stattdessen das partnerschaftliche Wohnen bevorzugen. Die Verdichtung *Wenn die Männer fehlen* fragt deshalb nach dem Fehlen der Männer und blickt damit auf eine spezifische Form der Rollen- und Hierarchieaushandlungen in der Gemeinschaft. Zum Vorschein kommen tradiert-konservative Geschlechternarrative und vor allem Lebensentwürfe von Frauen, die jenseits von Ehe und Familie wohnen. Haus- und Wohngemeinschaften sind so immer auch Antwort auf die zunehmenden späten Scheidungen und damit letztlich auch auf die sich im Wandel befindenden Frauenrollen.

Als Alternative zu Familie und Partnerschaft sind Haus- und Wohngemeinschaften also stets mehr als nur zusammenzuwohnen: Was es mit diesem Mehr auf sich hat, eben davon handeln die Verdichtungen der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen*, die nach ein- und ausschliessenden Definitionen der Gemeinschaft und nach Rollen, Hierarchien und Geschlechterverhältnissen in den Gemeinschaften fragt.

Weder Studentenbude noch Familienheim

Ganz selbstverständlich wurde bis anhin von Haus- und Wohngemeinschaften gesprochen, ohne je genauer darauf einzugehen. Doch was verstehen die Gesprächspartnerinnen und -partner darunter? Für sie gehört nicht alles in den gleichen Topf, was gemeinsam wohnt. Entlang von Raumverhältnissen, Gemeinschaftsgraden und Verbindlichkeiten unterscheiden sie verschiedene Arten gemeinschaftlichen Wohnens. Differenziert wird dabei per Exklusion. Denn die Hausgemeinschaft sei keine Wohngemeinschaft und die Wohngemeinschaft weder Familie noch Studentenbude. Die Selbstnarrationen der Wohnweisen erfolgen also zunächst über ein Ausschliessen, ein Nicht- oder Anderssein. Doch im Von-sich-Weisen verbirgt sich im Kehrschluss immer auch das Selbstsein, Selbstentwurf. Denn in der Negation des einen liegt die Fürsprache des anderen, wer ausschliesst, schliesst auch ein. Vom Anders- und Nichtsein als Modalität des Selbstsagens handelt diese Verdichtung.

Die augenfälligste Differenzierung in den Selbsterzählungen ist zunächst diejenige zwischen Haus- und Wohngemeinschaften – also zwischen einer geteilten Wohnung mit einzelnen Zimmern und einem geteilten Haus mit einzelnen Wohnungen. Sodann unterscheiden die Gesprächspartnerinnen und -partner zwischen studentischen Wohngemeinschaften und den ihrigen, zwischen Zweckgemeinschaft und bewusst gewählter Lebensform.

Johanna Karlsson: Man hört die unterschiedlichsten Geschichten. Ich kenne ein paar, die in HGs wohnen. Da läuft wenig Gemeinsames. Die kommen einmal in der Woche in diesem Gemeinschaftsraum zusammen und sonst sind sie eigentlich mehrheitlich alleine. Die haben ja alles in der Wohnung. Jeder hat einen eigenen Fernseher, ein eigenes Bad, eine eigene Küche. Die müssen nichts gemeinsam. Hier musst du. Auch wenn du vielleicht mal nicht möchtest, du musst. Da kommst du gar nicht drum rum. [...]

Also der Begriff WG ist für viele ganz etwas anderes. Oder derjenige der HG auch. Da sagen viele Leute schon, das ist doch eine WG. Das ist für mich nicht WG. Jeder wohnt für sich. Und du musst zur Türe raus und bei den anderen klingeln gehen. Das ist nicht WG. WG ist hier. Wenn ich zur Türe rauskomme, da begegne ich zwei anderen. Und das ist den meisten Leuten schon zu nahe. Aber vielleicht liege ich da auch falsch mit dem Wort WG, Wohngemeinschaft. Aber was ist denn sonst Wohngemeinschaft? Gemeinschaft durch Wohnen. Das sind nicht separate Wohnungen, in denen jeder einen eigenen Fernseher hat. Im Altersheim, wo ich gearbeitet habe, war es schrecklich. Die hatten einen Gemeinschaftssaal mit einem riesigen Fernseher. Jeder lag aber schon ab sechs Uhr in seinem eigenen Zimmer im Bett und schaute seinen eigenen Fernseher an. Jeder. Nie war jemand in diesem Raum unten gewesen. Das war schrecklich. Und so geht es doch in den HGs auch. [...]

Rebecca Niederhauser: Du hast es bereits angesprochen, kannst du verschiedene Arten von WGs unterscheiden?

Johanna Karlsson: Die WGs mit den Jungen, die sind sehr frei. [...] In den grossen WGs zum Beispiel, mit 30, in denen wir auf drei Stockwerken verteilt gewesen waren, sassen wir oft am Abend in Grüppchen beieinander und haben zusammen gegessen und haben über Gott und die Welt gesprochen. Und plötzlich sind dann wieder ein paar verschwunden, so mit der Zeit. Und das hast du mitbekommen oder auch nicht. Also der Kontakt war nie tief bei ihnen. Aber toll. Ganz locker. Aber mit der Zeit fand ich einfach, die Interessen klaffen auseinander.

Johanna Karlsson polemisiert über Hausgemeinschaften und die Angewohnheiten, fernzuschauen. Dabei erzählt sie eigentlich von ihrer Wohngemeinschaft am See. Hausgemeinschaften sind also keine Wohngemeinschaften. Und Wohngemeinschaften sind keine Hausgemeinschaften. Sie sind aber auch keine Studentenbuden. Johanna Karlsson erinnert sich an ihre eigene Zeit in den studentischen Wohngemeinschaften als an eine unverbindliche Zeit, die sich von der jetzigen Wohngemeinschaft deutlich unterscheidet. Sie verwendet das Unverbindliche, Unbeständige als Distinktionsmerkmal. Die Jungen, so Johanna Karlsson, kämen und gingen. Verschwinden aber gilt bei ihr nicht. Johanna Karlssons Wohngemeinschaft ist verbindlich. Ausziehen findet

nicht statt. Zumindest in der selbstdefinierenden Gemeinschaftserzählung des gemeinsamen Alterns, wie sie auch Thema ist in der Verdichtung *Gemeinsam nicht allein sein: Reden und helfen* der Ordnung *Altern in Gemeinschaft* auf dem Plateau *Intermezzo*. In die gleiche Richtung spricht auch Kristina Schwab, die in den studentischen Wohngemeinschaften rein wirtschaftliche Motivation zu erkennen glaubt.

Rebecca Niederhauser: Was muss man für Eigenschaften mitbringen oder was muss man auch gerne haben, zu was muss man bereit sein, wenn man in eine WG zieht?

Kristina Schwab: Also man kann ja sagen, es gibt WGs aus wirtschaftlichen Gründen, also weil man einfach auf das Geld schauen muss. Und möglichst günstig wohnen, bescheiden wohnen möchte. Die Studi-WGs haben diesen Hintergrund. Und dann gibt es quasi die WG, die sich aus Leuten formiert, die so leben wollen. Also quasi aus einem bewussten Entscheid raus, bei dem das Wirtschaftliche durchaus mitspielen kann, [...] aber dass es noch darüber hinausgeht. Also dass man ganz klar entscheidet, ich will etwas anderes machen als die konventionelle Kleinfamilie. Und jetzt bei uns musst du das sicher mitbringen. Also das grundsätzliche Interesse an der Wohnform. Und nicht nur die wirtschaftliche Motivation, in eine WG zu ziehen. Also das Interesse, eine andere Lebensform zu haben. Also ich spreche manchmal für mich von einer Grossfamilie. Aber die anderen in der WG hassen das. Aber ich finde es an sich noch schön als Gegenpol zur Kleinfamilie. Die Grossfamilie. Oder eher dieses Sippending, das man auch in anderen Kulturen sieht, wo viel mehr so Familienzeugs stattfindet, wo man eher so sippenmässig zusammenwohnt. Wo alle Generationen noch daheim sind. Oder was früher war, ich denke an das Bauernhaus, wo nebenan das Stöckli war. Da waren die Grosseltern auch noch da und schauten dann den kleinen Kindern und so. [...] Es ist für mich eine Wohn- und Lebensgemeinschaft. Und das Naheliegendste ist die Grossfamilie [...]. Aber eben, die anderen bei uns spucken, wenn ich Grossfamilie sage, die finden das ganz schrecklich.

Kristina Schwabs Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier ist eine bewusst gewählte Lebensform, ein Entscheid gegen die Kleinfamilie und damit auch ein Politikum, wie es als matriachale Utopie Inhalt der Verdichtung *Wohnen auf Zeit? – Blicke in die Zukunft* der Ordnung *Auszüge aus der Gemeinschaft* ist. Während Kristina Schwab sich von der Kleinform distanziert und die Grossfamilie propagiert, ist auch das für viele kein möglicher Vergleich. So negiert auch ihre Wohngemeinschaft die Familie – in jedweder Form – per se. Denn wer sich von der Familie distanziert, weist deren hierarchische Strukturen, Geschlechterrollen und politischen Befindlichkeiten von sich. Inwie-

fern der Familienvergleich hinkt, ist Thema der Verdichtung *Über Rollen und Hierarchien*.

Vom familiären Zusammenwohnen spricht deshalb in der Hausgemeinschaft niemand. Aber Familien leben für gewöhnlich auch nicht in verschiedenen Wohnungen im gleichen Haus. Und doch finden sich in den Hausgemeinschaften die gleichen Distanzierungsmodi. Auch Hannah Bircher und Erich Huber möchten ihre Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt nicht als flüchtige Studentenvohnungsgemeinschaft verstanden haben.

Rebecca Niederhauser: Ist auch mal eine WG infrage gekommen oder zur Diskussion gestanden?

Erich Huber: [...] Das war irgendwie von Anfang an doch klar gewesen, Konsens, dass man keine WG möchte, wie sie für Studenten lustig ist.

Hannah Bircher: Auch gut ist, ja.

Erich Huber: Und gut ist. Dass wir das nicht möchten. Sondern eben eine Wohn-gemeinschaft, die aber mehr eine Hausgemeinschaft ist. Das haben wir als Definition. Es ist keine Wohngemeinschaft, sondern eine Hausgemeinschaft. Wir haben zusammen ein Haus, wo wir unsere einzelnen Wohnungen haben, wo wir aber auch Räume gemeinsam nutzen.

Hannah Bircher: [...] Da sind wir eben nicht so eine WG. Aber wir wollen ja auch nicht zusammen sein, um nachher wieder auseinanderzugehen. Sondern wir wollen zusammen bleiben. Das ist bei den Jungen anders. Ich glaube nicht, dass jemand, der mit 25 in eine WG zieht, das Gefühl hat, da bleibe er.

Auch für Susanne Maihofer kommt eine Wohngemeinschaft nicht infrage.

Rebecca Niederhauser: Warum ist es eine Hausgemeinschaft geworden?

Susanne Maihofer: Also eine WG könnte ich mir gar nicht vorstellen. Ich bin eigentlich gerne in meinen vier Wänden. Und ich könnte mir jetzt nicht vorstellen, zu viele Sachen mit anderen zu teilen. Man hat einfach auch einen anderen Rhythmus. Nein, das könnte ich mir jetzt nicht vorstellen. Vielleicht mit einer Freundin, also zu zweit in einer Wohnung. Ok. Aber dass man hier eine Grossküche und jeder seine Koje hätte, nein. Nein. Also auch hier muss man natürlich eine gewisse Toleranz haben.

Susanne Maihofer siedelt ihre Hausgemeinschaft in der umgebauten Fabrik weit weg von Wohngemeinschaften und Familienheimen an. Sie weist das Teilen, Tagesrhythmen, Zweierkisten und Toleranz von sich. In der ausschliessenden Erzählung steckt aber mehr als nur Verneinung. Vielmehr lässt sie zugleich auf das Gemeinsame rückschliessen. Wer nicht wie eine Familie lebt, kennt andere

Rollenverteilungen und Hierarchien, wer nicht in der Studentenwohngemeinschaft lebt, arbeitet anders an Beziehungen, wer Küche und Bad teilt, begegnet sich anders.

Letztlich mag die Unterscheidung von Haus- und Wohngemeinschaft nebensächlich sein. Als narrativer Trick, um die je eigene Wohnsituation alterskonform zu erzählen, als strategische Selbstpositionierung aber, ist sie von Evidenz. Dass sich die zitierten Gesprächspartnerinnen und -partner in der Beschreibung ihres Selbstwohnens am Negativ abarbeiten, sich in einem Weder-noch bewegen und etablierte Wohnweisen von sich weisen, verweist auf ein neues Wohnen, dessen Alltag erst gemacht werden muss. Denn jenseits von Familie und Studentenbude bedarf das gemeinschaftliche Wohnen der Diskussion. Wie Rollen und Hierarchien jenseits der tradiert-normierten Vorgaben in den gemeinschaftlichen Wohnformen verhandelt und gedeutet werden, davon handeln die nächsten beiden Verdichtungen.

Über Rollen und Hierarchien

Basisdemokratisch sei es in den Haus- und Wohngemeinschaften, sagen die Gesprächspartnerinnen und -partner, wenn sie sich von familiären Rollen und Hierarchien distanzieren. Die Machtverhältnisse sind es also, welche den Familienvergleich hinken lassen. Therese Fischer spricht von riesigen Unterschieden, wenn sie Familienautoritäten mit dem Zusammenwohnen in der Wohngemeinschaft vergleicht.

Rebecca Niederhauser: Kannst du das beschreiben, was braucht man, oder was muss man gerne haben, was muss man mitbringen, um in einer WG zu wohnen?
 Therese Fischer: [...] Es ist sicher auch etwas, das mit der Lebensgeschichte oder so zu tun hat. Ob man das kann oder nicht. Mit der Herkunft. Alle sagten, wieso gehst du jetzt in eine WG, du bist mutig und so. Das irritierte mich am Anfang. Und dann sagte ich, ja, aber ich bin doch in einer grossen Familie aufgewachsen. Also diese Wohnform bin ich mir gewohnt. Mit dem grossen Unterschied, dass die nicht verwandt sind mit mir und dass niemand eine Autoritätsstellung hat, dass es heisst, so und jetzt gehst du um acht ins Bett. Also es sind riesige Unterschiede. Aber ich kenne ganz vieles, was es braucht, um in einer WG zu wohnen, weil ich in einer grossen Familie aufgewachsen bin.

Ähnlich erzählen andere. Renate Walser etwa pflegte als Mutter ein gewisses Bestimmungsniveau, wie sie es nennt.

Rebecca Niederhauser: Was muss man für Eigenschaften mitbringen, wenn man in einer WG wohnen möchte?

Renate Walser: Also man muss sich gewohnt sein, mit anderen Menschen zusammenzuwohnen. Wenn man Familie hatte, ist es schon einfacher, wobei das nichts heisst. Wir haben ja jetzt diese Schwierigkeit mit einer, die sagt, jaja, ich wohnte ja mein Leben lang immer in einer WG, ich hatte ja Familie mit vier Kindern. Aber das ist nicht das Gleiche. Als Mutter mit vier Kindern hat man eben doch ein gewisses Bestimmungsniveau, im Unterschied zu hier. Und man muss sehr anpassungsfähig sein, tolerant. Aber doch so, dass man sich nicht ganz aufgibt, also verdrängen lässt und einfach zu allem Ja und Amen sagt. Man muss konsensfähig sein.

In den Machtverhältnissen liege also der Unterschied, meinen die Gesprächspartnerinnen und -partner. Familien seien hierarchisch, Einzelne würden über andere bestimmen, es gäbe Autoritätsstellungen und Bestimmungsniveaus, während in den Haus- und Wohngemeinschaften egalitär, basisdemokratisch und gleichberechtigt gewohnt werde. Dass dem aber nur in den Narrationen so ist, kommt an verschiedenen Stellen (ungewollt) zur Sprache. Denn egalitär ist das gemeinsame Wohnen definitiv nicht. Johanna Karlsson bewegt sich noch unsicher im Machtgefüge ihrer neuen Wohngemeinschaft am See. Davon erzählen ihre Mitbewohnerinnen Erika Meyer und Barbara Clarks, wenn sie über das gemeinsame Einrichten sprechen.

Rebecca Niederhauser: In den öffentlichen Räumen, wie sieht es dort aus? Wer hat diese eingerichtet? Oder wer richtet diese ein?

Erika Meyer: Wir richteten eigentlich gemeinsam ein. Wir, das heisst vor allem diejenigen, die eben schon lange hier sind. [...] Wenn jetzt jemand Neues kommt, dann sagen wir immer, also, wenn du das Gefühl hast, das könnte man anders, musst du es sagen. So, dass sie sich auch einbringen können. Wir probieren, dass sie quasi auch ihre Zeichen setzen können. Aber gewisse Sachen waren schon hier. Und dann schauen wir jeweils, wollen wir das so lassen oder wollen wir etwas verändern. So läuft das eigentlich in den öffentlichen Räumen. Und die Abmachung bei den öffentlichen Räumen ist, wenn man etwas anders möchte oder verändert, dann muss man es sagen und dann muss man darüber diskutieren. Und es sollten eigentlich alle einverstanden sein. In den eigenen kann man machen, was man will.

Während Erika Meyer bedacht ist, diplomatisch zu argumentieren, macht Barbara Clarks aus den Hierarchien kein Geheimnis.

Rebecca Niederhauser: Die öffentlichen Räume, wie sind diese zustande gekommen?

Barbara Clarks: Die Räume waren zum Teil auch schon möbliert. Die waren einfach so. Dann möblierten wir mal etwas um. Ich habe schon noch schöne Möbel. Und darum fragte ich, ob ich beispielsweise die Stühle und den Tisch im Medienzimmer lassen sollte, ob wir das so wollen. Und weil es schön ist und gut rein passt, fanden alle, ja. Also alle heisst wir drei, die hier waren. Wenn die Neuen, die kommen, sagen, sie hätten einen schöneren Tisch, dann müsste man darüber reden und schauen, ob dieser Tisch besser reinpasst. [...]

Ich bin kein Bilderfan. Da schauen wir, dass einfach diejenigen, die ein Bild aufhängen möchten, auch dazu kommen, ihr Bild aufzuhängen. [...]

Gewisse Sachen sind einfach. Und jemand Neues muss sich im Grunde genommen damit abfinden. Und wenn er geschickt ist, diplomatisch, kann er mal sagen, du, wie wäre es, ich denke, hier wäre es viel schlauer, wir hätten so und so einen Tisch. Und ich denke, da müsste man darüber reden.

Gewisse Sachen seien einfach, damit hätte man sich letztlich abzufinden. Dass Barbara Clarks kein Bilderfan ist, kommt Johanna Karlsson aber zugute.

Rebecca Niederhauser: In den Gemeinschaftsräumen, in den öffentlichen Räumen, hat es da auch Sachen von dir?

Johanna Karlsson: Da hat es auch Sachen von mir. Nachdem darüber abgestimmt wurde, dass man sie im allgemeinen Bereich aufhängen darf, wo sie dann alle sehen. Das ist zum Beispiel von mir, dieses Bild. Und im Gang hängen vier Bilder. [...] Und im Garten stehen zwei Sachen von mir. [...]

Rebecca Niederhauser: Bei den allgemeinen Räumen, sind da alle zuständig oder gibt es da jemanden, der dekoriert?

Johanna Karlsson: Das wird immer zusammen gemacht. Also wenn man etwas aufhängt in den allgemeinen Räumen, sagt man das zuerst. Und dann geht das jeder besichtigen. Das war für mich ganz neu, diese Erfahrung. In den anderen WGs hast du das aufgehängt und dann hast du gesagt, findest du das gut und dann haben alle gesagt, ja, ist doch egal. Das ist hier gar nicht egal. Das wird zusammen bestimmt. Und was du in deinen Räumen machst, ist völlig egal. Da kannst du machen, was du willst. Aber in den allgemeinen geht alles über das Abstimmen.

Dass sich auch Johanna Karlsson der Hierarchien bewusst ist, kommt dann zum Ausdruck, wenn sie sich einen weiteren Neuling neben sich wünscht.

Johanna Karlsson: Ich fände es noch schön, noch jemand anderes neben mir zu haben, der neu ist. Weil ich bin jetzt alleine mit dreien, die schon seit Jahren

in einem gewissen Rhythmus leben. Ich fühle mich hier manchmal ein bisschen alleine. Aber das habe ich auch gesagt, das wissen sie. Das wissen sie, das sind sie sich auch bewusst. Aber ich fände es noch schön, so einen Neuling neben mir zu haben.

Wie die basisdemokratischen Rollenverteilungen und Hierarchien gelagert sind, bleibt letztlich aber nur zu erahnen. Denn diese gehören nicht zum Narrativ eines gelungenen gemeinschaftlichen Wohnens, das sich durch basisdemokratische Gleichheit auszeichnet. Und wer zusammenwohnt, darf seine Mitbewohnerinnen und Mitbewohner nicht im Forschungsgespräch verraten. So ist es auch Johanna Karlsson wichtig, zu betonen, dass die anderen wüssten, was sie mir sagt. Nur wer auszieht, darf also reden. Davon handelt die Verdichtung *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden der Ordnung Auszüge aus der Gemeinschaft*.

Hierarchische Rollenverteilungen sind folglich auch in den Haus- und Wohngemeinschaften zu finden. Und doch unterscheiden sich die gemeinschaftlichen Wohnformen in einem wesentlichen Punkt von herkömmlichen: Selbstverständlich, normiert und tradiert sind die Machtgefälle hier nicht.

Klaus Ritter: Und ich glaube, ob es ein Paar sei oder einer alleine, das funktioniert einfach. Das ist immer Routine. [...] Oder dann sind vielleicht auch die Rollen so verteilt, [...] dass man sich gar nicht mehr auseinandersetzen muss, gar nicht mehr mitteilen.

Was in Familien und Paarbeziehungen entlang nur träge verrückbarer kultureller Mächtigkeiten – etwa dass Eltern über Kinder bestimmen dürften oder dass Haushaltsarbeit Frauensache sei – festgelegt ist, bedarf in den Haus- und Wohngemeinschaften der Neuverhandlung und -deutung. Kristina Schwab erzählt von gemeinsam erarbeiteten Strukturen, Regeln, Abmachungen und Einschränkungen.

Rebecca Niederhauser: Wie organisiert ihr euch? Also müsst ihr euer Zusammenleben organisieren? Oder habt ihr Regeln aufgestellt?

Kristina Schwab: Das wuchs sehr früh aus dieser Gruppe heraus, die startete und nachher kamen da tröpfchenweise immer mehr Menschen dazu. Es waren Menschen, die eine gewisse Struktur wollten. [...] Es war allen klar, das wollen wir nicht. Wir wollen es anders haben. Aber wie machen wir es dann? Also müssen wir schlicht und einfach Regeln aufstellen, Abmachungen treffen, die wir zusammen erarbeiten. Das ist wesentlich, es hat nicht jemand anderes gesagt, wie wir es machen müssen, sondern wir haben es selber gesagt. So wollen wir es, also gut,

wenn wir es so wollen, dann müssen wir eben das und das abmachen. Und daraus sind relativ klare Strukturen und deutliche Regeln gewachsen. Ohne, dass man eigentlich allzu fest eingeschränkt ist.

Und dennoch, trotz aller basisdemokratischer Bemühungen, die Rollen verteilen sich unregelmässig. So finden sich in den Erzählungen nebst den Mächtigen auch die Faulen und die Motzigen.

Jutta Nolte: Ich weiss, dass es auch anstrengende Seiten hat. Ich lebe ja jetzt in einer Siedlung. Und all diese endlosen Sitzungen und immer die gleichen Motzer und so. Das ist also auch nicht nur lustig, alles verhandeln zu müssen und gemeinsam abzumachen.

Die Auslotungen sind nie nur haushaltstechnischer, sondern immer ebenso emotionaler Art, davon zeugen die wiederholten Toleranz- und Kompromissbekundungen.

Rebecca Niederhauser: Was, würden Sie sagen, muss man mitbringen, wenn man hier wohnen möchte?

Susanne Maihofer: Man muss schon etwas tolerant sein. Oder man wird es dann vielleicht mit der Zeit. Also ich habe gemerkt, ich bin toleranter geworden. Das muss man schon etwas sein. Weil es gibt hin und wieder Sachen, die einen nerven. Dann muss man sich halt einfach fragen, ist das für mich jetzt wirklich so wichtig. Aber das gibt es immer. Oder es ist natürlich jetzt bei uns auch so, das Engagement der einzelnen Leute ist natürlich sehr unterschiedlich. Und das wird ja nicht entlohnt, in dem Sinne. Also wir arbeiten einfach, damit es funktioniert. Die einen mehr und die anderen weniger.

So verteilen sich die Rollen letztlich doch ungleich. Wie die basisdemokratischen Hierarchien in den Wohnalltagen aussehen, davon handelt die Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage*, die über Beziehungen, Begegnungs- und Organisationsformen, aber auch über Toleranzbereiche und Kompromissbereitschaften spricht. Zunächst aber fokussiert die folgende Verdichtung auf Geschlechtsspezifika und nimmt damit eine ganz spezifische Form von Rollen und Hierarchien in den Blick.

Wenn die Männer fehlen

Klaus Ritter wünscht sich einen Mann. Schon lange. Doch die Wohngemeinschaft am See tut sich schwer, einen neuen Mitbewohner zu finden. Trotz entsprechender Bemühungen.

Rebecca Niederhauser: Gibt es Dinge, die du trotzdem noch gerne verändern würdest? Oder vielleicht auch Wünsche, Träume?

Klaus Ritter: Also mein Wunsch wäre schon, dass der neue Mitbewohner ein Mann wäre. Das habe ich mal so platziert. Also ich will einen neuen Mitbewohner. Wir haben ja noch zwei Zimmer zur Verfügung. Und das soll ein Mann sein. Es muss ja nicht unbedingt ausgeglichen sein. [...] Aber es gibt eine andere Dynamik. Es gibt einen anderen Austausch. Das wäre vielleicht etwas, was uns bereichern könnte.

Warum die Wohngemeinschaft am See keinen Mann findet, fragt sich auch Barbara Clarks.

Rebecca Niederhauser: Mir ist aufgefallen, dass es sehr viele Frauen oder fast nur Frauen sind, nicht nur bei euch. Bei euch ist die Suche nach einem Mann schon ein längeres Projekt. Wie schätzt du das ein?

Barbara Clarks: Wir suchen einen Mann. Wie viele Male habe ich diesen Titel schon in den Zeitungen gelesen. Im Alter sagt man das so ganz leger und sagt: Ich suche einen Mann. Und dann präzisiert man und sagt: Ich suche einen Mann für die WG. Warum? Das haben wir uns schon auch ganz fest gefragt, warum das so ist.

Auf der Suche nach Erklärungen greifen die Gesprächspartnerinnen und -partner tief in die revisionsbedürftige Trickkiste der Geschlechterdiskurse. Von Beziehungsmustern und Sozialkompetenzen, Aufgabenbereichen und Bequemlichkeiten, Betreuungsverhältnissen und Selbständigkeiten, Häuslichkeiten und Politiken, Hähnen in Körben und sexuellen Vorlieben ist die Rede, wenn Männer und Frauen unterschieden werden. Damit ist auch Klaus Ritter konfrontiert, wenn er erklären muss, warum er als Mann in der Wohngemeinschaft wohnt.

Rebecca Niederhauser: Es steht sogar auf eurer Homepage, dass ihr auf der Suche nach einem Mann seid. Wie ist das aus Männersicht? Wie gehst du damit um? Wird das von aussen an dich herangetragen? Wird es thematisiert, dass du als Mann diese Wohnform gewählt hast?

Klaus Ritter: Also in meinem Freundeskreis wird es schon thematisiert. Und sonst wird es manchmal einfach so mit Humor oder Witz, so mit dem Hahn im Korb. Wobei, also ich sage dann immer, also da könntest du dich noch täuschen, bei

diesen emanzipierten Frauen hast du dann bald den Korb nicht mehr und bist nicht mehr im warmen Nest. Jetzt müsstest du nochmals fragen.

Rebecca Niederhauser: Ob du dir schon überlegt hast, warum Männer diese Wohnform fast nie wählen, ob du Erklärungen dafür hast.

Klaus Ritter: Eine Erklärung ist vielleicht, dass ein Mann für die Existenz schaut, jetzt von meinem Rollenverständnis her, das ich früher hatte. Er ist meistens auch beruflich mehr nach aussen orientiert, ist vielleicht auch Politiker oder in Vereinen. Also von den Rollen her ist er im Haushalt, in der Küche und so weiter einfach nicht so geübt. Und viele wollen auch nicht. Viele wollen das auch strikte trennen. Und dann, wenn er in eine solche Situation kommt, eine Scheidung oder auch ein Todesfall, von der Partnerin, dann wird er sich sehr schnell wieder nach einer Zweierbeziehung umschaun. Und das ist kein Problem. Also sogar ohne Anzeigen, vielleicht so in diesem Kreis drin, wo er sich bewegt hat. Es ist sicher eine bequeme Seite des Mannes, dass er sich einfach wieder versorgen lassen will. Aber es gibt natürlich auch von den Frauen dieses Angebot, ich will dich bemuttern, versorgen. Das ist wahrscheinlich der einfachere Weg, dass man einfach wieder irgendwo ein Nest findet.

Männer seien nach aussen orientiert, in der Politik und im Verein engagiert, für die familiäre Existenzsicherung zuständig. Frauen hingegen würden ins Haus und in die Küche gehören. Männer liessen sich versorgen, Frauen würden bemuttern wollen. Das klingt beinahe nach einer Einführung in die Erfindung der bürgerlichen Geschlechterrollen des 19. Jahrhunderts.

Es sind Erklärungen, die den Männern ausserhalb der Haus- und Wohngemeinschaften ein tradiertes Rollenverständnis zuschreiben. Den Frauen allerdings auch. Wer sonst würde sich der Beziehungssuchenden annehmen? Wer sonst würde Fürsorge und Haushalt übernehmen? Wer sonst würde zudienen? Hört man aber Barbara Clarks zu, so scheint es Frauen zu geben, die dem trotzen.

Barbara Clarks: Wir hatten x Gespräche mit Frauen. Viele Frauen sind geschieden und sagen, es war eine gute Zeit, aber jetzt ist das abgeschlossen. Ich möchte nicht mehr in die Abhängigkeit kommen. Ich möchte jetzt einfach noch meine Freiheit leben. Das wirft natürlich schon ein Bild auf die Ehe der heute 60- bis 70-Jährigen, wie sie die Ehejahre erlebten. [...] Und letztlich glaube ich, Männer suchen eine Frau. Sie suchen eine Partnerschaft. Und die Frauen viel weniger. Es hatte Frauen, die sagten, ja, ich war jeweils in einer Partnerschaft, jetzt ist es vorbei. Also es ist die Bereitschaft, für nochmal etwas ganz Neues. Hat vor allem mit Freiheit zu tun.

Die Gemeinschaft als emanzipatorischer Befreiungsschlag? Vielleicht. Zumindest, wenn man sie als Alternative zur Ehe liest. Daneben aber bleiben die Erzählungen dem bürgerlichen Geschlechterdiskurs treu.

Erich Huber: Es ist einfach das Prinzip, unabhängig von unserem jetzt hier, Frauen, die einzeln älter werden, haben eher weniger, sei es das Bedürfnis, sei es die Möglichkeit, die Chance, wieder wirklich neue Beziehungen einzugehen. Weil sie wahrscheinlich kritischer sind und anspruchsvoller geworden sind aus der Erfahrung, die sie gemacht haben. Während die Männer eher einfach darauf aus sind, wieder eine Partnerin zu haben. Weil sie sind natürlich auch sexuell anspruchsvoller und möchten das auch in dieser Beziehung. Und finden auch, wenn sie älter sind, eher wieder eine Partnerin, eine jüngere. Während das für Frauen ja nicht so gilt, die können sich nicht einfach mit einem jüngeren Partner zusammentun. Und ältere Partner, die müssen einfach doch mehr Bedingungen erfüllen und nicht einfach nur attraktiv aussehen. Also da gibt es einfach schon ganz bestimmte Differenzen.

Therese Fischer hat einen gänzlich anderen Ansatz, wenn sie eine Erklärung für die fehlenden Männer in den Haus- und Wohngemeinschaften sucht.

Rebecca Niederhauser: Mir ist aufgefallen, dass es zu einem hohen Prozentsatz Frauen sind, die dann diese Wohnform wählen oder sich diese Wohnform vorstellen können. Wie erlebst du das, stimmt diese Einschätzung oder ist das bei mir jetzt Zufall gewesen, dass ich fast nur auf Frauen gestossen bin, die in gemeinschaftlichen Wohnformen leben möchten?

Therese Fischer: Also es ist eine Realität. Wir wollen aber nicht einfach Quotenmänner. [...] Frauen sind ja nicht nur häufiger in solchen Wohnformen, sondern sie haben auch ein Verhalten, das die Männer unter Umständen unter Druck setzt. Also diese Frauen, die in WGs sind, das sind sehr bewusste Frauen. Die haben überdurchschnittlich hohe soziale Kompetenzen, was Frauen sowieso haben, also nochmals überdurchschnittlich. Sie sind nochmals überdurchschnittlich reflektiert. Auch über ihre eigene Person, über ihr eigenes Frausein. Immer, wenn es darum geht, über das Menschliche, über das Gesellschaftliche, über die Kommunikation, über die Konfliktfähigkeit zu reflektieren oder sich damit auseinanderzusetzen, ist der Frauenanteil hoch. Und ich sage dann jeweils so etwas burschikos, im Fussball, im Eishockey, beim Pferderennen, beim Skifahren und so, dort ist der Männeranteil hoch. Also es gibt offenbar einfach ganz klar Bereiche, von denen man sagen kann, Frauensache, Männersache.

Man mag es drehen und wenden wie man will, die erzählten Geschlechtsunterschiede in den realen Wohnspiegeln bleiben letztlich Tradiertem verhaftet. Frauen seien sozialkompetent und beziehungsmüde, Männer hingegen betreuungsbedürftig und sexuell motiviert. Gemeinschaft und Wohnen bleiben damit weiterhin Frauensache. Ob die Geschlechternarrative als überholt, als konservativ oder schlicht als gelebte Alltage zu deuten sind, bleibt (vorerst) offen. Doch geben die Gespräche Hinweise auf Lebensentwürfe von Frauen, die jenseits von Ehe und Familie wohnen. Die gemeinschaftlichen Wohnformen sind so auch als Antwort auf zunehmende späte Scheidungen und damit letztlich doch auf ein sich im Wandel befindendes Frauenverständnis zu deuten. Emanzipation, so legen es die Narrative nahe, ist Frauensache. Die Männer bleiben in den gemeinschaftlichen Wohnformen aussen vor, zumindest so lange, bis auch sie sich von Tradiertem lösen. Doch auch die je eigenen Rollenverständnisse und -verteilungen der Gesprächspartnerinnen und -partner stossen in den Erzählungen an die Grenzen der Emanzipation.

Klaus Ritter: Also ich koche sehr gerne. Ich koche zwei-, dreimal in der Woche das Mittagessen. Da ist dann das Einkaufen auch dabei. Ich arbeite sehr gerne im Garten. Also den Gemüsegarten mache grösstenteils ich. Schau dann auch, dass ich es verwerten kann. Dann die Büsche, die Bäume. Zum Beispiel die Apfelbäume, Äpfel abnehmen, Äpfel mosten, wir haben auch schon eigenen Most gemacht. Die Büsche schneiden. Das ist dann im Winter. Damit die Wege wieder frei werden. Wir haben da verschiedene Sitzplätzchen draussen, dass wir diese Sitzplätzchen wieder frei bringen. Und dass diese Büsche nicht einfach verwildern, dass da kein Urwald ist. So die Pflege vom Garten, vom Park. Kompostieren. Wir haben auch viel Laubkompost, also den Kompost, das mache ich auch. Solche Gartenarbeiten. Habe ich sonst noch Aufgaben? So im Haus drinnen? Das Wasser draussen abstellen, dass im Winter das Wasser nicht einfriert. Und vielleicht mal eine kleinere Reparatur machen, im Haus drinnen, elektrisch, eine Birne reinschrauben. Einfach was so im Haus anfällt. Das wäre so mein Umfang. Putzen tun ja alle selbst, was die eigenen zwei Zimmer anbelangt.

Dass Klaus Ritter als Mann im Garten die Büsche schneidet, für die Reparaturen im Haus zuständig ist, das Wasser abstellt, die Elektrizität kontrolliert und Glühbirnen auswechselt, ist wohl kein Zufall, sondern eher der gegenderten Aufgabenverteilung geschuldet. Hier flackern also doch nochmals die in den Haus- und Wohngemeinschaften überwunden geglaubten Geschlechterrollen auf. Dazu gehören auch die Buchhaltung über das, was über die alltäglichen Ausgaben hinausgeht, sowie seine Rolle als Wohngemeinschaftschronist. Barbara Clarks verweist deshalb im Laufe des Gesprächs immer wieder auf Klaus

Ritters Wissen, etwa dann, wenn sie meint, er sei bezüglich der Wohngemeinschaftsgründung klarer als sie oder wenn sie von seiner jährlichen Bilanz spricht. Dass der Wohnalltag in der Wohngemeinschaft am See mehr Geschlechterrollen aufrechterhält, als das Narrativ zulässt, ist letztlich auch in der räumlichen Aufteilung des Hauses sichtbar: Klaus Ritter wohnt alleine in der obersten Etage.

Die Frage nach den fehlenden Männern in den Haus- und Wohngemeinschaften hängt also auch eng mit dem Verständnis dessen zusammen, wie gemeinschaftliche Wohnalltage – wie Beziehungen und Begegnungen, wie Haushaltsarbeit und Organisation – verstanden werden. Damit geht es in der folgenden Ordnung weiter.

Gemeinsame Wohnalltage

Jenseits von Studentenbuden, Familienheimen und Paarhaushalten braucht das gemeinsame Wohnen nicht nur neu gemischte Ein- und Ausschlüsse, Hierarchien und Geschlechterverhältnisse, sondern ebenso neue Ordnungen. Denn die gemeinsamen Wohnalltage wollen organisiert und reglementiert werden. Während die Verhandlungen und Deutungen gemeinschaftlicher Rollen Inhalt der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* waren, geht es hier um Bedeutsamkeiten und Sinnstiftungen gemeinsamer Wohnalltage: Wer zieht ein? Wer spricht mit wem? Wer putzt? Wer kocht? Wer geht einkaufen und wer räumt auf? Wer kümmert sich und wer trifft sich? Wie wird Gemeinschaft hergestellt und wie aufrechterhalten? Wie werden Regeln aufgestellt und wie der Haushalt organisiert? Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung, die entlang pragmatischer Entscheide in die Wohnalltage der Haus- und Wohngemeinschaften blickt: Es geht um die Aushandlung des Gemeinschaftsbegriffs, um die Organisation von Begegnung und um Aufgabenverteilungen und Regelfestlegungen.

Jenseits von Familie und Partnerschaft braucht die Gemeinschaft also neue Deutungen und Verhandlungen. So definiert sich die gewohnte Gemeinschaft in den Gesprächen zwischen Nähe und Distanz: Claudia Nowak spricht vom Sich-Einlassen auf die Gemeinschaft bei gleichzeitiger Eigenständigkeit, von einer guten Art des sich Abgrenzens, von Offenheit und Neugier den Anderen gegenüber. In der Aushandlung von Nähe und Distanz entstehen so Bedeutsamkeiten und Sinnstiftungen des Gemeinsamen. Davon handelt die Verdichtung *Zwischen Nähe und Distanz*, die vom Investieren in die Gemeinschaft und von Nähe auf der einen und auf der anderen Seite von Kritik, von Selbst- und Eigenständigkeit erzählt.

In den erzählten Wohnalltagen fallen aber auch Redewendungen auf, die auf gegenseitige Absprachen verweisen. Jenseits normierter Rollenverteilungen

müsse man miteinander reden, es sich sagen, man müsse fragen, sich absprechen. Wer kocht, wer putzt, wer kommt und wer geht, ist in den Haus- und Wohngemeinschaften nicht selbstverständlich. Vielmehr bedarf die Organisation der gemeinschaftlichen Wohnalltage der Begegnung und Kommunikation. Claudia Nowak spricht in diesem Zusammenhang von der Organisation des gemeinsamen Essens, aber auch von regelmässig stattfindenden Sitzungen. Sie spricht aber auch von gemeinsamen Konflikt- und Bewältigungsmomenten, etwa dann, wenn sie meint, die Betreuung und Pflege von Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern müsse in der Gemeinschaft besprochen werden. Nur wer sich begegnet, kann miteinander reden, kann sich finden. Wo sich in den Wohnalltagen der Gesprächspartnerinnen und -partner Momente organisierter Begegnung finden und welche Funktionen die organisierten Begegnungen in den gemeinsamen Wohnalltagen haben, davon handelt die Verdichtung *Essen und sitzen: Begegnung organisieren*. Denn sich zu begegnen, heisst weit mehr als soziale Kontakte zu pflegen. Vielmehr definieren die organisierten Begegnungszeiten die gemeinsam verstandenen Wohnalltage.

Doch was bereden die Gesprächspartnerinnen und -partner beim gemeinsamen Essen, was diskutieren sie, wenn sie sich zur gemeinsamen Sitzung verabreden? Neben dem Ausräumen von Konflikt- und Bewältigungsmomenten im sozialen Gefüge ordnen und disziplinieren die organisierten Begegnungen vor allem die gemeinsamen Wohnalltage. Claudia Nowak spricht von einem Plan, der das Kochen und Essen regelt, von der Abrechnung jedes einzelnen Essens, von einem Anschlagbrett gemeinsamer Unternehmungen, von festgehaltenen Regeln des Zusammenlebens. Während der organisierten Begegnungszeit werden Verhaltensregeln, Zuständigkeiten, Ämtchen, Putzpläne, Haushaltsgelder und mehr besprochen, geregelt und festgehalten. Die Verdichtung *Mit oder ohne? Haushaltskasse und Putzplan* legt den Fokus deshalb auf das Führende und Anweisende, das Normierende und Disziplinierende, das Festhaltende und Vorschreibende der gemeinsamen Wohnalltage.

Jenseits der tradierten Familienalltage, deren Rollen, Hierarchien und Zuständigkeiten erprobt sind, verhandeln und deuten die Haus- und Wohngemeinschaften die Organisation ihrer Wohnalltage neu – kommunikativ in Begegnungen erarbeitet und schriftlich festgehalten, ebenso basisdemokratisch wie hierarchisch, geradeso wie in der Verdichtung *Über Rollen und Hierarchien* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* beschrieben. Gemeinsam zu wohnen heisst also folglich dreierlei: Arbeit an sich, Arbeit an der Begegnung und Arbeit am Haushalt. Zunächst bedeutet das, emotional in die Gemeinschaft zu investieren, Nähe und Kritik zuzulassen und zugleich Selbst- und Eigenständigkeit zu wahren, Distanz einzunehmen. Sodann bedeutet gemeinsam zu wohnen, sich immer wieder zufällig und vereinbart zu begegnen – gemeinsam zu essen und zu reden,

gemeinsam zu organisieren, zu entscheiden, zu planen. Und schliesslich bedeutet es, die Haushaltsarbeit und -kosten zu teilen, Regeln aufzustellen und Pläne zu schreiben. Davon handeln die Verdichtungen dieser Ordnung.

Zwischen Nähe und Distanz

Die Wohngemeinschaft ist nicht jedermanns Sache. Einigen passt die Hausgemeinschaft besser. Und manche mögen sich auch diese nicht vorstellen. Es gibt viele, die wollen, und wenige, die passen. Willkommen sind längst nicht alle. Wer einzieht, entscheiden die anderen, wer wohnt, hat entsprechend zu sein. Denn Gemeinschaft wird zuallererst über die je einzelnen Menschen hergestellt. Wer sind diese Menschen? Therese Fischer hat hohe Anforderungen an sich und ihre Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, eine ganze Reihe an mitzubringenden Charakteristika macht sie geltend.

Rebecca Niederhauser: Du hast bereits einige Eigenschaften aufgezählt, die man braucht oder die man quasi haben muss, damit man überhaupt in einer WG wohnen kann. Kannst du das beschreiben? Was braucht man oder was muss man gerne haben, seien es Charaktereigenschaften oder was man mitbringen muss, um in einer WG zu wohnen?

Therese Fischer: Das auf den Punkt zu bringen, finde ich nicht ganz einfach. Aber zum Beispiel sich der Auseinandersetzung stellen zu können und dann auch Kritik zuzulassen. Und gleichzeitig eine starke Persönlichkeit zu sein, die sich ihren Raum nimmt. Die auch sagt, so geht es mir gut, so geht es mir nicht gut, das brauche ich. Dann braucht es Flexibilität. Man muss sich zu einem bestimmten Mass anpassen können. Und es braucht eine grosse Neugier an anderen Menschen. Also auch offen sein. Das heisst nicht einfach, ich brauche meine vier Wände und ich muss daheim meine Ruhe haben. Viele haben das Gefühl, das hat man nicht, wenn man in einer WG lebt. Also wir haben alle unsere Zimmer, bei denen wir die Zimmertüre zumachen können. Wir sind alle beteiligt, wenn es darum geht, Regeln abzumachen. Das heisst aber auch, für andere zu kochen. Also berücksichtigen, dass diese das nicht gerne hat und jene so eine Gewohnheit hat. Es bedeutet, dass man neugierig ist, wenn die anderen Gäste haben. Also wirklich diese Neugier auf andere Menschen. Das Bad teilen können. Das können ganz viele Leute nicht. Aus irgendwelchen Gründen. Toleranz bei der Sauberkeit. [...] Auch keine Angst haben, wenn jemand anderes einen Schnupfen hat. Ich glaube, es braucht vor allem eine hohe Integrität der eigenen Person.

Was für Therese Fischer zunächst schwierig auf den Punkt zu bringen ist, fasst sie schliesslich unter dem Stichwort der Integrität zusammen. Rechtschaffen hätte man also zu sein, wolle man gemeinsam wohnen. Was versteht sie darunter? Im Verlauf spricht sie von Kritikfähigkeit, Persönlichkeit, Selbstbewusstsein, Eigenständigkeit, Flexibilität, Anpassungsfähigkeit, Neugier, Offenheit, Selbständigkeit, Regelkonformität, Rücksichtnahme, Toleranz und von mehr. Therese Fischer verlangt Sozialkompetenz, Nachsicht, Nähe und Distanz – offene und geschlossene Türen zugleich. Dabei fallen hauptsächlich drei gemeinschaftskonforme Wesenszüge ins Auge: Sozialkompetenz, Nachsicht und Eigenständigkeit. Vergleichbare Angaben finden sich auch bei anderen Gesprächspartnerinnen und -partnern. Barbara Clarks etwa spricht von Beziehungsfähigkeit, Kompromissbereitschaft, Toleranz und Eigenständigkeit.

Rebecca Niederhauser: Hast du das Gefühl, muss man gewisse Eigenschaften mitbringen, wenn man in eine WG zieht?

Barbara Clarks: [...] Also ich muss beziehungsfähig sein. Ich muss kompromissfähig sein, tolerant. Aber ich muss auch sagen können, halt, hier kommst du mir zu nahe oder heute habe ich jetzt keine Lust in den Garten zu gehen, auch wenn alle finden, heute ist doch so schönes Wetter. Also man muss eigentlich sehr selbständig sein, um sich einfügen zu können.

Das sind auch die Kriterien, nach welchen die Gesprächspartnerinnen und -partner ihre neuen Mitbewohnerinnen und Mitbewohner aussuchen, wonach sie bei den Vorstellungsgesprächen fragen, worauf sie bei den Probewochen achten – geradeso wie in der Verdichtung *Aushänge, Vorstellungsgespräche und Probewochen* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft* beschrieben. Hier aber sind sie Ausdruck der Bedeutsamkeiten und Sinnstiftungen gemeinsamer Wohnalltage, hier definieren sie das Gemeinsame.

Zunächst finden sich also Merkmale, die sich unter dem Schlagwort der Sozialkompetenz fassen lassen. Therese Fischer spricht von der Notwendigkeit, neugierig zu sein, Barbara Clarks von Beziehungsfähigkeit. Kristina Schwab spricht vom Interesse an anderen Menschen.

Rebecca Niederhauser: Was muss man für Eigenschaften mitbringen oder was muss man auch gerne haben, wozu muss man bereit sein, wenn man in eine WG ziehen möchte?

Kristina Schwab: [...] Also irgendwie das Interesse an einer anderen Wohnform. Plus damit verbunden das Interesse an anderen Leuten. Also auch kennenzulernen, was machen die. Und dann muss man sicher eine Portion Anpassungsfähigkeit mitbringen. Und wenn man sie nicht mitbringt, ist man gezwungen, es zu

lernen, weil sonst strandet man irgendwo. Also man kann sich in Toleranz üben. Man muss grosszügiger sein, würde ich sagen. [...] Wir sind 14 Menschen. Und das sind dermassen verschiedene Welten und Wertesysteme, die die einzelnen mitbringen. Das ist einfach schlicht anspruchsvoller, als wenn nur zwei oder vier Personen zusammenleben. Sei das jetzt eine kleine WG oder eine Kleinfamilie, in der man sich schneller auf vier Wertesysteme einpendelt. Also von daher ist es sicher sehr anspruchsvoll. Und da muss man irgendwie auch die Bereitschaft mitbringen, darauf einzugehen. Man kann sein eigenes Zeug nicht einfach so durchziehen, wie wenn man alleine oder zu zweit wohnen würde.

Kristina Schwab versteht die Sozialkompetenz eng mit dem nächsten Bündel an Eigenschaften verknüpft: Toleranz, Flexibilität, Grosszügigkeit, Kompromissbereitschaft und Kritikfähigkeit, kurz: Anpassungsfähigkeit. Susanne Maihofer spricht von notwendiger Toleranz denjenigen gegenüber, die weniger in die Gemeinschaft investieren würden. Davon ist in der Verdichtung *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden der Ordnung Auszüge aus der Gemeinschaft* nur mehr wenig übrig, wenn sich Susanne Maihofer über die omnipräsent unselbstständigen Tiere in der Hausgemeinschaft in der umgebauten Fabrik ärgert und den Auszug der Hunde- und Katzenhalter fordert.

Rebecca Niederhauser: Was würden Sie sagen, muss man mitbringen, wenn man hier wohnen möchte?

Susanne Maihofer: Man muss schon etwas tolerant sein. Oder man wird es dann vielleicht mit der Zeit. Also ich habe gemerkt, ich bin toleranter geworden. Das muss man schon etwas sein. Weil es gibt hin und wieder Sachen, die einen nerven. Dann muss man sich halt einfach fragen, ist das für mich jetzt wirklich so wichtig. Aber das gibt es immer. Oder es ist natürlich jetzt bei uns auch so, das Engagement der einzelnen Leute ist natürlich sehr unterschiedlich. Und das wird ja nicht entlohnt, in dem Sinne. Also wir arbeiten einfach, damit es funktioniert. Die einen mehr und die anderen weniger.

Drittens aber braucht es auch Eigenständigkeit. Neben Konsens- und Kritikfähigkeit definieren sich die Gesprächspartnerinnen und -partner ebenso über die Fähigkeit, des Neinsagen-Könnens. Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit gehören also ebenso dazu wie das Alleinsein.

Rebecca Niederhauser: Jetzt haben Sie schon so einige Eigenschaften aufgezählt, die man mitbringen muss. Gibt es noch weitere?

Erika Meyer: Ich denke, ein wichtiger Teil ist auch, dass man alleine sein können muss. Auch. Und unabhängig. Und sein Leben auch leben und gestalten. Flexibel

muss man sein. Tolerant, finde ich. Immer wieder bereit, auch auf andere einzugehen. Und auch immer wieder über sich selber Gedanken machen. Was trage ich dazu bei. Also sich immer wieder damit auseinandersetzen. Man kann nicht so stur auf irgendeiner Linie bleiben. Ich denke, das ist ein wichtiger Teil. Und Offenheit für anderes, für Neues.

Sozialkompetenz, Beziehungsarbeit, Interesse und Neugierde, Konfrontation und Kompromiss verlangen nach menschlicher Nähe; Alleinsein, Eigenständigkeit und Selbstbewusstsein fordern Distanz zur Gemeinschaft. Das ist die Charakteristik des Gemeinsamen, die sich zwischen Nähe und Distanz einpendelt.

Essen und sitzen: Begegnung organisieren

Beim Sprechen über die Wohnalltage fallen Redewendungen auf, die auf gegenseitige Absprachen verweisen. Jenseits normierter Rollenhierarchien müsse man miteinander reden, es sich sagen, man müsse fragen, sich absprechen.

Klaus Ritter: Ich bin hier zwangsläufig in Kontakt mit Leuten, wenn ich in diesem Haus drin bin. Ich muss mich absprechen. Ich muss fragen, wann ich die Waschmaschine brauchen kann oder wer das Mittagessen macht. Man muss also sehr viel absprechen, weil es keine festen Fixpunkte im Alltag sind.

Wer kocht, wer putzt, wer kommt und wer geht, ist in den Haus- und Wohngemeinschaften nicht selbstverständlich. Vielmehr bedarf die Organisation der gemeinschaftlichen Wohnalltage der Begegnung und Kommunikation.

Rebecca Niederhauser: Wie organisiert ihr das Zusammenleben in der WG? Habt ihr hier Regeln?

Johanna Karlsson: Es gibt hier die Regel, dass man [...] zusammen zu Mittag isst. Und das wird auch recht ausgedehnt gemacht. Das geht manchmal eineinhalb Stunden. Das ist etwas sehr Schönes. Mit Kaffee und einem Glas Wein. Und da werden dann nach dem Essen immer gewisse Sachen besprochen. [...] Zum Beispiel, dass du da kommst. Und das wird dann besprochen. Wollen wir das, wird gefragt, die Mehrheit sagt ja, gut. Wann wollen wir das. Und dann wird aufgetragen, tust du das mailen oder du. Dann wird das gemacht und dann wird es ad acta gelegt. Wenn du dich dann meldest beim Betreffenden, kommt es dann nach dem Mittagessen wieder auf den Tisch. Also von dem her ist das Mittagessen wichtig. Das haben wir immer zusammen.

Nur wer sich begegnet, kann miteinander reden, kann sich organisieren. Für die Gemeinschaften sind Begegnungen darum existenzieller Art, die nicht (nur) dem Zufall überlassen werden dürfen. Barbara Clarks spricht von organisierter Begegnungszeit und unterscheidet damit die haushaltstechnischen Wohnalltage von gemeinsamen Unternehmungen, wie sie in der Verdichtung *Alltagsaltern: Wandern und ins Kino gehen* der Ordnung *Altern in Gemeinschaft* auf dem Plateau *Intermezzo* dargestellt sind: etwa gemeinsame Wanderungen oder Sommerfeste. Hier aber erklärt Barbara Clarks in Ergänzung zu Johanna Karlsson, wie die Wohnalltage in der Wohngemeinschaft am See in der Begegnung respektive der Kommunikation gehandhabt werden.

Rebecca Niederhauser: Wie organisiert ihr euer Zusammenleben?

Barbara Clarks: Wir haben die Abmachung, dass wir nach Möglichkeit am Mittag zusammen essen. Das ist einfach wegen der Information wichtig. Wir haben dafür kaum je eine WG-Sitzung, also einen Abend, an dem man sagt, jetzt müssen wir mal. Einmal kommen wir noch wegen den Finanzen zusammen. Das macht der Klaus. [...] Ansonsten geschieht alles beim Essen. Also das Interview mit der Rebecca Niederhauser, wann machen wir das, holt die Agenda. Das geschieht alles dort.

Zur Handhabung der alltäglichen Hauswirtschaft begegnen sich die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner der Wohngemeinschaft am See täglich beim gemeinsamen Essen. Für Angelegenheiten aber, die über das alltägliche Essen hinausgehen, wird in grösseren Zeitabständen zu formelleren Sitzungen eingeladen. Doch organisierte Begegnungszeit findet nicht nur in der Wohngemeinschaft am See in unterschiedlichen Formen statt. Auch Kristina Schwab aus der Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier spricht von Organisationsmomenten. Während sich beide Wohngemeinschaften täglich zum gemeinsamen Essen treffen, halten sie ihre Sitzungen unterschiedlich ab. Die Wohngemeinschaft am See trifft sich nur einmal im Jahr zur Finanzsitzung; die Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier hingegen monatlich, um Alltägliches, aber auch Grundsätzliches zu besprechen. Kristina Schwab nennt die monatlichen Sitzungen einen wichtigen Organisationsmoment.

Rebecca Niederhauser: Wie organisiert ihr euch? Also müsst ihr euer Zusammenleben organisieren?

Kristina Schwab: [...] Wir haben beispielsweise das Essen klar organisiert. Wer kocht, wer isst, wer kocht wie viel, um welche Zeit essen wir. Wenn ich nicht komme, trage ich mich aus. Ich als Köchin kaufe selber ein, was ich zum Abendessen kochen möchte. Also das Abendbrot ist unsere gemeinsame Mahlzeit. Weil

die meisten sind den Tag über weg. Und das Abendbrot ist eigentlich auch der soziale Moment, den wir miteinander haben in der WG. [...] Bei 12 Leuten kommt man zwei- bis dreimal dran im Monat und die restliche Zeit kann man sich hinzusetzen. [...]

Und zu dieser Organisation kommt hinzu, dass wir eine monatliche WG-Sitzung haben. Die ist immer am Fünften im Monat, damit wir nicht immer ein Datum suchen müssen. Man weiss, jeden Fünften haben wir WG-Sitzung. [...] Das gehört auch noch dazu, diese monatliche WG-Sitzung ist auch noch so ein wichtiger Organisationsmoment, bei dem es vielleicht dann etwas mehr um Alltägliches geht, manchmal auch ein bisschen um Grundsätzlicheres.

Jeden fünften im Monat findet die Wohngemeinschaftssitzung statt. Detaillierter gestaltet sich die Organisation der gemeinsamen Mahlzeiten. Per Plan ist festgehalten, wer einkauft, wer kocht, wer isst.

Gemeinsam gegessen wird in den Hausgemeinschaften nicht alltäglich. Doch auch hier finden sich – in unterschiedlicher Intensität – solche organisierten Begegnungszeiten. Die Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt verbindet essen und sitzen.

Erich Huber: In jeder Sitzung muss jede Gruppe rapportieren, was geht, was ansteht, was erledigt ist und was zu beschliessen ist, was dann nachher eben die ganze Gruppe oder die ganze Genossenschaft beschliesst. [...] So ist das in dem Sinne geregelt. Und dann gibt es Pläne, wer wann kocht, bei den Sitzungen.

Hannah Bircher: Ja genau, bei den Sitzungen. Das rotiert. Immer derjenige, der die Sitzung leitet, protokolliert in der nächsten Sitzung. [...]

Erich Huber: Zuerst essen wir zusammen.

Hannah Bircher: Zuerst essen wir zusammen, bis und mit ohne Dessert. Und nachher haben wir Sitzung und nachher gibt es noch das Dessert. Und das ist eigentlich gut, manchmal haben wir etwas viel. Wir machen ja auch Feste.

In der Hausgemeinschaft der umgebauten Fabrik organisiert sich vieles über den Vorstand. Hinzu kommen wenige Vollversammlungen und eine Generalversammlung.

Rebecca Niederhauser: Haben Sie Sitzungen?

Suanne Maihofer: Ja. Also einfach vom Vorstand aus haben wir welche. Im Frühling haben wir meistens mehr Sitzungen als nachher. Weiss auch nicht, warum. [...] Sagen wir so zirka acht Sitzungen, je nachdem, was anfällt. Dann haben wir zwei bis drei Vollversammlungen und eine Generalversammlung.

Keiner organisierten Begegnungszeit bedarf hingegen die Hausgemeinschaft der grossen Baugenossenschaft. Organisatorisches ist hier per vertraglicher Verpflichtung geregelt und damit Angelegenheit jedes Einzelnen und jeder Einzelnen. Das impliziert aber auch, dass die gemeinschaftliche Begegnung zur Organisation des gemeinsamen Wohnalltags ausfällt – mit Ausnahme der jährlichen Hausversammlung.

In den Hausgemeinschaften, wo gemeinsame Wohnalltage über Verträge, Vorstände und Arbeitsgruppen geregelt werden, wo tägliche Begegnungen wegfallen, gewinnen Begegnungszeiten ausserhalb der Organisation der gemeinsamen Wohnalltage an Bedeutung: Feste werden gefeiert, Ausflüge organisiert. Vom gemeinsamen Wohnalltag jenseits von putzen, kochen, zahlen erzählt die Verdichtung *Alltagsaltern: Wandern und ins Kino gehen* der Ordnung *Altern in Gemeinschaft* auf dem Plateau *Intermezzo*. Von den Verträgen, Vorständen und Arbeitsgruppen hingegen spricht die nächste Verdichtung *Mit oder ohne? Haushaltskasse und Putzplan*. Doch einfach ist die organisierte Begegnung nicht immer. Das weiss Johanna Karlsson.

Johanna Karlsson: Es ist ja auch nicht immer einfach, jeden Tag füreinander zu kochen und sich jeden Tag an diesen Tisch zu setzen. Manchmal möchtest du auch in diesem Moment mal nicht. Und du musst dich auch einsetzen, das ist so. [...]

Weil es wird hier echt erwartet, dass man sich reingibt. Und das heisst, ob du willst oder nicht, du musst dich manchmal reingeben. Und das ist etwas Anstrengendes, zum Teil. Neben den schönen Sachen gibt es auch diesen Teil, nicht nur beim Arbeiten, auch in der Beziehung untereinander. Aber das ist auch schön. Es wächst auch so auf diese Art etwas. Und man muss aber dieses Ziel haben, mit den Menschen zusammen sein und mit den Menschen auskommen wollen auf so lange Zeit.

Während sich Johanna Karlsson überwindet, scheitern andere genau daran. Nicht alle begegnen sich. Und nicht alle reden miteinander. In der Wohngemeinschaft in der alten Villa etwa finden keine gemeinsamen Begegnungszeiten statt, die Haushaltungen werden nicht gemeinsam bewältigt. Früher war das anders. Heute zieht Renate Walser aus.

Rebecca Niederhauser: Es hat sich ja auch sehr viel verändert. Oder auch immer wieder verändert. Wie organisieren Sie im Moment das Zusammenleben?

Renate Walser: Als ich reinkam, waren ja vier Frauen hier drin. Und es funktionierte einfach. Ich übernahm das, so wie das hier lief. [...] Und damals hatten wir eine ziemlich strikte Organisation. [...] Und dann kamen andere Leute rein. Und als

dann die Älteste rausging in die Alterswohnung, lockerte sich das so ein wenig. Und es wurde immer mehr gelockert. Also wir assen nicht mehr so viel zusammen. Ein kleiner Kern schon noch. [...] Dann lockerte sich das etwas mit der neuen Zusammensetzung. Und am Schluss waren dann einfach wir drei Alten noch. [...] Aber es kochte dann immer eine für alle. Das ist jetzt eigentlich auch noch so. Das heisst, jetzt sind wir nur noch zu zweit im Moment. [...] Es funktionierte dann eben nicht mehr so mit der Gruppendynamik. Es gab sehr grosse Schwierigkeiten. Zuerst hat sie gekündigt und dann habe ich gekündigt und jetzt wollen wir schauen, wie es weitergeht.

Genauer über Renate Walsers Beweggründe findet sich in der Verdichtung *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden* der Ordnung *Auszüge aus der Gemeinschaft*. Hier aber zeigt die fehlende Begegnungs- und Kommunikationszeit, von welcher Wichtigkeit sie für das Funktionieren der gemeinschaftlichen Wohnalltage ist. Wenn sie nicht mehr stattfindet, bleiben in den Hausgemeinschaften die Türen immer häufiger geschlossen. In den Wohngemeinschaften aber bleiben die Zimmer unbewohnt. Doch schweigen heisst nicht immer die Türen schliessen, heisst nicht immer ausziehen. Es gibt Gefässe, die auffangen, was in der alltäglichen Begegnung nicht (mehr) gesagt wird. Die Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier macht *Retraite*.

Kristina Schwab: Aber für das Grundsätzliche machen wir jeweils ein gemeinsames Wochenende, an dem wir auswärts gehen, irgendwo in ein Haus. Wir wählen ein Thema, das etwas tiefer geht, irgendein Thema des Zusammenlebens, an dem wir dann arbeiten. Das machen wir in einer gewissen Regelmässigkeit, aber nicht jedes Jahr. [...] Das ist auch noch so ein Moment von organisiertem Zusammensein.

Auch die Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt kennt ausseralltägliche Begegnungen, um die Wohnalltage in Gesprächen wieder ins Lot zu bringen.

Erich Huber: Wir hatten auch schon ein paarmal eine *Retraite*, in diesen zwölf Jahren. Wo wir dann irgendwohin sind. [...] Wo wir auch mit Begleitung anstehende Problemsituationen diskutierten und versuchten, Lösungen zu erarbeiten. Etwas, was wir aus einer letzten solchen *Retraite* mitgenommen haben, was uns nahegelegt worden ist, ist, dass man am Anfang der Sitzung, nicht als Traktandum, sondern als Einleitung, eine sogenannte Befindlichkeitsrunde macht. Wir haben das zuerst als Kropfleerung bezeichnet, wo man etwas in die Runde bringen kann, was einen stört, was einen in der letzten Zeit gestört hat oder auch schon eine Weile, was nicht irgendeine bestimmte Person betrifft, weil das muss man bila-

teral aushandeln, sondern etwas Allgemeines, was ein bisschen alle angeht, was man dort einbringt und was nachher nicht diskutiert wird, sondern man sagt das und das ist etwas, was mich stört, ich möchte gerne, dass sich das alle überlegen und sich dazu Gedanken machen. [...] Das empfinden wir als gute Neuerung, die eingeführt worden ist und als etwas, was auch zur Entschärfung von Problemen, von Konflikten beiträgt.

Ausseralltäglich sind auch den Haushalt betreffende Begegnungen, etwa der gemeinsame Frühlingssputz, der in der Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier – zum Ritual stilisiert – einem eigenen Reglementarium folgt.

Rebecca Niederhauser: Habt ihr auch Rituale in der WG? Feiert ihr zum Beispiel gemeinsam Geburtstag oder Weihnachten, solche Sachen?

Kristina Schwab: Jetzt kommt mir noch ein Ritual in den Sinn. Aber das ist auch wieder Arbeit. Wir machen immer einen Frühlingssputz. Den machen wir tatsächlich irgendwann einmal im Frühling. Und das hat auch etwas Verbindendes, weil man macht dann all dieses Zeugs, das man sonst liegen lässt und man geht mal etwas gründlicher hinter die Küchenkästchen und so. Und dann hat es auch die Fraktion, die dann jeweils die Putzmusik haben muss. Und ich gehöre dort dazu. Seit ein paar Jahren lassen wir immer ABBA laufen und singen dazu mit. Und die anderen finden das schrecklich. Und wir finden es auch schrecklich, aber zum Putzen finden wir es eben total gut. [...] Von der Arbeitsverteilung her hat es so Standards. [...] Hat sich also auch schon etwas eingespielt. Also als Ritual quasi ein gemeinsamer Arbeitstag, an dem alle hier sind und alle kümmern sich um das Gleiche, letztlich um das Wohlbefinden innerhalb der Wohnung. Es dient ja uns selber, wenn alles wieder mal etwas à jour ist, so putzmässig. Sonst kommt mir jetzt gerade nichts in den Sinn, ritualmässig.

Zum Wohngemeinschaftsritual des Frühlingssputzes, der im Jahreslauf fix im Frühling stattfindet, gehören Musik und fest vergebene Aufgabenbereiche. Rituale sind folglich weitere organisierte Begegnungen innerhalb der Wohngemeinschaften, die die Wohnalltage strukturieren.

Gemeinsame Mahlzeiten, Sitzungen, Jahresversammlungen, Feste, Retraiten und haushaltstechnische Rituale dienen der Handhabung des gemeinschaftlichen Wohnalltags. In den organisierten, reglementierten Begegnungen werden die Spielregeln festgelegt, tariieren sich die Unstimmigkeiten aus. Die organisierten Begegnungszeiten sind damit Verhandlungs- und Deutungsmomente im Hinblick auf einen einheitlich verstandenen Wohnalltag. Sie nivellieren, bannen und tragen soziale Konflikte aus. Dass dabei nicht alle gleich laut mitreden und die Redezeit variiert, lässt sich aber meist nur erahnen, wenn auch die Narration

der organisierten Begegnungszeit als basisdemokratischer Moment par excellence dies nicht zulässt. Von weiteren Organisationsmodi der gemeinsamen Wohnalltage spricht die folgende Verdichtung, die von Ämtchenverteilung und Arbeitsgruppen, vom Pläneschreiben und Buchhaltungführen handelt.

Mit oder ohne? Haushaltskasse und Putzplan

Was bereden die Gesprächspartnerinnen und -partner beim gemeinsamen Essen, was diskutieren sie, wenn sie sich zur gemeinsamen Sitzung verabreden? Von Alltäglichem und Grundsätzlichem war in der vorigen Verdichtung *Essen und sitzen: Begegnung organisieren* die Rede. Davon, dass ich mich zum Forschungsbesuch angemeldet hätte. Auf den Traktandenlisten stehen aber auch Verhaltensregeln, Zuständigkeiten, Ämtchen, Putzpläne, Haushaltsgelder und mehr. Das ist die andere Seite, die planende und reglementierende, die buchführende und festhaltende, die kontrollierende und regulierende Seite der gemeinsamen Wohnalltage, wie sie jenseits der Begegnung stattfinden. Davon handelt diese Verdichtung. Kristina Schwab spricht in diesem Zusammenhang von Strukturen, Regeln und Abmachungen.

Rebecca Niederhauser: Wie organisiert ihr euch? Also müsst ihr euer Zusammenleben organisieren? Oder habt ihr Regeln aufgestellt?

Kristina Schwab: [...] Es waren Menschen, die eine gewisse Struktur wollten. Also die meisten waren ja irgendwie schon im Berufsleben oder so. Und einige, die WG-Erfahrung hatten, sagten dann, so würden sie es nicht mehr wollen. Das klassische Beispiel vom Geschirr, das nicht abgewaschen ist, und von der Küche, die überquillt. Es war allen klar, das wollen wir nicht. Wir wollen es anders haben. Aber wie machen wir es dann? Also müssen wir schlicht und einfach Regeln aufstellen, Abmachungen treffen, die wir zusammen erarbeiten. Das ist wesentlich, es hat nicht jemand anderes gesagt, wie wir es machen müssen, sondern wir haben es selber gesagt. So wollen wir es, also gut, wenn wir es so wollen, dann müssen wir eben das und das abmachen. Und daraus sind relativ klare Strukturen und deutliche Regeln gewachsen. Ohne dass man eigentlich allzu fest eingeschränkt ist.

Da kommt sie wieder, die Gemeinschaftsnarration per Negation, wie sie in der Verdichtung *Weder Studentenbude noch Familienheim* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* beschrieben ist. Aber auch die Erzählung der Basisdemokratie aus der Verdichtung *Über Rollen und Hierarchien* der gleichen Ordnung flackert hier nochmals auf, wenn Kristina Schwab von zusammen erarbeiteten Abmachungen spricht. Gemeinsam – und dabei sind Exklusionen, Mächtigkei-

ten und Ungleichheiten stets mitbedacht – werden die Wohnalltage also strukturiert, reglementiert, abgemacht, um sich abzugrenzen von Studentenbuden und Familienheimen. Dabei lassen sich verschiedene Qualitäten der Organisationsweisen ausmachen: Haushaltsarbeit, Buchhalterisches sowie Verhaltenskodizes sind in Verträgen, Plänen, Listen und Abmachungen festgehalten, Zuständigkeiten in Ämtchen und Arbeitsgruppen verteilt. Der Reihe nach.

Ämtchen teilen die Haushaltsarbeiten auf die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner der Wohngemeinschaften auf: Küche, Toilette, Flur putzen, Müll trennen und entsorgen, einkaufen und so weiter stehen auf dem Verteiler. Kristina Schwab spricht von harmlosen und anstrengenden Ämtchen. Auf meine Frage nach der Organisation des Zusammenlebens führt sie weiter aus.

Kristina Schwab: Also wir haben sogenannte Ämtchen. Und diese Ämtchenliste ist relativ lang. Das gibt für alle etwa drei bis vier Ämtchen. Die einen sind etwas heavy, die anderen sind harmlos. Das sind Ämtchen wie die Küche zu putzen, das WC, die Badezimmer sowieso, Altpapier und Karton, das ist zum Beispiel mein Ämtchen, Grundeinkauf der Nahrungsmittel, Öl, Essig, Mehl, Zucker, et cetera, das ist auch ein Ämtchen. [...] Und so gibt es quasi Tausende von Ämtchen, bei denen wir einfach gesehen haben, da ist ein Bedarf, das muss man organisieren. Und das ist auch so organisiert. Und dann hat man so ein Ämtchen. Und wenn man es satt hat bis oben, kann man das zur Verfügung stellen. Das heisst, ich sage, ich mag das nicht mehr machen, wer nimmt es mir ab, ich übernehme dafür ein anderes.

Während die Wohngemeinschaften Ämtchen verteilen, schaffen die Hausgemeinschaften für die Haushaltsangelegenheiten grössere Einheiten, sogenannte Arbeitsgruppen: eine für den Garten, eine für den Bau, eine für die Finanzen und so weiter. Das ist auch in der Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt so.

Rebecca Niederhauser: Wie organisieren Sie ihr Zusammenleben?

Hannah Bircher: Eigentlich locker.

Rebecca Niederhauser: Muss es überhaupt organisiert werden?

Erich Huber: Wir haben eine Aufgabenverteilung im Haus. Es gibt Gruppen, Arbeitsgruppen. Arbeitsgruppe Garten, drei Personen. Arbeitsgruppe Finanzen, die die Finanzen überwacht, das sind auch etwa drei, vier Personen.

Hannah Bircher: Dann haben wir eine rechtliche Gruppe.

Erich Huber: Eine Baugruppe.

Hannah Bircher: Baugruppe, Recht, B&K, das ist eben Bed and Kitchen, das sind unsere Gastzimmer, die wir haben. [...] Und noch eine Kulturgruppe, die Filmabende organisiert und sonst ein Programm.

Hannah Bircher: Jaja, wir haben viele so kleine Gruppen.

Vergleichbar tönt es in der Hausgemeinschaft in der umgebauten Fabrik.

Rebecca Niederhauser: Wie organisieren Sie das Zusammenleben?

Susanne Maihofer: Wir haben natürlich den Vorstand. Und dann haben wir so ein paar Gruppen. Die Gartengruppe schaut, dass es anständig rund ums Haus aussieht. Dann haben wir eine Schneeschaufelgruppe, dann haben wir eine technische Gruppe. Das sind ein paar Männer, die schauen, dass die Heizung und solches Zeugs gut laufen. Was haben wir denn noch? Jemand, der für die Bar verantwortlich ist. Einfach so kleine Sachen. Aber es gibt natürlich dann viele andere Sachen zu organisieren, zum Beispiel Reparaturen am Haus und solches Zeugs. Es gibt halt immer etwas zu machen.

Dass Susanne Maihofer als erstes Organisationsmoment des Zusammenlebens den Vorstand erwähnt, hat damit zu tun, dass die Hausgemeinschaft in der umgebauten Fabrik als Genossenschaft organisiert ist. Über Vorstände und weitere, nicht den Wohnalltag betreffende Organe berichtet die Verdichtung *Ökonomisch-Ökologisches* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft*.

In den Sitzungen also werden Ämtchen neuverteilt, wird aus den Arbeitsgruppen berichtet. Hier wird aber auch neu abgemacht und verbindlich festgeschrieben: Wer kocht? Und wer bezahlt den Kaffee? Wer putzt die Toilette? Und wer entsorgt den Müll? Wer darf die Musik aufdrehen? Und wessen Gäste bleiben über Nacht? Wer wechselt die Glühbirnen? Und wer jätet das Unkraut? Wie schon in der vorangehenden Verdichtung *Essen und sitzen: Begegnung organisieren* für die organisierte Begegnungszeit beschrieben, kommen auch hier Listen und Pläne zum Einsatz.

Rebecca Niederhauser: Wie ist der Haushalt aufgeteilt?

Johanna Karlsson: Fürs Putzen haben wir einen Plan. Das haben wir festgelegt, der macht dieses, der macht jenes. [...] Der hängt im Keller unten, jeder weiss das.

Die Hausgemeinschaft der grossen Baugenossenschaft hat gar vertraglich festgehaltene Aufgaben.

Peter Tanner: Wir bekommen zwei Verträge, einen Wohnungsvertrag und einen Hausgemeinschaftsvertrag. Und dort drin steht einfach noch drin, für was man sich noch verpflichtet. Dass man sich einbringt, zum Beispiel. Das ist ein wichtiger Punkt. Solange man kann. [...]

Wir hatten allerdings Vorgaben, dass man Gratisarbeit leisten muss, Fronarbeit, so von zwei bis vier Stunden in der Woche. Ich fand, das ist machbar. Und dann merkten wir, es gibt gar nicht so viel Arbeit, bei weitem nicht. Also zählen Sie mal

zwei mal 50 zusammen, 100 Stunden in der Woche. Also das braucht es nicht. Und das für die Gemeinschaft. Und darum hat man dann einfach geschaut, wie kann man diese Arbeit so auf jeden verteilen, dass vielleicht jeder im Monat zwei oder drei Stunden etwas zu tun hat. Und das reicht.

Verbindliche Pläne, die die haushälterischen Zuständigkeiten in Ämtern oder Arbeitsgruppen festschreiben, sind ein weiteres Instrument in der Handhabung der gemeinsamen Wohnalltage. Hierzu gehört auch das Führen einer Kasse.

Renate Walser: Also wir haben eine gemeinsame Haushaltskasse, in die wir einfach jeden Monat einen Betrag reingeben. Und damit geht man einfach einkaufen und es wird alles gekauft. Und wenn etwas übrigbleibt, dann tun wir es in eine Freudenkasse rein, mit der wir dann Zusätzliches bezahlen. Wenn mal irgendetwas ansteht, Party oder Wein kaufen oder so, das wird dann aus diesem bezahlt.

Putzpläne und Haushaltskassen werden schliesslich durch Verhaltensregeln ergänzt.

Rebecca Niederhauser: Habt ihr Regeln in der WG?

Therese Fischer: Ja. Wir haben Regeln. Man tut am Morgen um sieben nicht die Geschirrwaschmaschine ausräumen, wenn die anderen noch schlafen. Am Morgen sind wir in der Küche relativ ruhig, am Morgen in der Früh. Also wir führen keine lautstarken Diskussionen, weil sie oben noch schlafen. Ab elf ist es ruhig, also Zimmerlautstärke. Und wenn man ein Fest oder so macht, dann kündigt man es an. [...]

Dann haben wir einmal im Monat Sitzung, an der Sachen diskutiert und Konflikte angesprochen werden. Wir führen keine Streitgespräche via Mail. Das ist auch eine Regel.

Wir schauen, dass das Ausgeben von Geld für alle stimmt. Wir haben eine gemeinsame Kasse. Wir teilen unsere Grundkosten des Haushalts auf. Und wir sagen einfach, pro Person pro Abendessen zwischen fünf und sieben Franken. Und es gibt jeden Monat diese Abrechnung und wenn die zu hoch ist und jemand findet, wir geben zu viel Geld aus, dann wird das besprochen. Und wenn jemand findet, wir geben zu wenig Geld aus, es ist so eine Sparmentalität da, dann wird das auch besprochen.

Damit sind die organisierten Begegnungen, wie sie in der vorangehenden Verdichtung *Essen und sitzen: Begegnung organisieren* vorgestellt sind, weit mehr als bloss soziale Zeit. Vielmehr kontrollieren und regulieren sie die gemeinsamen Wohnalltage. Und letztlich schreiben sie die Mitbewohnerinnen und Mitbewoh-

ner in der Gemeinschaft ein und werden so wiederum selbst zum Selbstregulatorium. Wann gegessen wird, wer wie laut spricht, wo geputzt wird, all das ist nicht dem Zufall, sondern den essenden und sitzenden Mächtigkeiten überlassen. Dass auch hier nicht alle gleich laut mitreden, wie die Verdichtung *Über Rollen und Hierarchien* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* zum Thema hat, versteht sich von selbst. Das heisst aber zugleich auch, dass das haushaltstechnische Hierarchisieren, Reglementieren und Kontrollieren, das Putzpläne- und Kassenbuchschreiben im Grunde nicht zum Narrativ der Haus- und Wohngemeinschaften gehören. Zumindest in den Erzählungen sind die Distanzierungen von den reglementierenden Momenten augenfällig. Dabei finden sich in den Gesprächen verschiedene Distanzierungsmodi.

Erich Huber: Um die Gemeinschaftsräume zu putzen, haben wir einmal in der Woche eine Putzfrau.

Hannah Bircher: Das war ein wahnsinnig guter Entscheid, als wir beschlossen, das Gemeinsame putzen zu lassen. Weil ich glaube, es ist nichts so differenziert. Für den einen ist gut zu putzen gar nicht gleich sauber wie für einen anderen. Das ist extrem. Das habe ich hier gelernt. Und wenn man weiss, wer verantwortlich ist, dann weiss man, wo man reklamieren kann. Sonst hätte man nämlich noch mehr Sitzungen. Das kann man gar nicht allen recht machen.

Während also die Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt das Putzen delegiert und damit aus den gemeinsamen Wohnalltagen auslagert, wirtschaftet die Wohngemeinschaft am See ohne Bilanz – wenigstens was die alltäglichen Kommissionen anbelangt. Das irritiert die neu eingezogene Johanna Karlsson.

Johanna Karlsson: Wir haben keine Haushaltskasse. Das war für mich neu. Wie geht denn das? Derjenige, der kocht, geht einkaufen und zahlt es. Und das funktioniert eigentlich. [...] So ist das mit diesen Finanzen. Und wenn man das Gefühl hat, jetzt habe ich etwas viel gekauft, dann sagt man es, dann wird es besprochen und dann wird es geteilt.

Die alteingessene Barbara Clarks sieht das Problem nicht.

Barbara Clarks: Es braucht wenig Organisation. [...]

Rebecca Niederhauser: Und für den Haushalt? Also putzen, kochen, einkaufen, was alles dazugehört?

Barbara Clarks: Das ist ja das, wovon die Menschen von aussen sagen, was, das funktioniert? Und wir sagen, ja, bis jetzt ist es der bessere Weg für uns. Als die Erika kam, haben wir mal beschlossen, wir zwei täten jetzt eine Haushaltskasse machen

und füttern diese. Und nach einer Weile haben wir gesagt, es ist eigentlich kompliziert. [...] Und alles, was man sonst so braucht, kauft man eben mal, oder man sagt, es hat kein WC-Papier mehr, dann geht man das kaufen. Und wenn jemand das Gefühl hat, also es ist schon verrückt, immer ich kaufe den Kaffee und das ist relativ teuer, dann muss er eben mal sagen, ich habe das letzte Mal den Kaffee gekauft, kauft Kaffee. Aber es ist wirklich kein Problem. [...] Das Putzen ist geregelt, das ist das Einzige, was wir geregelt haben, diese Gemeinschaftsräume putzen, also wer macht was.

Trotz Putzplan, so meint auch Barbara Clarks langjährige Mitbewohnerin Erika Meyer, gebe es in der Wohngemeinschaft am See wenig Regeln, es sei vieles spontan und flexibel abgemacht. Barbara Clarks spricht von komplizierter Kassenführung, kommunikativer Organisation und davon, dass alles wirklich kein Problem sei. Um dann doch wieder auf den Putzplan zu verweisen. Fixierte Rollen werden also noch während des Sprechens zugunsten des basisdemokratischen Gesprächs aufgeweicht. Das entspricht so gar nicht dem strikt hierarchischen Reglementarium, dem Johanna Karlsson beim Einrichten in der Verdichtung *Gemeinsame Räume* der folgenden Ordnung *Architekturen des Gemeinsamen* begegnet.

Selbstdeutung und Verhandlung des Gemeinsamen entsprechen nicht unbedingt den realiter gelebten Wohnalltagen. Während das Gemeinschaftsnarrativ von auf basisdemokratischen Gesprächen und Begegnungen fussender Organisation erzählt, zeigen die tatsächlich gelebten Wohnalltage in Plänen, Regeln und Verträgen festgeschriebene Rollen und Hierarchien.

Architekturen des Gemeinsamen

Es ist ein Merkmal der gemeinschaftlichen Wohnformen, dass es nebst gemeinsamen Räumen, Dingen und Zeiten auch private Zimmer gibt. Die Gesprächspartnerinnen und -partner sprechen von Raumanordnungen, eigenen Zimmern und gemeinsamen Räumen, von Raumbemessungen und damit korrespondierenden Herausforderungen, von Platz, selbstbeschränkender Raumzufriedenheit und Infrastruktur. Wo welche Zimmer liegen, wie sie eingerichtet sind, wann sie wofür genutzt werden und wo nicht alles gelungen ist, ist Thema der Verdichtungen dieser Ordnung.

In Claudia Nowaks Hausgemeinschaft gibt es private Wohnungen und mindestens einen grossen Gemeinschaftsraum: In der eigenen kleinen Zweizimmerwohnung – Schlafzimmer, Arbeitszimmer, Küche – will sie auch mal einen Tee kochen, Besuch empfangen und einen Arbeitsplatz haben, um Anfallendes zu

erledigen. Mehr sagt sie dazu nicht. So vage die Beschreibung ihrer künftigen Wohnung bleibt, umso genauer fällt die Beschreibung der Gemeinschaftsräume aus. Eine grosse Küche fürs gemeinsame Essen und einen ebenso bemessenen Salon mit Tisch und Sofaecke mit Kamin soll es haben. Es soll darin Platz für abendliche Gespräche bei einem Glas Wein und für Gesellschaftsspiele haben.

Claudia Nowaks räumliche Erzählungen bewegen sich zwischen Rückzugsorten und Begegnungszonen, zwischen Nähe und Distanz, geradeso wie es die Verdichtung *Zwischen Nähe und Distanz* der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* für die Gemeinschaft definiert. Deshalb fragt die Verdichtung *Raumgefüge* nach der Anordnung der Räume, die sich zwischen architektonischer Nähe und räumlicher Distanz fügen und Spiegel der Verhandlungen und Deutungen von Gemeinschaft jenseits von Familie und Partnerschaft sind. So ist die Anordnung der Räume in den Haus- und Wohngemeinschaften komplexer als in herkömmlichen Familien-, Paar- oder Singlewohnungen, da sich die den Zimmern zugewiesenen Funktionen nicht in das Schema privat-intim versus öffentlich-repräsentativ unterteilen lassen, sondern weitere Abstufungen durch die Unterteilung innerhalb der Wohnung in ganz öffentlich-repräsentative Bereiche und in privat-intime sowie halböffentlich-halbrepräsentative Privatzimmer stattfinden. Die Verdichtung *Gemeinsame Räume* blickt in die Gemeinschaftsräume, die spezialisierte, funktionale Zuweisungen erhalten, welche über die Einrichtung, über das Darin-Tun und die Zeiten der Nutzung bestimmen – es gibt Medienzimmer, Bibliotheken, Esszimmer und Werk-, Fitness- oder Wellnessräume. Denn Gemeinschaft ist in den Haus- und Wohngemeinschaften repräsentativ und performativ – die Gemeinschaft ist in den Räumen, Dingen und Zeiten, in den Grundrissen, Einrichtungs- und Nutzungsweisen sichtbar, sie ist das Narrativ der Haus- und Wohngemeinschaften.

Dieser funktionalen Spezialisierung der gemeinsamen Räume stehen die privaten Zimmer und Wohnungen gegenüber, die mal als Wohn-, mal als Schlafzimmer, nie aber genauer beschrieben werden. Das Nicht-Sagen ist zum einen Ausdruck der individuellen Privatheit. Zum anderen ist es aber auch Ausdruck dessen, dass die privaten Zimmer und Wohnungen nicht zum Gemeinschaftsnarrativ gehören. Die Verdichtung *Persönliche Zimmer und Wohnungen* blickt deshalb hinter die verschlossenen Türen der multifunktionalen persönlichen Zimmer und Wohnungen und fragt nach individuellen Einrichtungsmodi und alleine verbrachter Zeit.

Wo aber stossen die Architekturen des Gemeinsamen an ihre Grenzen – wo vermögen Räume, Dinge und Zeiten nicht den Anforderungen an das Gemeinsame zwischen Nähe und Distanz standzuhalten? Die Verdichtung *Korrekturen* fragt schliesslich nach ebensolchen und findet Verbesserungspotenzial in verschiedenen Qualitäten: Beziehen sich die einen auf infrastrukturelle Mängel, beziehen

sich andere auf das Raumgefüge, wo kaum mehr pragmatische Anpassungen möglich sind. Umso wichtiger erscheint es, in der Planung neuen Wohnraums Deutungen und Verhandlungen des Gemeinsamen zu berücksichtigen.

Die Ordnung *Architekturen des Gemeinsamen* fragt deshalb in vier Verdichtungen nach der Komplexität des Raumgefüges, nach der Charakteristik von Gemeinschaftsräumen und privaten Zimmern, nach spezialisierter Monofunktionalität und multifunktionalen Nutzungen, nach den Dingen und Zeiten des Wohnens, nach Gelungenem, Misslungenem und zu Verbesserndem.

Raumgefüge

Im Raumgefüge spiegeln sich die Neudeutungen und -verhandlungen des Gemeinsamen, wie sie in der Verdichtung *Zwischen Nähe und Distanz* der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* beschrieben sind. Dementsprechend gestalten sich die Architekturen des Gemeinsamen, die sich zwischen architektonischer Nähe und räumlicher Distanz ordnen.

Erika Meyer: Also dieses Haus ist natürlich sehr grosszügig gebaut. Und es hat drei Stockwerke. Unten eine grosse Halle. Die haben Sie ja gesehen. Oben hat es nochmals so eine Halle. Zuerst ist eine Wohnung, das war früher die Dienstwohnung. Es hat 14 Zimmer, zum Teil sehr grosse Zimmer. Es hat zwei Küchen, zwei Badezimmer, verschiedene WCs. Es wurde auch mal als Altersheim benutzt. Es hat eine grosse Terrasse, einen Balkon und einen riesigen Umschwung. Und ich denke, für eine WG ist es optimal. Weil wir eben viel Platz haben. Und man einander begegnet und doch nicht zu nahe aufeinander ist. Und auch noch Platz für Gäste hat. Das ist toll. [...]

Rebecca Niederhauser: Und sind denn das jetzt so ungefähr diese Bedingungen, die eine Wohnung oder ein Haus braucht, damit es als WG geeignet ist?

Erika Meyer: Also ich denke, vom Raum, von den Räumen her ist es eigentlich luxuriös, wie wir es haben. Jeder hat zwei Zimmer. Wir haben dieses Zimmer, das Medienzimmer gemeinsam. Wir haben noch eine Stube gemeinsam. Also eher ein Esszimmer. Und man hat noch Gästezimmer. Und viel Raum. Also es ist natürlich optimal so gross. Ich denke, es ginge sicher auch in einem kleineren Haus. Aber je näher man natürlich aufeinander ist, desto eher ist es wahrscheinlich herausfordernder. Aber ich kann mir vorstellen, dass das auch in einem kleineren Haus geht. Oder eben mit weniger Leuten dann. Entsprechend. Aber ich glaube, es ist schon noch wichtig, dass man genug Raum hat.

Im ehemaligen Altersheim der Wohngemeinschaft am See wohnen heute vier Personen – Erika Meyer, Barbara Clarks, Johanna Karlsson und Klaus Ritter – auf drei Stockwerken in insgesamt 14 Zimmern. Dazu kommen zwei Küchen, ein Balkon, eine Terrasse, zwei Badezimmer, fünf Toiletten, ein Dachboden und diverse Kellerräume. Und schliesslich gehören auch ein Gemüsegarten und eine Parkanlage zum Grundstück. Im Erdgeschoss finden sich die Gemeinschaftsräume: Ein Esszimmer, ein Musikzimmer, ein Medienzimmer. Jeder Bewohnerin gehören zwei private Zimmer, eines im Erdgeschoss, eines im ersten Stock. Hier befinden sich auch die Gästezimmer. Nur Klaus Ritter wohnt alleine im dritten Stock. Das mag Ausdruck verräumlichter Geschlechterverhältnisse sein, wie sie Thema in der Verdichtung *Wenn die Männer fehlen* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* sind.

Vergleichbare Raumkonzepte finden sich auch in den Hausgemeinschaften, etwa in der umgebauten Fabrik. Die gemeinsamen Räume finden sich im Erdgeschoss beim Eingangsbereich, die privaten Ein- und Zweizimmerwohnungen sind nach oben verlegt.

Susanne Maihofer: Wir schauten uns ganz viele Sachen an, die toll waren, und andere, bei denen wir fanden, nein, das müssen wir nun wirklich nicht haben. Ist immer schön, wenn man andere Sachen sieht. Weil manchmal denkt man einfach gar nicht daran. Aber wenn man dann irgendetwas Spezielles sieht, einmal war es beispielsweise so, dass der Gemeinschaftsraum im Keller unten war. Der bestand aus einem riesigen Sofa und einem Fernseher. Konnten wir uns jetzt nicht vorstellen. Weil einen Fernseher haben eigentlich alle einen eigenen. Und ein riesiges Sofa brauchen wir auch nicht. Und im Keller schon gar nicht. Wir fanden, dass der Aufenthaltsraum in den Eingang gehört, wo man immer vorbeiläuft. Dann hat es Leute dort. Und wenn man diese sieht, kann man hingehen. Also das war klar, es muss im Eingang sein. [...] Die Gemeinschaftsräume sollten unbedingt beim Eingang sein. Möglichst zentral. Nicht irgendwie hier einen Raum und dort einen Raum. Es muss irgendwie am gleichen Ort sein. Dass es auch so genutzt wird.

Auch in der Hausgemeinschaft der grossen Baugenossenschaft befindet sich im Eingangsbereich ein Gemeinschaftsraum, während sich die Wohnungen in den oberen Etagen befinden.

Peter Tanner: Jeder hat seine Wohnung. Und dorthin zieht sich auch jeder zurück. [...] Jeder hat seine Küche, jeder hat alles, seine Wohnungsschlüssel. Und man trifft sich einfach unterwegs, im Lift oder unten im Eingang, wo wir eine Bibliothek haben, wo wir auch eine Sitzgruppe haben, wo man sich hinsetzen kann und warten, bis jemand kommt, wenn es einem langweilig ist.

Anders als in den Wohngemeinschaften, teilt sich in den Hausgemeinschaften niemand Küche und Bad. Die Wohnungen funktionieren einzeln, jeder hat seine Tür mit Schloss, die sinnbildlich für das individuelle Wohnen steht.

Hannah Bircher: Also jede Wohnung hat eine Küche, keine grosse. Und ein Bad. Und eine Türe, die man zumachen kann. Man kann sich zurückziehen und die Türe schliessen. Aber wir haben eben auch das Gemeinsame. Das ist ja das Schöne, dass wir beides haben.

Ein ganz anderes Raumkonzept findet sich hingegen in der bereits als solche gebauten Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier.

Rebecca Niederhauser: Ich würde jetzt gerne noch auf die Wohnung selber eingehen. Und zwar auf diese Aufteilung zwischen Gemeinschaftsräumen, die für alle sind, und den privaten Zimmern. Was habt ihr für Gemeinschaftsräume, was ist dort drin, für was werden diese gebraucht?

Kristina Schwab: Wir haben ja diese zwei Wohnungen, einfach, um den Überblick zu behalten. Wir haben die Möglichkeit für 15 Privatzimmer. Also wir könnten maximal 15 Leute sein. Dann hätte jede Person ein Zimmer. Und über diese zwei Wohnungen sind auch drei Gemeinschaftsräume verteilt. Also Küchen und Entree habe ich jetzt nicht dazugezählt.

Die Wohngemeinschaft von Kristina Schwab, Therese Fischer und Monika Bochler bewohnt zwei direkt nebeneinanderliegende Wohnungen, eine zwei-stöckige Sechs- und eine dreistöckige Neunzimmerwohnung. Auf jeder Etage befinden sich drei geschlossene Zimmer, ein Badezimmer und ein offener Vorraum. Zwischen den Stockwerken liegen offene Zwischenetagen.

Rebecca Niederhauser: Ich würde jetzt gerne ganz konkret auf diese Wohnung eingehen. Kannst du den Grundriss oder die einzelnen Räume beschreiben?

Therese Fischer: Also wir können sie anschauen, wenn du möchtest. Oder soll ich es beschreiben?

Rebecca Niederhauser: Gerne beides. Ich würde es natürlich dann gerne auch noch anschauen.

Therese Fischer: Also wir haben eine Sechszimmerwohnung und eine Neunzimmerwohnung. Und die liegen nebeneinander. Dazwischen sind Türen, wir gehen ein und aus. [...] In einer der beiden Wohnungen habe ich zwei Zimmer.

Im Erdgeschoss hat es eine Küche und ein Esszimmer und in einem erhöhten Teil eine Bibliothek. Und im zweiten Stock hat es nochmals eine Bibliothek, also einen

offenen Raum, einen Büroraum und wieder drei Zimmer. Und pro drei Zimmer gibt es immer ein Badezimmer, also Dusche und WC.

Die andere Wohnung geht über drei Etagen. Von der dritten in die zweite, in die erste. Und wenn man in den dritten Stock reinkommt, dann kommt man dort in die Küche. Es hat auch ein Büro auf dieser Etage und zwei Zimmer, also ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. Wenn man die Treppe runtergeht, kommt man ins Esszimmer. Wenn man wieder die Treppe runtergeht, kommt man in eine Zwischenetage, in der wieder drei Zimmer sind. Und wenn man nochmals die Treppe runtergeht, dann kommt man im Zwischengeschoss ins Fernsehzimmer. Und wenn man nochmals die Treppe runtergeht, kommt man wieder zu drei Zimmern und einem Badezimmer, also Dusche, WC. Überall in diesen Zwischengeschossen, wo diese Zimmer sind, hat es auch noch einen Stauraum. Stauraum, wo also die Möglichkeit besteht, ausserhalb der Zimmer einen Schrank aufzustellen.

Insgesamt verteilen sich also über fünf Etagen 15 geschlossene Zimmer, die als Privatzimmer an die einzelnen Bewohnerinnen und Bewohner vermietet werden. Auf jeder Etage befinden sich je drei private Zimmer und ein Badezimmer. Hinzu kommt pro Stockwerk ein grosszügig gestalteter Vorraum. Je drei Bewohnerinnen und Bewohner bewohnen also auf einer Etage je ein Zimmer, geteilt wird Badezimmer und Vorraum, der – je nach Bedürfnissen der jeweiligen Etagebewohnerinnen und -bewohner – als Büro, Teeküche oder Stauraum genutzt wird. Zwischen die geschlossenen Etagen des Privaten schieben sich offene Gemeinschaftsräume für alle: eine Bibliothek als ruhiger Gemeinschaftsraum, ein Medienzimmer mit TV und Musikanlage als lauter Gemeinschaftsraum und ein gemeinsames Esszimmer.

Das Raumgefüge innerhalb der Haus- und Wohngemeinschaften ist folglich komplexer als dasjenige von herkömmlichen Familien-, Paar- oder Singlewohnungen. Denn die den Zimmern zugewiesenen Funktionen lassen sich nicht in das bürgerliche Schema privat-intim versus öffentlich-repräsentativ unterteilen. Weitere Abstufungen finden statt durch die Unterteilung innerhalb der Wohnung in ganz öffentlich-repräsentative Bereiche und in privat-intime sowie halböffentlich-halbrepräsentative Privatzimmer. Denn in den privaten Zimmern, sofern den Gesprächspartnerinnen und -partnern zwei zur Verfügung stehen, wiederholt sich die Struktur des repräsentativen Wohnzimmers und des intimen Schlafzimmers. Die privaten Zimmer unterteilen sich damit nochmals in einen gänzlich privat-intimen Bereich und in einen halböffentlichen Privatbereich. Dem Intimitätsgrad entsprechend ordnen sich die privaten Zimmer ein im Raumgefüge der Haus- und Wohngemeinschaften: geschlossen im Obergeschoss, weit weg von den öffentlichen Blicken.

In derjenigen Wohngemeinschaft, die in der architektonischen Planung als solche konzipiert wurde, ist diese Unterteilung auch im Raumgefüge durch offene Gemeinschaftsräume und geschlossene Privatzimmer sichtbar, wobei sich die Gemeinschaftsräume auf Zwischenebenen gleichsam zwischen den Privaträumen befinden. In den Liegenschaften, die nicht als solche konzipiert wurden, versuchen die Bewohnerinnen und Bewohner, dieser architektonischen Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit dadurch nachzukommen, dass die Gemeinschaftsräume im Erdgeschoss, die Schlafzimmer respektive Wohnungen hingegen im Obergeschoss angesiedelt werden.

Doch ob die offenen Gemeinschaftsräume auf Zwischenebenen oder im Erdgeschoss zu finden sind und ob die privaten Bereiche in den Obergeschossen als Wohnung oder als Zimmer konzipiert sind – eines ist den Raumgefügen der Haus- und Wohngemeinschaften gemeinsam: Sie unterscheiden private Bereiche – geschlossen, im Obergeschoss platziert – und gemeinsame Flächen – offen und um den Eingangsbereich des Erdgeschosses gruppiert – und definieren damit architektonisch das gemeinsame Wohnen zwischen Nähe und Distanz.

Wie Gemeinschaftsräume und private Zimmer im Detail aussehen, wie sie eingerichtet und genutzt werden und wo Verbesserungsbedarf vorhanden ist, ist Inhalt der kommenden Verdichtungen.

Gemeinsame Räume

Erst durch die gemeinsamen Räume werden die Haus- und Wohngemeinschaften zu dem, was sie sind: gemeinschaftliche Wohnweisen. Sie sind gleichsam das Herz der Gemeinschaften. Denn erst in den gemeinsamen Räumen findet Gemeinschaft statt. Es sind Orte der Begegnung, Orte der Kommunikation, der Diskussion und des Austauschs, aber auch Orte des Konflikts. Die gemeinsamen Räume sind offen, sie sind sichtbar und sie gehören – zumindest in den Narrationen – allen. Hier wird Gemeinschaft gedeutet und verhandelt. Hier findet die arrangierte Begegnung statt, wie sie beschrieben ist in der Verdichtung *Essen und sitzen: Begegnung organisieren* der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage*. Hier werden Haushaltspläne geschrieben, Aufgaben verteilt und Regeln festgelegt, wie sie Thema sind in der Verdichtung *Mit oder ohne? Haushaltskasse und Putzplan* der gleichen Ordnung. Es sind die Räume der Repräsentation, der Inszenierung und Performanz. Hier werden Gäste empfangen und hier finden viele meiner Forschungsgespräche statt.

Kristina Schwab: Wenn jemand hier ist, dann trifft man sich meistens in einem Gemeinschaftsraum, dann findet die Begegnung meistens in einer der Gemein-

schaftsflächen statt. [...] Und wenn wir uns begegnen, dann geht man automatisch in die gemeinsame Zone. [...]

Rebecca Niederhauser: Was habt ihr für Gemeinschaftsräume, was ist dort drin, für was werden diese gebraucht?

Kristina Schwab: Gemeinschaftsräume haben wir drei zur Verfügung. Und diese haben wir aufgeteilt. Der eine ist ein Esszimmer, das ist der grosse Raum, der am nächsten bei der Hauptküche liegt. Und dann haben wir einen weiteren grossen Raum, in dem wir quasi das laute Gemeinschaftszimmer haben. Das heisst, dort ist die Musikanlage und der Fernseher. Und dann haben wir noch einen ruhigen Gemeinschaftsraum, wenn man sich zurückziehen möchte oder Ruhe haben möchte, das ist die Bibliothek. Und dort ist auch die Meinung, dass man eben seine Ruhe hat, dass dort keine Musik läuft und so. Je nachdem, was man möchte, geht man da- oder dorthin. Das ist das, was allen zur Verfügung steht.

Begegnungen jeglicher Art, so Kristina Schwab, fänden in einer der Gemeinschaftsflächen, in einer gemeinsamen Zone statt. Dementsprechend ordnen sie sich innerhalb des Raumgefüges ein: Die gemeinsamen Räume finden sich im Eingangsbereich, im Erdgeschoss, in offenen Zwischentagen – für alle sichtbar, für alle offen. Wären es herkömmliche Familienwohnungen, würde man wohl vom Wohnzimmer sprechen. Doch sind die gemeinsamen Räume der Haus- und Wohngemeinschaften mehr. Was im Familienwohnzimmer vereint ist, verteilt sich hier auf verschiedene Räume: Es gibt Esszimmer, Bibliotheken, Medienzimmer und Musikzimmer. Die gemeinsamen Räume haben spezialisierte Funktionen, sind dementsprechend eingerichtet, werden dementsprechend genutzt.

In der Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier beschreibt Kristina Schwab drei spezialisierte Gemeinschaftsräume, die architektonisch durch ihre offene Lage auf den Zwischentagen als solche gekennzeichnet sind. Allen drei Gemeinschaftsräumen sind klar definierte Funktionen zugewiesen, die das Gemeinsame normieren und lokalisieren. Esszimmer, Bibliothek sowie Fernseh- und Musikzimmer. Diesen Zuweisungen entsprechend sind die Gemeinschaftsräume eingerichtet und genutzt.

In der Wohngemeinschaft am See gruppieren sich die Gemeinschaftsräume um den herrschaftlichen Eingangsbereich im Erdgeschoss. Ansonsten ähneln die Erzählungen derjenigen aus dem aufgewerteten Industriequartier: Benannt werden Ess-, Medien- und Musikzimmer. Und auch in den Hausgemeinschaften bleibt das Prinzip dasselbe: Die gemeinsamen Räume gruppieren sich um den Eingangsbereich. Immer dabei ist ein Esszimmer mit Grossküche und ein Medienzimmer – mit Büchern, TV, Computer, manchmal auch ein Musikzimmer. In der Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt findet sich im Keller zusätzlich ein Kulturraum für Veranstaltungen.

Wie aber sieht es in den Esszimmern, Bibliotheken, Medien- und Musikzimmern aus? Wer bestimmt, was wo steht? Während in den Hausgemeinschaften oft Innenarchitekten die Einrichtung übernehmen und damit die Gemeinschaft entlasten, wird in der Wohngemeinschaft ebenso hierarchisch wie demokratisch über das gemeinsame Mobiliar bestimmt.

In der Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier beschreiben Therese Fischer, Kristina Schwab und Monika Bochsler verschiedene Einrichtungsstrategien. Es finden sich gemeinsam angeschaffte Möbel, solche, die extra für die Wohngemeinschaft hergestellt wurden, und andere, die erst provisorisch sind. Es ist eine Kombination aus schon Dagewesenem, Mitgebrachtem, neu Gekauftem, Ausgeliehenem, auf dem Flohmarkt Gefundenem, Assortiertem und Zusammengewürfeltem.

Rebecca Niederhauser: Von wo sind die Möbel in den Gemeinschaftsräumen? Wem gehören die?

Therese Fischer: In der Bibliothek wurde das Sofa gemeinsam gekauft, die Bücherregale wurden extra hergestellt. In der Küche haben wir Möbel vom Flohmarkt, so einen alten Küchentisch und altes Geschirr und einen Vorratsschrank. Und der Esszimmertisch gehört einer Mitbewohnerin. Den anderen hat mal ein Bewohner hier gelassen, weil der so super dazu passt. Das sind zwei Tische, die man auseinanderziehen und aneinanderschieben kann. Der Fernseher im Medienzimmer gehört allen, den haben wir miteinander gekauft.

Rebecca Niederhauser: Hast du das Gefühl, es gibt Leute in der WG, die die Verantwortung für die Einrichtung haben? Macht ihr das gemeinsam oder gibt es Einzelne, die das machen?

Therese Fischer: Hier haben wir sechs identische, neue Stühle. Die wurden ganz bewusst vor zwei Jahren gekauft. Die Architektin und die Künstlerin haben die gemeinsam gekauft. Die wussten genau, diese müssen es jetzt sein. Im Esszimmer haben wir bunt zusammengewürfelte Stühle. Vor einem halben Jahr sagte ich, dass mich das stört. Ich hätte gerne, dass wir einheitliche Stühle haben. Das hat dann für ziemlich viel Aufregung gesorgt. Aber unterdessen sind diese Stühle einheitlicher, nicht einheitlich. Wir haben auch das gleiche Konzept beim Geschirr. Also wir haben kein durchgestyltes Geschirr. Es kann sein, dass jeder zweite einen anderen Teller hat und ein anderes Glas. Das ist so in etwa das Konzept. Und da machte ich jetzt beispielsweise einen Kompromiss. Ich würde mir wünschen, dass wir einheitliches Geschirr haben. Aber das ist so ein Bereich, wo ich nicht gross diskutiere. Als die Gläser im Angebot waren, kaufte ich 20 davon. Einfach so. Sagte einfach, die seien im Angebot gewesen. Damit es etwas vereinheitlicht ist.

Während sich Therese Fischer erlauben kann, im Alleingang über neue Gläser zu bestimmen, müssen andere geschickt vorgehen, wollen sie sich an der Einrichtung der gemeinsamen Räume beteiligen. So kommen in der Verdichtung *Über Rollen und Hierarchien* der Ordnung *Mehr als zusammenwohnen* die dingspezifischen Hierarchien in der Wohngemeinschaft am See – trotz gegenteiliger Beteuerungen – beim Einzug von Johanna Karlsson deutlich zum Vorschein. Dass die Gemeinschaftsräume doch nicht allen gleichermassen gehören, dass das Gemeinsame Verhandlungs- und Deutungsangelegenheit bleibt und Konflikte in sich birgt, zeigt sich letztlich auch in den unterschiedlichen Nutzungsintensitäten. In der Wohngemeinschaft am See bleibt das Medienzimmer deshalb meist ungenutzt.

Rebecca Niederhauser: Welche Möbel werden in den Gemeinschaftsräumen am meisten genutzt?

Barbara Clarks: Der Esstisch und die Esstühle, da, wo wir essen. Und dann noch die Fernseher. Wir haben zwei. Einer davon steht im Gemeinschaftsraum. Drei von uns schauen ganz wenig fern. Und wenn, dann wird eben mal im Gemeinschaftsraum das Kanapee genutzt, um fern zu schauen. Aber dieser Tisch, der drin ist, der schön ist, da, wo du das Gespräch hattest, der wird ganz wenig genutzt. Wir dachten, dort machen wir dann Gesellschaftsspiele oder lesen die Zeitung. Aber jeder geht in sein Zimmer und liest seine Zeitung. Ich denke, wir brauchen das gar nicht so, weil wir wirklich wohnliche und schöne Zimmer haben.

Auch in der Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier bleiben die gemeinsamen Räume oft leer. Das hat auch Vorteile.

Therese Fischer: Die Bibliothek wird relativ selten genutzt. Das wird aber geschätzt an diesem Raum, dass er einfach frei ist. Also es ist im Prinzip ein ungenutzter Raum, der aber so etwas wie Freiheit und Offenheit schafft.

In der Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt bleibt der Salon, wie Hannah Bircher und Erich Huber das gemeinschaftliche Wohnzimmer nennen, mangels gemeinsamer Auseinandersetzung nicht nur ungenutzt, sondern gar unmöbliert.

Hannah Bircher: Das hier ist eben das Allgemeine mit Küche, Esszimmer und dem hier sagen wir Salon. Der ist etwas kümmerlich. Ich muss jeweils lachen, wenn ich vom Salon spreche. Wir sind uns nicht einig, wie wir ihn einrichten sollen.

Auch in der Hausgemeinschaft der grossen Baugenossenschaft bleiben die gemeinschaftlich genutzten Räume leer. Denn die Genossenschaft habe, so

erzählt es Peter Tanner, an den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner vorbeigeplant.

Rebecca Niederhauser: Hat die Baugenossenschaft dieses Konzept entwickelt oder hatten Sie hier auch Mitspracherecht, wie Sie sich die Gemeinschaft vorstellen?

Peter Tanner: Also die Baugenossenschaft stellte jedenfalls mal dieses Projekt auf die Beine. Machte also die Räumlichkeiten. Organisierte auch die Infrastruktur, eben diese Fitnessräume und so weiter. [...]

Die Sprudelbadewanne haben wir uns übrigens nicht gewünscht. Wir wären zufrieden gewesen mit einer ganz normalen Badewanne. [...] Wir haben eine Person von diesen 50, die diese benutzt. Und das ist sehr mager. Also man muss sich vorher schon überlegen, ob das dann praktisch ist. Es wäre praktisch gewesen, eine Badewanne für diejenigen, die keine haben, also die vielen Zweieinhalbzimmerwohnungen, die einfach nur eine Dusche haben. Und da gibt es schon Leute, die gerne mal eine Badewanne brauchen würden. Dafür war es eigentlich dann eben gedacht. Aber niemand möchte diese Arbeit auf sich nehmen. Und man hat auch niemanden gefunden, der dann das für alle macht. Also keine Lust.

Über gemeinsame Einrichtungen in Schiefelage berichtet die Verdichtung *Korrekturen* ebenso wie davon, was es mit den nicht genutzten Gemeinschaftsräumen auf sich hat. Die Nichtnutzung mag Indiz dafür sein, dass die Gemeinschaft weniger gemeinschaftlich ist, als dass sie erzählt wird. Das fragt sich auch die Verdichtung *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden* der Ordnung *Auszüge aus der Gemeinschaft*. Doch täuscht diese Interpretationslinie darüber hinweg, dass Bibliotheken und weitere Medienzimmer in ihrer Konzeption das Gemeinsame eher negieren, als dass sie es fördern. Das sind Räume, um zu lesen, um fern zu schauen, um allein zu sein. So sind dies vielleicht weniger gemeinschaftliche Räume als vielmehr Räume, die allen zur Nutzung offen stehen, wie die Fitness-, Werk- oder Wellnessräume der Hausgemeinschaften es sind. Oder aber sie sind nebst Vorräumen und Dachböden ein weiterer Stauraum in bildungsbürgerlich-repräsentativer Manier.

Kristina Schwab: Wir haben ja noch die gemeinsame Bibliothek, also den ruhigen Gemeinschaftsraum. Und dort haben wir relativ viele Bücher. Und das ist quasi eine Bibliothek, die aus allem zusammengefasst ist von uns. Wovon wir fanden, das sind Bücher, die alle interessieren könnten. [...] Also wenn jemand den gesamten Goethe reinstellen will, kommt das nicht infrage, weil der braucht zu viel Platz. Also man schaut ein bisschen, was ist interessant, was ist interessante Literatur, was sind interessante Bildbände und so.

Letztlich aber sagen leere Gemeinschaftsräume nur bedingt etwas über gemeinsame Wohnzeiten aus. Denn Begegnungen brauchen nicht per se einen Raum.

Rebecca Niederhauser: Wenn ihr euch trefft, wo trefft ihr euch? Gibt es da spezielle Orte im Haus, wo man zusammenkommt?

Johanna Karlsson: Beim Essen. Und sonst treffen wir uns im Flur. [...] Man trifft sich beim Essen, beim Morgenessen, beim Mittagessen, beim Nachtessen. Und ich muss sagen, das ist an sich genug. Da musst du, zusammen muss man sich nicht noch mehr treffen.

Dennoch: die Gemeinschaftsräume sind als Orte des Gemeinsamen – genutzt oder ungenutzt – Orte der Deutung und Verhandlung des Gemeinsamen. Und als solche sind sie Orte von Gewicht. Die persönlichen Zimmer und privaten Wohnungen aber sind Orte des Alleinseins. Damit geht es in der nächsten Verdichtung weiter.

Persönliche Zimmer und Wohnungen

Die persönlichen Zimmer der Wohngemeinschaften und privaten Wohnungen der Hausgemeinschaften sind nicht für Blicke von aussen gemacht. Sie sind privat. Sie haben einen Besitzer, eine Besitzerin. Die Tür ist für gewöhnlich zu, zumindest angelehnt, jedenfalls meist nicht offen. Beim Vorbeigehen lässt sich wenig erhaschen. Dennoch gewähren mir meine Gesprächspartnerinnen und -partner Einblicke – ausführlich erzählte oder flüchtige vom Türrahmen aus. Denn reinschauen ist manchmal erlaubt, betreten hingegen oft nicht. Das gilt auch für die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner von Kristina Schwab.

Rebecca Niederhauser: Weisst du, was die anderen machen, wenn du daheim bist? Sind die privaten Räume eher abgeschlossen oder sind die offen?

Kristina Schwab: Die privaten Räume sind von der Meinung her eindeutig privat. Das heisst, man läuft den andern nicht einfach ungefragt ins Zimmer rein. Aber sie sind nicht geschlossen. Dennoch ist es kein Allgemeingut. Also ich gehe nicht einfach zu jemand anderem ins Zimmer. Aus irgendeinem Grund, ich weiss jetzt nicht was. Also es ist eigentlich ganz klar privat. Das heisst, wenn man weiss, jemand ist drin und die Tür ist zu, so klopft man vielleicht. Es ist keine Tabuzone. Also man darf beieinander klopfen gehen. Und es ist auch klar, dass wenn jemand die Türe zu hat, dass es wahrscheinlich privater ist, als wenn ich in meinem Zimmer bin und die Türe offen lasse und alle reinschauen können und fragen, du, Kristina, ich

wollte dich dies und das fragen. Aber es ist ein klarer Unterschied. Dort ist dann eigentlich die Grenze. Und das wird auch respektiert.

Es sieht auch extrem anders aus in den Privatzimmern, im Vergleich zum Gemeinschaftsraum. Also im gemeinschaftlichen Bereich versuchen wir wirklich auch so einen gewissen Standard an Ordnung und quasi Neutralität von Ordnung im Raum zu halten, damit sich alle wohl fühlen. Und in den Privatzimmern wird wirklich gemacht, wie es einem passt. Die einen haben quasi perfekt aufgeräumt und andere haben eine riesige Unordnung. Und das geht wirklich niemanden etwas an.

Hört man Kristina Schwab zu, so begleitet ein eigenes Regelwerk das Private. Während in den gemeinsamen Räumen verhandelte Ordnung und Neutralität walten und Begegnung vorgesehen ist, gelten jenseits der Türschwelle zum Privaten andere Regeln: nicht übertreten, anklopfen, respektieren. Im räumlich gefügten Gemeinsamen von Nähe und Distanz übernehmen die je eigenen Zimmer den Part der räumlichen, dinglichen und zeitlichen Distanz. Barbara Clarks spricht von einem Rückzugsort, den es zu respektieren gelte.

Rebecca Niederhauser: Und wie habt ihr das mit euern Privaträumen? Kommen hier die anderen einfach rein oder sind das dann wirklich die Rückzugsorte, zu denen die anderen dann auch keinen Zutritt haben? Wie muss ich mir das vorstellen?

Barbara Clarks: Also ich meine, da sagen alle das Gleiche, es ist unser Rückzugsort, weil das braucht man schon. Und wenn ich jetzt zu jemandem gehe, dann klopfe ich zuerst und wenn der andere sagt, komm rein, dann ist gut, und wenn er sagt, du, jetzt nicht, ich bin gerade etwas am Schauen oder so, dann ist das völlig in Ordnung. Aber es ist privat. Also es geht nie jemand anderes zum anderen ins Zimmer, ohne dass es der Besitzer des Zimmers weiss.

Meine – wenn überhaupt – flüchtig erhaschten Einblicke gelten kaum als wissenschaftlich deklarierte Methode und tragen deshalb wenig zum Text bei. Monika Bochsler etwa lud mich zu sich in die Wohngemeinschaft ein und empfing mich dennoch vor dem Haus, um mit mir ins nahe gelegene Siedlungskaffee zu gehen. Das Hineinblicken bleibt also meist rein sprachlicher Art. Und als Räume der Intimität, als Rückzugsorte, als Zeit des Alleinseins bleiben die Zimmer manchmal aber auch in der Erzählung geschlossen.

Rebecca Niederhauser: Was haben Sie für eine Möblierung in Ihrem Zimmer?

Renate Walser: Das sehen Sie ja dann.

Rebecca Niederhauser: Das ist gut.

Renate Walser mag nicht erzählen, wie es bei ihr aussieht, weil ich es ja dann sehen würde. Gesehen habe ich ihr Zimmer dann doch nicht. Auch Kristina Schwabs Zimmer habe ich nicht gesehen. Erzählt hat sie hingegen detailliert über ihr multifunktionales Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer.

Rebecca Niederhauser: Was hast du alles in deinem Zimmer?

Kristina Schwab: Ich habe alles in meinem Zimmer, ausser meinem Schrank. Also konkret habe ich das Bett. Und ich habe ein grosses Bett, das braucht viel Platz. Ich habe meinen Schreibtisch, also einen Arbeitsplatz, um zu sitzen und zu telefonieren und Radio zu hören und irgendwas aufzuschreiben. Und ich habe noch ein Büchergestell im Zimmer, in dem ich einen Teil meiner Bücher habe, alle haben nicht Platz. [...] Dann habe ich noch einen Sessel zum Draufsitzen. Und das war es dann. Weil nicht mehr Platz drin hat.

Was ich nicht in meinem Zimmer habe, ist ein Schrank. Das ist ein grosser Nachteil für mich. Und diesen Schrank haben wir im Entrée draussen. Das ist mein Schrank, aber der ist so gross, dass wir ihn teilen. [...] Weil mehr als ein grosser Schrank hat nicht Platz und den muss man sich teilen. Und ich bin eine, die gerne alles im eigenen Zimmer hat. Ich lebe am liebsten in einem Raum mit allem. Sogar am liebsten Arbeiten und Wohnen miteinander. Also ich bin eine klassische Loftfigur. Einer meiner Träume ist ein Hausboot oder so. Einfach etwas, wo alles beieinander ist. Das kann auch auf kleinem Raum sein. Und die Werkzeugkiste würde auch noch in der Küche stehen und so. Das ist meine Idealvorstellung. Und ich merke immer, wenn ich aus meinem Zimmer raus muss zum Schrank, ein neues Oberteil oder die Socken holen gehen muss, dass mir das stinkt, wenn das nicht bei mir im Zimmer ist. Aber das ist eine Frage von Komfort. Also ich könnte sagen, ich will bei der nächsten Gelegenheit ein grösseres Zimmer. Das kostet aber mehr. Dann muss ich mir überlegen, du, ist es mir das wert, nur wegen diesem Luxus mehr zu zahlen. Und bis jetzt habe ich mir das verweigert. Ich finde, also das ist absolut machbar, dass ich eben raus muss, in eine Gemeinschaftsfläche und mir dort mein Zeugs holen gehen muss.

Während die einen lediglich ein Zimmer besitzen, haben andere zwei zur Verfügung. So auch Therese Fischer, die in ihrer Wohngemeinschaft als Einzige zwei Zimmer alleine bewohnt: Eines mit Loggia im Eingangsbereich und eines die Treppe hoch in der oberen Etage.

Rebecca Niederhauser: Und deine privaten Räume? Hast du diese irgendwie aufgeteilt von den Funktionen her?

Therese Fischer: Ich habe ein Schlafzimmer. Und ich habe ein Büro-, Wohn- und Gästezimmer kombiniert. [...] Im Schlafzimmer schlafe und lese ich. Also wenn ich

zum Beispiel früh ins Bett gehe, lese ich meistens noch lange. Und dort oben mache ich auch meine Yoga-Übungen am Morgen früh. Und sonst bin ich in diesem Zimmer. Also wenn ich eine Mittagspause oder so mache, bin ich hier. Sonst bin ich eigentlich meistens in diesem Zimmer. Also im Büro-, Wohn- und Gästezimmer.

Therese Fischer unterteilt ihre beiden privaten Zimmer in ein gänzlich privates Schlafzimmer und in ein halbprivates Wohn-, Gäste- und Arbeitszimmer. Das Schlafzimmer, das privat-intime, das ruhige und zurückgezogene Zimmer, darf auch ich nicht sehen. Damit das so bleibt, platziert Therese Fischer es oben, weit weg vom Ein- und Ausgehen der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, von den lauten, oft genutzten Gemeinschaftsräumen. Im multifunktionalen Wohn-, Gäste- und Arbeitszimmer hingegen empfängt sie ihre Gäste.

In der Wohngemeinschaft am See gehören allen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern zwei Zimmer. Auch hier findet sich eine architektonische Entsprechung entlang des Intimitätsgrades: Während die halbprivaten Wohnzimmer im Erdgeschoss neben den Gemeinschaftsräumen eingerichtet sind, befinden sich die Schlafzimmer im Obergeschoss. Klaus Ritters Beschreibung ähnelt jener von Theres Fischer.

Rebecca Niederhauser: Wie hast du deine Zimmer aufgeteilt? Haben die auch verschiedene Funktionen?

Klaus Ritter: Das eine Zimmer ist das Schlaf- und Arbeitszimmer. Das Arbeitszimmer hat einen Schreibtisch drin, hat einen PC drin. Da mache ich diese Arbeiten, so etwas administrativ, was ich für mich brauche. Und das andere ist ein Wohnzimmer. Also eine Stube. Wo ich auch Gäste habe, wo ich Gäste bewirten kann.

Ganz ähnlich oder zumindest vergleichbar sieht es auch in den Hausgemeinschaften aus. Susanne Maihofer, Hannah Bircher, Erich Huber, Peter Tanner und Myrta Zimmermann wohnen alleine in einer Ein- oder Zweizimmerwohnung oder teilen sich mit ihren Partnerinnen und Partnern eine Dreizimmerwohnung. Grösser sind die Wohnungen der Hausgemeinschaften nicht. Susanne Maihofer erklärt warum.

Susanne Maihofer: Und wir wollten eben kleine Wohnungen. Weil wenn ich eine grosse Wohnung, als Einzelperson eine Viereinhalbzimmerwohnung habe, dann brauche ich keine Gemeinschaftsräume. Dann ist alles schon abgedeckt. Ich brauche kein Gästezimmer, ich brauche keinen Nähraum, Fitness brauche ich auch nicht. Dann kann ich irgendwo wohnen.

An der privaten Multifunktionalität und dem Verhältnis zu den Gemeinschaftsräumen ändert sich also wenig – wenn auch die privaten Räume der Hausgemeinschaften statt einer Zimmer- eine Wohnungstür haben und Küche und Bad miteinschliessen.

Erich Huber: Das haben wir uns von Anfang an gefragt, auf was kann ich verzichten, auf was kann ich nicht verzichten? Das war ein ganz wichtiges Thema, wie viel Raum brauche ich für mich. Und da hat sich doch rausgestellt, dass man eine gewisse Rückzugsmöglichkeit haben möchte, die relativ klein sein kann, wo man sich aber zurückziehen kann von der Gemeinschaft, dass man nicht gesotten und gebacken immer alles zusammen haben muss und dass man zusammen das gleiche Bad benutzen muss, die gleiche Küche und so. [...] Es ist keine Wohngemeinschaft, sondern eine Hausgemeinschaft. Wir haben zusammen ein Haus, wo wir unsere einzelnen Wohnungen haben, wo wir aber Sachen, auch Räume, gemeinsam nutzen.

Ob als Wohnung oder als Zimmer, ob auf zwei Zimmer verteilt oder in einem vereint: Die bürgerliche Wohndreiheit von Wohnen/Arbeiten/Schlafen findet sich auch in den persönlichen Zimmern und privaten Wohnungen der Haus- und Wohngemeinschaften, wenn auch in numerisch entsprechend multifunktionaler Zusammenlegung. Besitzen die Gesprächspartnerinnen und -partner also eine Mehrzimmerwohnung in der Hausgemeinschaft oder zwei private Zimmer in der Wohngemeinschaft, unterteilen sie diese in einen gänzlich privat-intimen und einen halböffentlichen Raum: Schlafzimmer und Wohnzimmer. Wobei zu einem der beiden jeweils ein Arbeitsbereich gehört. Besitzen sie hingegen nur eine Einzimmerwohnung respektive ein privates Zimmer, so ist dieses dreifach multifunktional.

Was aber machen die Gesprächspartnerinnen und -partner hinter verschlossenen Türen? Wie sehen die privaten Zimmer denn nun aus? Welche Möbel stehen darin? Welche Bilder hängen an der Wand? Kristina Schwab spricht von riesiger Unordnung, aber auch von perfekt aufgeräumten Räumen. Es sei eine persönliche Angelegenheit, wie es in den Zimmern aussehe.

Während die einen unaufgeregt entlang funktionaler Kriterien erzählen, nutzen andere ihre Einrichtung zur Selbstnarration. Kristina Schwab etwa sagt von sich, sie sei eine klassische Loftfigur und schreibt sich damit kreative Urbanität zu. Therese Fischers Zimmer hingegen sind reduktionistisch und nachhaltig, wie es auch andere ihrer Gesprächsmomente zum Ausdruck bringen.

Therese Fischer: Also ich habe ein sogenanntes Tennisballbett. Also das hat ein Freund von mir gezeichnet und dann haben wir das bei einem Schreiner machen

lassen. [...] Dann habe ich einen Schrank aus Naturholz, also aus so speziellem Holz, in der Schweiz hergestellt. Und ein Bücherregal an der Wand. Im anderen Zimmer habe ich ein Büchergestell, das die Daniela gemacht hat. Das ist eine Frau, die hier wohnt. Sie ist diese Künstlerin, die aber auch so eine schreinerische Ader hat. Ich habe einen Holztisch und ein Sofa, das ich mir machen liess. Und Korbstühle, also so funktionale Esstischstühle. [...] Aber eben, ganz bewusst eigentlich die Reduktion. Ich bin aber nicht bei meinem Ziel angelangt, mit der Reduktion. Also ich finde, das möchte ich dann mal noch können, in einem Zimmer zu wohnen. Und das so einrichten. Also das Gefühl haben, ich kann in einem Zimmer wohnen. Das könnte ich im Moment nicht. Also ich brauche diese Möglichkeit, aus dem Zimmer ins andere Zimmer zu gehen. Ich brauche das. [...]

Rebecca Niederhauser: Würdest du sagen, diese Reduktion ist vielleicht eine Möglichkeit, deinen Einrichtungsstil, oder das, was dir wichtig ist beim Einrichten, zu beschreiben? Kann man das so sagen, oder gibt es da noch andere Gesichtspunkte, die dir wichtig sind? Auf was schaust du beim Einrichten?

Therese Fischer: Es ist so eine Mischung aus Funktionalität und Ästhetik. Zweckmässig muss es sein.

Rebecca Niederhauser: Hast du das Gefühl, du hast einen Einrichtungsstil?

Therese Fischer: [...] Ich habe sicher einen Stil. Es muss Natur sein, Naturholz. Es muss gesund sein, es darf nicht ausbeuterisch sein. [...] Das ist für mich ganz wichtig, dass es Natur ist. Und fair. Lokal, Natur, fair. Das ist mein Einrichtungsstil.

In diesem Gesprächsausschnitt werden Therese Fischers zusammenfassende Worte, ihr Einrichtungsstil müsse zweckmässig sein, er sei eine Mischung aus Funktionalität und Ästhetik, selbst zur bedeutsamen Selbstnarration. Eine andere Qualität der Bedeutungsaufladung erhalten einzelne Möbelstücke in Erika Meyers Erzählung, die Ausgewähltes symbolisch auflädt.

Rebecca Niederhauser: Für welche Möbel haben Sie sich am Schluss entschieden? [...]

Erika Meyer: Also ich habe einen Schrank mitgenommen, einen antiken Schrank, den ich geerbt habe. Dann habe ich den Tisch mitgenommen und die Stühle. Den habe ich inzwischen aber auf den Dachboden gestellt, weil ich gefunden habe, jetzt will ich mal noch einen anderen Tisch, nicht mehr immer nur den Familientisch. Und dann habe ich noch ein Kästchen mitgenommen. Ein Bett habe ich mitgenommen, aber ein anderes, als ich früher hatte. Den Computer. Den Schreibtisch. Büchergestelle. Einen alten Sessel, den natürlich. Und Stühle.

Erika Meyer nimmt den Familientisch zwar in die Wohngemeinschaft mit, entscheidet sich aber nach dem Einzugs für einen neuen Tisch. Zudem entscheidet

sie sich gegen das Ehebett und sucht sich stattdessen ein neues aus. Mit der bewussten Auswahl neuer Möbelstücke, respektive dem Entscheid gegen die mit Bedeutung aufgeladene Familien- und Eheeinrichtung, markiert sie den Beginn eines neuen Lebensabschnitts.

So sieht es also in den persönlichen Zimmern aus. Doch was machen die Bewohnerinnen und Bewohner darin? Und wann verbringen sie alleine in ihren Zimmern Zeit? Wie geht es ihnen alleine? Wohin schweifen ihre Gedanken?

Kristina Schwab: Was die anderen machen, hast du noch gefragt. Ich bin selten bei jemandem einfach so im Zimmer. Wenn jemand hier ist, dann trifft man sich meistens in einem Gemeinschaftsraum, dann findet die Begegnung meistens in einer der Gemeinschaftsflächen statt. Aber ich weiss natürlich mittlerweile, weil ich die Leute gut kenne, jetzt über acht, neun Jahre, ich weiss etwa, wann jemand hier ist, was sie machen. [...] Aber das ist eher vom Kennen her, von den Menschen her. Und eigentlich wirklich wissen, was im Privatraum läuft, weiss ich so eigentlich nicht. Ich habe eine Vorstellung, weil ich die Menschen kenne. Und wenn wir uns begegnen, dann geht man automatisch in die gemeinsame Zone.

Jenseits der funktionalen Zuweisungen – Schlafen, Büroarbeiten, Yoga, Lesen und mehr – bleiben die Türen der persönlichen Zimmer – tatsächlich oder sinnbildlich – geschlossen. Das Private gehört nicht zur Narration des Gemeinsamen. Das Forschungsgespräch stösst an seine Grenzen. So wissen auch die Bewohnerinnen und Bewohner unter sich nicht, was die anderen in ihren Zimmern machen, wenn sie auch eine Vorstellung davon haben. An ihre Grenzen kommen auch die gemeinsamen Architekturen. Wo es Korrekturen bedarf, wo das Raumgefüge zwischen Nähe und Distanz in Schiefelage gerät, wo Dinge stören und Zeiten verschwinden, davon berichtet die folgende Verdichtung.

Korrekturen

Die leer stehenden Gemeinschaftsräume lassen es bereits erahnen, mit den Architekturen des Gemeinsamen steht nicht alles zum Besten. Räume, Dinge und Zeiten vermögen den Anforderungen zwischen Nähe und Distanz nicht standzuhalten. Während persönliche Befindlichkeiten und Vorlieben, wie diejenige von Therese Fischer, die sich in der Verdichtung *Gemeinsame Räume* einheitliches Geschirr wünscht, Einblicke in die Hierarchien der Gemeinschaft gewähren und Kompromisse einzelner einfordern, fallen infrastrukturelle, bauliche und lagebedingte Schieflagen schon schwerer ins Gewicht. Korrekturen sind hier, wenn überhaupt, nur mehr bedingt möglich.

Auch in der Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier gibt es – trotz bereits in der Bauphase als Wohngemeinschaft konzipiert – durchaus Verbesserungspotenzial. Was dabei rauskommt, wenn die Gemeinschaft mitbaut und wo dennoch nicht alles im Lot ist, zeigt sich in der Forderung nach professionellen Küchen oder dem Rückbau der kontrollierten Lüftung.

Kristina Schwab: Wichtig ist natürlich auch die ganze Infrastruktur für so viele Leute. Das heisst beispielsweise eine entsprechende Küche. Diese Küche, die wir haben, ist ok, aber nicht optimal. Also wir haben zum Beispiel einen ganz normalen Kochherd drin, normale Kochplatten mit normalen Plattengrössen. Und wenn wir für viele kochen, dann sind die Töpfe grösser als die Kochplatten. Wir müssten eigentlich schon eine Art Gastroherd haben oder irgendetwas dazwischen. Das ist jetzt auch so ein Erfahrungswert. Wenn ich jemandem einen Tipp geben könnte, würde ich sagen, pass auf bei der Küche, mach einen professionelleren Kochherd rein als was man normalerweise für einen Normalhaushalt hat. Aber das ist eigentlich nicht wirklich elementar. Das könnte man verbessern. Aber wir kommen mit unserer Küche gut zurecht. [...]

Wir haben dank ökologischer Bauweise Minergiestandard, was ich begrüsse. Dadurch haben wir aber auch eine kontrollierte Lüftung, was ein Nachteil ist. Es muss immer ein schwacher Luftstrom zirkulieren können. Also irgendwo in den Zimmern und im Gemeinschaftsraum kommt Luft rein und abgesogen wird sie an den neuralgischen Punkten, also in Küche und Bad. Und das verursacht einen trägen Luftstrom, der immer fliesst, der aber nicht spürbar ist. Aber dadurch muss man eigentlich alles irgendwie offen halten. Das heisst, die Türen der Privatzimmer haben einen Schlitz, damit die Luft rein und raus kann. [...] Die Luft muss durchkommen. Das ist ein Nachteil, finde ich. Die exponierten Zimmer, die direkt an die grosse Küche anschliessen, haben immer einen bestimmten Lärmpegel im Zimmer. Oder der Lärm kommt aus dem Zimmer raus, man hat nicht das Gefühl, dass man wirklich für sich ist. Und das hat mit dieser Lüftungsart zu tun.

Während mit den Mängeln der zu kleinen Kücheninfrastruktur hantiert wird, ist der durch den Minergiestandard verursachte Lärmpegel für die Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier nicht tragbar. Das durch die Gemeinschaftsküche am heftigsten davon betroffene Zimmer wurde kurzerhand zum geteilten Arbeitsraum umfunktioniert.

Therese Fischer: Und dann haben wir in der Etage, in der die grosse Küche ist, in der also am meisten Betrieb ist, dieses Zimmer, bei dem man gemerkt hat, da drin kann man nicht wohnen. Diese Person würde einfach permanent gestört von den Leuten, die früh aufstehen und spät heimkommen. Und darum richteten sie dann

zu dritt ein Büro darin ein. Das ist nun kein Zimmer mehr zum Schlafen, sondern ein Büro. Das ist sehr wichtig, es muss Raum geben, der ungestört ist. Und das ist da halt nicht der Fall.

Die anderen, erheblich schwerer wiegenden Korrekturen aber beziehen sich auf das Raumgefüge, korrigieren das Verhältnis von privaten Zimmern und gemeinsamen Räumen. Denn pragmatische Kompromisse vermögen Schief lagen im Raumgefüge nur sehr bedingt zu korrigieren. Ihnen gebührt deshalb besondere Aufmerksamkeit. Denn einmal gebaut, ist an den Grundrissen meist kaum mehr etwas zu verändern.

Kristina Schwab: Aus der Erfahrung, die ich mit diesem Wohnungsgrundriss in dieser WG habe, kann ich sagen, dass sich die Planung über drei Stockwerke hinweg als sehr gut herausgestellt hat. [...] Das ist von Vorteil. Beispielsweise lärmtechnisch. Weil sich auf jeder Etage eigentlich die Kleinfamilie wiederholt. Also wir haben maximal drei Personen auf einer Etage. Und die teilen auch ein Badezimmer miteinander. Also beispielsweise Probleme, wie dasjenige, dass das Bad am Morgen immer überfüllt ist, gibt es gar nicht, weil maximal drei Personen sich mit einem Bad arrangieren müssen. Jetzt auch in Sachen Hygiene oder Ordnung, Unordnung. Das sind nicht zwölf, die sich einigen müssen. Das muss man in der Küche, aber im Bad nicht. Da arrangieren sich drei miteinander, welchen Standard sie haben möchten und putzen und unterhalten das auch selber. Ich finde, das ist ein Vorteil dieser Architektur, dass nicht alles auf einer Ebene ist, sondern auf verschiedene Ebenen verteilt.

Was weniger gut ist, das ist die Zimmergrösse. Ich würde das nächste Mal, wenn ich Einfluss nehmen könnte oder etwas aussuchen könnte, grössere Zimmer machen und weniger Gemeinschaftsfläche. Diese Mischung braucht es auf alle Fälle. Man darf die Gemeinschaftsfläche nicht abschaffen. Aber etwas mehr Privatraum müsste man schaffen. Wir sind dort alle irgendwie am Anschlag. Also wirklich den Zimmern mehr zugestehen. [...]

Das ist ein Erfahrungswert, das konnte man nicht von Anfang an wissen oder sehen, wir haben zu viel gemeinsame Fläche gegenüber der privaten Fläche. Weil die gemeinsame Fläche teilweise gar nicht so genutzt wird. Also wenn alle für sich einen Quadratmeter mehr im Zimmer hätten und dafür weniger Gemeinschaftsfläche, wäre es wahrscheinlich optimal.

Was sich bereits beim mangelnden Platz für den Kleiderschrank im Zimmer abzeichnet, wird hier deutlich: Die je eigenen Zimmer sind zu klein geraten, während der Gemeinschaftsfläche in der Planung zu viel Raum zugestanden wurde. Das Bedürfnis nach mehr privatem Raum entspricht auch der in der Ver-

dichtung *Gemeinsame Räume* beschriebenen Nutzung der gemeinschaftlichen Räume, die im Vergleich zu den Privaträumen weniger benutzt werden. Einen ganz anderen unerfüllbaren Wunsch hat Therese Fischer.

Therese Fischer: Ich hätte gerne, dass dieses Haus an einem anderen Ort steht. Also ich habe Umgebungswünsche. Also geht das in diese Kategorie rein? Ich habe Umgebungswünsche. Also ich hätte nach wie vor Bedarf, dass dieses Haus an einem anderen Ort steht. Auch wenn ich die Schönheiten dieser Lage auch entdeckt habe. [...] Aber ich wünschte mir mehr Natur rund ums Haus. Also wir sind in einer Industriebrache. Und diese Natur lässt sich nicht herzaubern. Das ist mein Wohnwunsch.

Nicht nur die Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier sieht Verbesserungspotenzial im Missverhältnis von privaten Zimmern und gemeinsamen Räumen. Doch die Wortmeldungen zu raumplanerischen Irrtümern und infrastrukturellen Ungereimtheiten beschränken sich zumeist auf die Gemeinschaftsräume und erschöpfen sich in pragmatischer Nichtnutzung, wie sie Thema ist in der Verdichtung *Gemeinsame Räume*: Bibliothek, Medienraum und Badewanne bleiben zumeist leer. Hinzu kommt, dass, wer bestehende Bausubstanz gemeinschaftlich umnutzt, notgedrungen mit und in dem Gemäuer wohnen muss. Ausgewählt wird darum sorgfältig und bedacht, wie die Verdichtung *Ökonomisch-Ökologisches* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft* beschreibt.

Dass auf meine Frage, ob die Gesprächspartnerinnen und -partner Wünsche an das je eigene Wohnen hätten, kaum je eine kritische Antwort folgt, lässt mich stutzen. Übersetzt sich die Kritik an der Architektur des Gemeinsamen auch in eine Kritik am Gemeinsamen und damit am je Eigenen? Es gehört nicht zum guten Ton, über das eigene Projekt zu schimpfen, es schwärzt Mitbewohnerinnen und Mitbewohner an, die an der Konzeption beteiligt waren, lässt an der eigenen Entscheidung zweifeln und kratzt letztlich an der persönlichen Glaubwürdigkeit. Das Forschungsgespräch stösst hier mitunter ein weiteres Mal an seine Grenzen. Warum aber ausgerechnet die von langer Hand geplante Wohngemeinschaft im aufgewerteten Industriequartier Kritik übt, muss mit ihrer Sonderstellung als bauplanerisches Versuchsobjekt erklärt werden. Denn Rückmeldungen architektonischer Art sind hier seit Jahren alltäglich.

Wie hoch die Dunkelziffer an fehlendem Wohnraum gescheiterter Projekte ist und ob dieser aufgrund mächtiger Ignoranz oder wegen geringer Nachfrage fehlt, bleibt notgedrungen Spekulation. Doch so oder so, so viel ist sicher: Wohnraum für gemeinschaftliches Wohnen fehlt meist. Umso drängender erscheint es, in der Planung neuen Wohnraums bedacht vorzugehen und die

künftigen Bewohnerinnen und Bewohner abzuholen. Es gilt, Deutungen und Verhandlungen des Gemeinsamen in die Räume zu übersetzen.

Therese Fischer: Also geeigneten Wohnraum zu finden, ist schwierig, aber man kann sich in die Planung einschalten. Also dieses Haus ist so geplant worden, dass darin Wohngemeinschaften leben sollen. Und man hat in Zusammenarbeit mit den Leuten, die hier wohnen werden, diese Wohnungen entworfen. Und ist dann auf dieses Modell gekommen. Also wir haben sehr viel gemeinsamen Wohnraum, also sehr viel Offenheit und gleichzeitig abschliessbare Zimmer. Es ist aber noch nicht ideal. Also man kann nicht sagen, es ist jetzt eine ideale Form. [...] Man muss es in der Planung berücksichtigen. Und dann ist es einfacher, eine Wohngemeinschaft zu gründen, wenn bereits der Wohnraum entsprechend konzipiert wurde.

Was aber geschieht, wenn die ungünstigen räumlichen Verhältnisse nicht zu korrigieren sind oder wenn die Räume gar fehlen, damit geht es in der folgenden Ordnung weiter.

Auszüge aus der Gemeinschaft

In den Haus- und Wohngemeinschaften wird nicht nur ein-, sondern ebenso ausgezogen. Während die einen ihre Koffer packen, spielt sich bei anderen der Auszug lediglich im Kopf oder in der Zukunft ab. Was also, wenn dem «Toll» ein «Aber» folgt? Was, wenn die mediale Aufmerksamkeit wenig Interesse an den tatsächlichen Wohnalltagen hat? Und was, wenn die Narration der Haus- und Wohngemeinschaften nur im Kopf stattfindet? Was, wenn Überdruß an der Alternative aufkommt? Was, wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner zurück ins Herkömmliche ziehen? Was, wenn nach dem Streit keine Versöhnung mehr folgt? Was, wenn niemand mehr einziehen möchte? Und was, wenn die Gemeinschaft keine Pflegedienste übernimmt? Darüber sprechen die Verdichtungen dieser Ordnung.

Dass Claudia Nowak sich für eine Kopfgemeinschaft entscheidet, ist nicht zufällig, sondern der Haus- und Wohngemeinschaft als Narration geschuldet. Denn dem Einzug in die Gemeinschaft haftet immer auch das Attribut des Speziellen, des Exotischen, oder wie es in diesem Kontext häufig genannt wird, des Alternativen, des Neuen an. Damit entsteht – zumindest narrativ – zwangsläufig immer auch eine Nähe zu den Kommunen reformerischen Wohnens. Denn aus den gemeinschaftlichen Wohnweisen gesellschaftlicher Kritik entwickeln sich Parameter, die auch in den Altersgemeinschaften zu finden sind und die Altersgemeinschaften in den Kontext reformerischen Wohnens stellen: Meine

Gesprächspartnerinnen und -partner distanzieren sich von der bürgerlichen Kleinfamilie und tradierten Geschlechterrollen, erzählen von anthroposophischen Kommunen, Gross-WGs, gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, dem Aufweichen von Privatbesitz, Genossenschaften, Selbstversorgung, Nachhaltigkeit oder von der Aufhebung der Trennung von Wohnen und Arbeiten. Die erzählten Altersgemeinschaften rücken damit in die Nähe reformerischen Wohnens, dessen Geschichte bis zur Lebensreform des 19. Jahrhunderts zurückreicht und in den Kommunen der 1970er-Jahre ihren semiotischen Höhepunkt erreichte. Diese Bedeutsamkeiten hallen in den Erzählungen nach, wenn sich darin auch mitunter erstaunlich wenig Politisches findet.

Viele tun es Claudia Nowak deshalb gleich. Ob sie aber letztlich tatsächlich in eine Hausgemeinschaft einziehen, wird sich zeigen. Denn die meisten, so erzählen es die Gesprächspartnerinnen und -partner, finden es toll und hängen sogleich ein Aber an. Tatsächlich einziehen tun also die wenigsten. Die Einzüge bleiben dabei Ausnahme – trotz medialer Aufmerksamkeit, beliebtem Gesprächsthema und unzähligen Kopfgemeinschaften. Von den Vor- und Nachteilen medialen Settings sowie von freundschaftlichen Bekundungen und Abweisungen handelt deshalb die Verdichtung *Toll, aber ... Vom Ausbleiben der Einzüge*, die der Ernüchterung nach der ersten Begeisterung nachgeht und damit vom Ausziehen aus den Kopfgemeinschaften erzählt.

Aber auch diejenigen, die einziehen möchten oder gar schon eingezogen sind, stehen manchmal vor einem ebensolchen Aber. Sich streiten ist deshalb in Claudia Nowaks Kopfgemeinschaft mitbedacht. Sofern es produktiv und kompromissbereit vonstatten geht. Sie spricht von Auseinandersetzungen, vom Sichzusammenraufen, vom Aufeinanderprallen und von Zugeständnissen. Dass das Gleichgewicht stets fragil ist, dessen ist sich Claudia Nowak bewusst, wenn sie dazu tendiert, mit Bekannten zusammenzuziehen, wenn sie mitbedenkt, dass kleine alltägliche Dinge stören, dass ein gemeinsamer Level nicht durch Organisation und Begegnungszeit alleine zu erreichen ist. All das deutet darauf hin, dass in ihrer Vorstellung auch Auszüge aus der Gemeinschaft vorkommen. Dass sie nicht darüber spricht, hat gute Gründe. Warum die Gesprächspartnerinnen und -partner sich scheuen, von Streit und Gemeinschaftsüberdross zu reden, und die erzählten Auszüge deshalb Ausnahme bleiben und was passiert, wenn die Gesprächspartnerinnen und -partner dennoch im Gespräch schimpfen, davon handelt die Verdichtung *Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden*. Denn in den Haus- und Wohngemeinschaften ist längst nicht alles im Lot, auch wenn die Erzählungen einen das meist glauben lassen möchten.

Wenn Claudia Nowak schliesslich davon spricht, dass die Übernahme allfälliger Pflege für die Gemeinschaft nicht tragbar sei, man sich damit übernehmen würde und stattdessen externe Pflegedienste hinzugezogen werden müssten, so lässt sie

die Zukunft der Hausgemeinschaften offen. Man sei ja dann auch alt und möge vielleicht gar nicht mehr so, meint sie. Über die eigene Zukunft in den Haus- und Wohngemeinschaften, aber auch über die Zukunft der Gemeinschaften an sich, berichtet die Verdichtung *Wohnen auf Zeit? – Blicke in die Zukunft*, in der ich meine Gesprächspartnerinnen und -partner in die Zukunft – die eigene und diejenige der Haus- und Wohngemeinschaften – blicken lasse. Denn glauben die einen an die Gemeinschaft, sind andere skeptisch. So unterschiedlich sich die Zukunftsvisionen gemeinschaftlicher Wohnformen gestalten, so divers müssen auch die Wohnalltage künftig gedacht werden.

Diese Ordnung spricht also entlang von drei Verdichtungen von Auszügen verschiedener Qualität: tatsächlichen und solchen im Kopf, freiwilligen und unfreiwilligen, jetzigen und zukünftigen.

Toll, aber ... Vom Ausbleiben der Einzüge

Die Bedeutungszuschreibungen gemeinschaftlichen Wohnens im Alter ergeben sich aus dessen bewegter Geschichte. Aus der einstigen Kritik der Wohngemeinschaften an der bürgerlichen Gesellschaft ist die Kritik am herkömmlichen Altern geworden. In den Haus- und Wohngemeinschaften deuten und verhandeln die Gesprächspartnerinnen und -partner das Alter und Altern neu. Gemeinschaftlich Wohnen im Alter – das ist aber auch neu und innovativ, das weckt Abenteuerlust, voyeuristische Neugierde, romantische Sehnsüchte und utopische Träumereien. Das gelüstet nach mehr und zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Zumindest aus der Distanz, zumindest für einen kurzen Moment. Denn tatsächlich einziehen tun die wenigsten. So ist und bleibt das Pionierdasein bei aller Romanze immer auch eine einsame Sache. Alle wollen also wissen, wie das geht, gemeinsam zu wohnen. Alle wollen in die Wohnzimmer blicken. Doch niemand will das Badezimmer teilen, niemand will für die anderen kochen. Niemand will einziehen. Das hat aber auch Konsequenzen von öffentlicher und privater Qualität und zieht Verantwortlichkeiten mit sich. Der Umgang mit den Medien will geübt sein.

Für ihre Wohngemeinschaft würden sich viele interessieren, meint Erika Meyer, wenn sie von einem medialen Boom spricht, der auf den demografischen Zug aufspringt. Doch einziehen würde letztlich doch niemand wollen. Zumindest gegenwärtig.

Rebecca Niederhauser: Wie erleben Sie das, diese Medienberichterstattung auf der einen Seite und auf der anderen Seite jetzt auch die Wissenschaft, die sich für Sie interessiert?

Erika Meyer: Das weiss ich gar nicht, dass sich die Wissenschaft so interessiert. Also ich denke, es war so ein Boom, da berichteten plötzlich alle über alternatives Wohnen. [...] Ich glaube, es ist ein Thema, das in der Luft liegt. Wohnen im Alter. Weil einfach diese Alterswelle auf unsere Gesellschaft zukommt.

Einmal in den Fokus gesellschaftlichen Interesses gelangt, werden die Gesprächspartnerinnen und -partner zu medialen Spielbällen. Während sie selbst ihre mediale Präsenz als Vermittlungsmandat verstehen, befriedigen die Kameras lieber die voyeuristischen Blicke. Das macht die Gesprächspartnerinnen und -partner vorsichtiger und mir die Arbeit schwerer. Umgekehrt tun die Medien den Haus- und Wohngemeinschaften mit ihren Beiträgen auch immer einen Gefallen – neue Mitbewohnerinnen und Mitbewohner finden sich so oft fast von selbst, wie in der Verdichtung *Aushänge, Vorstellungsgespräche und Probe-wochen* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft* beschrieben.

Rebecca Niederhauser: Also ich finde es schwierig, damit umzugehen, mit dieser Mediengeschichte. [...] Ich bin nicht sicher, worum es hier eigentlich geht.

Kristina Schwab: [...] Also wenn solche Anfragen kommen, überprüfen wir, was der Hintergrund ist. Gibt das irgendein schlaues Produkt? [...] Also beim Fernsehen habe ich gesagt, könnt ihr vergessen, das gibt nichts Schlaues. Nicht, wenn jemand zwei Stunden in eine WG kommt und nachher einen Bericht macht. Du kannst dieses Spektrum gar nicht erfassen, das muss per se scheitern. [...] Und in Bezug auf die Medienpräsenz ist es eigentlich so, dass wir eher etwas kritisch sind und schauen, was gibt es. [...] Und es geht schon um diesen Punkt, also dass wir eigentlich auch nicht daran interessiert sind, in einer Freakshow mitzumachen, dass wir das überhaupt nicht interessant finden.

Auf der anderen Seite finden wir es aber natürlich auch gut, wenn das porträtiert wird. Von daher sind wir uns auch bewusst, man muss das auch irgendwie kommunizieren. Und am richtigen Ort soll man mithelfen, das Ganze an ein Publikum zu bringen, in die Medien zu bringen. Seriöse Bestrebungen für andere Wohnformen zu fördern oder solche Wohnformen fürs Alter zu etablieren und so. Das finde ich ganz wichtig. Und von daher muss man einen Kompromiss finden, wo zeigt man sich, wo stellt man sich auch etwas dar und wo sagt man nein, Danke schön.

Medial also machen die Gesprächspartnerinnen und -partner positive wie negative Erfahrungen. Sich selbst als Pionierinnen und Pioniere verstehend, glauben sie, mit ihrem medialen Engagement Aufklärungsarbeit in punkto alternatives Wohnen zu leisten. Dem steht die Interpretation der Kameras gegenüber, die die Gesprächspartnerinnen und -partner als romantische Utopisten einfängt und

damit die Haus- und Wohngemeinschaften zum Boulevard macht. Das hat die Gesprächspartnerinnen und -partner medienkritisch gestimmt. Nur mehr wer ein Konzept vorweisen kann, wer fundiert und seriös vorzugehen scheint, wird hereingebeten, um ihn von ihrer Wohnform wissen zu lassen. Das bekomme auch ich zu spüren. Während die einen eine detaillierte Projektskizze von mir verlangen, lehnen andere ab mit der Begründung, das Thema sei gesättigt, und wieder andere antworten mir schon gar nicht mehr. Johanna Karlsson teilt diese Meinung nicht.

Rebecca Niederhauser: Wie nimmst du das wahr, wie wird in den Medien über die WG gesprochen? Nimmst du das überhaupt wahr?

Johanna Karlsson: Jaja, das nehme ich schon wahr. Wenn so etwas steht, lese ich es immer. Aber es sind immer so mehr oder weniger die gleichen Berichte. [...] Aber etwas Neues lese ich nicht. Aber ich finde es eigentlich noch ganz gut, dass sie überhaupt berichten. [...] Den Rummel hier habe ich nicht miterlebt. Also Rummel, ja, das gab jedenfalls noch zu tun. Aber sie machen es hier gerne und ich auch. Weil ich finde, das muss an die Öffentlichkeit. Es wissen viel zu wenig Leute, dass man so auch leben kann. Aber andererseits ist es dann schon wieder ein bisschen dämpfend, wenn du diese vielen Leute, denen du es erzählst, alle sagen, schön, aber nicht für mich. Aber dann wissen sie es wenigstens.

Es ist den Pionierinnen und Pionieren eigen, dass sie ihrer Zeit voraus sind. Welche Zukunftsprognosen sie sich selbst geben, lesen Sie in der Verdichtung *Wohnen auf Zeit? – Blicke in die Zukunft*. Die mediale Aufmerksamkeit und das Avantgardistische schmeicheln Johanna Karlsson. Doch das «Aber» in den Erzählungen der anderen über sie selbst stimmt sie auch nachdenklich. Ihre Freundinnen und Freunde kommen nicht gerne zu Besuch. Und wenn sie von der Wohngemeinschaft erzählt, interessiert sich niemand dafür.

Johanna Karlsson: Von meinen Freunden will niemand in eine WG. Das ist allen zu nahe. [...] Jeder will eine eigene Küche, will ein eigenes Bad. [...] Und meine Freunde, sie mögen mir das alle von Herzen gönnen, aber sie kommen selten zu Besuch, weil dann müssen sie mit allen umgehen. Und das ist auch ein Faktor, mein Besuch kommt nicht ganz so gerne. Ich gehe immer zu ihnen. [...]

Rebecca Niederhauser: Also nimmst du von der Gesellschaft, also von aussen her wahr, dass es Konventionen gibt, wie man wohnen soll? Oder was ist denn normal oder am häufigsten vertreten?

Johanna Karlsson: Wenn ich über WG rede, dann sagt eigentlich jeder, ja, wie schön, wie toll. Aber selber nie. Ich kenne ein paar, die alleine wohnen und für die kommt gar nichts anderes infrage, die wohnen alleine, die haben sich arrangiert

und die sagen, das ist gut. Und die denken auch gar nicht darüber nach, ob es andere Formen gibt. Sie sind auch nicht gross daran interessiert. Also ich erzähle dann schon manchmal, aber dann hören sie nur zu, weil es mich betrifft. Aber an Diskussionen über Wohnen im Alter oder überhaupt Wohnen, andere Wohnformen, ist fast nie jemand interessiert. Das bespreche ich eigentlich mit fast niemandem von meinen Freunden. [...] Die sind zufrieden. In Anführungszeichen.

Was sagen die Angehörigen, Freunde, Bekannten der anderen Gesprächspartnerinnen und -partner? Sie finden es toll. Und hängen sogleich ein Aber an.

Rebecca Niederhauser: Wie reagiert denn dein Umfeld, dass du in einer WG wohnst?

Kristina Schwab: Das ist eigentlich unisono immer: Oh, das ist denn toll. Und das Zweite ist, das könnte ich nie. Das ist wirklich Standard. Also das kommt klischiert daher. Aber es hat es noch niemand blöd gefunden, im Sinne, wie kommst du überhaupt auf so eine Schnapsidee. Also es finden es alle toll, weil es etwas Mutiges ist, es wissen alle, das ist spannend. Das möchte ich eigentlich auch, aber es geht nicht. Also ganz viele Leute in meinem Umfeld finden das spannend, würden es für sich vielleicht sogar auch in Betracht ziehen, aber es scheitert dann nachher am Konkreten. Vielleicht ist der Wunsch zu wenig gross, das wirklich mal auszuprobieren. Oder was dann häufig bei diesen Leuten quasi als Vorwand kommt, aus meiner Perspektive, ist, ja, also weisst du, immer die alten WG-Diskussionen und so, ich habe das satt, das habe ich durchgemacht, das habe ich vor 20 Jahren gehabt und so, ich mag nicht mehr über das Geschirr diskutieren. Und für mich ist das dann jeweils eine Ausrede. Weil man muss nicht mehr über das Geschirr diskutieren, man muss es nur organisieren, damit es einigermaßen läuft. Also von daher ist die Reaktion eigentlich, dass es alle gut und irgendwie bewundernswert finden. Viele möchten es auch gerne können und ganz wenige machen dann auch den Schritt. [...] Alle finden es gut und häufig kommt das, ja, aber weisst du, ich könnte das nicht.

Mutig ist auch Therese Fischer. Auch wenn sie das nicht versteht.

Therese Fischer: Also in meinem Beziehungsnetz leben die Leute entweder alleine oder in Partnerschaften oder in Familien. Das ist das Normale. Und das ist weit verbreitet. Und dann gibt es aber ganz viele Leute, sei das mein Bruder, der mit seiner Frau in einer Wohnung lebt, seien das Kolleginnen oder Freundinnen von mir, die sagen, sie würden gerne. Aber. Sie würden und irgendwann könnten sie es sich vorstellen. Aber. Und dieses Aber, das habe ich einfach gemerkt, das ist bereits ein Hinweis darauf, dass sie es mit Wahrscheinlichkeit nicht realisieren

werden. Weil dieses Aber schon ganz vieles verhindert. Es müssen die richtigen Leute sein und, und, und. Ich muss mein eigenes Badezimmer haben. Ich kann mir nicht vorstellen, das und das zu teilen. Viele sagten mir, du bist denn mutig, das könnten sie nie. Und ich konnte mir das einfach nicht vorstellen, was sie denn genau meinen. Und ich habe mir auch unter mutig nichts vorstellen können. Was heisst das, mutig. Ich konnte mir einfach nichts darunter vorstellen. [...]

Rebecca Niederhauser: Gibt dir das Wohnen auch eine Identität?

Therese Fischer: Ja. Ich sage das mit einem rechten Stolz. Ja. Also ich denke, klar, wenn ich sage, ich wohne in einer WG, dann machen sich alle ihr Bild, von dem, was sie sich darunter vorstellen. Aber es ist etwas Spezielles. Also es ist spezieller, als wenn ich sage, ich wohne alleine in einer Dreizimmerwohnung. Das ist etwas ganz anderes. Mir gibt es eine Identität von jemandem, der mit anderen Leuten wohnen kann und Spass daran hat.

Doch in den Erzählungen von Mut und Stolz kommt auch das Alleinsein zum Ausdruck. Denn anders zu sein als die anderen, ist immer auch eine einsame Angelegenheit. Für den Mainstream sind die Haus- und Wohngemeinschaften jedenfalls nicht.

Rebecca Niederhauser: Was ist die häufigste Wohnform in deinem Umfeld?

Kristina Schwab: Ich muss jetzt gerade etwas an den Leuten rumstudieren. Eine konventionelle Wohnform. Ohne, dass ich jetzt konventionell als wertend meine. Also ich meine nicht, das ist besser oder schlechter, das eine oder andere. Konventionell heisst für mich in einer Wohnung, wie man sie üblicherweise antrifft. Jemand, der alleine wohnt, Paare, die zusammenwohnen, Familien, die zusammenwohnen. Dann kenne ich sicher etwa noch ein, zwei Leute aus kleineren WGs. Aber die Mehrheit ist sicher in einer konventionellen Wohnform.

Wohnen, das findet noch immer nur ausnahmsweise in Gemeinschaft statt. Einpersonenhaushalte, Partnerwohnungen und Familienheime seien Konvention, Haus- und Wohngemeinschaft hingegen für die meisten keine Option. Der Gemeinschaftsbegeisterung folge zumeist ein Aber, das den Einzug verhindere. Der Auszug findet also meist noch vor dem Einzug statt. Doch auch diejenigen, die einziehen möchten oder gar schon eingezogen sind, stehen manchmal vor einem ebensolchen Aber. Davon handelt die folgende Verdichtung, die vom Auszug erzählt.

Es reicht! Wenn die Koffer gepackt werden

Schimpfen, Lästern, Bemängeln und Besserwissen gehören für gewöhnlich nicht zum Narrativ der gelingenden Haus- und Wohngemeinschaften. Nur wer sich distanziert oder wer ausgeschlossen wird, wer auszieht oder gar nie einzieht, hat Rechte, die den Zusammenwohnenden nicht zustehen: Mitbewohnerinnen und Mitbewohner zu tadeln und die Idee des gemeinsamen Wohnens zu verwerfen. Deshalb ist es an der Zeit, danach zu fragen und den Fokus auf das Scheitern per se zu legen. Dabei geht es um Auszüge verschiedenster Qualität: Während die einen selbst ausziehen, ziehen andere zwar nicht aus ihrer Wohnung, wohl aber aus der Gemeinschaft aus und wieder andere fordern den Auszug ihrer Mitbewohnerinnen und Mitbewohner oder ziehen gar noch vor ihrem Einzug wieder aus.

Renate Walser reicht es. Ihr Auszug ist besiegelt, die Kündigung geschrieben. Die Erste aber, die aus ihrer Wohngemeinschaft auszieht, ist sie nicht.

Rebecca Niederhauser: Es hat sich ja auch sehr viel verändert. Oder auch immer wieder verändert. Wie organisieren Sie im Moment das Zusammenleben?

Renate Walser: Als ich reinkam, waren vier Frauen hier drin. Und es funktionierte einfach. Ich übernahm das, so wie das hier lief. [...] Und damals hatten wir eine ziemlich strikte Organisation. Dass wir mehr oder weniger miteinander frühstückten. [...] Das hat sich dann mit der Zeit auch total verändert. [...] Und dann kamen andere Leute rein. Und als dann die Älteste raus ging in die Alterswohnung, lockerte sich das so ein wenig. Und es wurde immer mehr gelockert. Also wir assen nicht mehr so viel zusammen. Ein kleiner Kern schon noch. [...] Dann lockerte sich das etwas mit der neuen Zusammensetzung. Und am Schluss waren dann einfach wir drei Alten noch. [...] Aber es kochte dann immer eine für alle. Das ist jetzt eigentlich auch noch so. Das heisst, jetzt sind wir nur noch zu zweit im Moment. Weil ja die eine nie hier ist und die andere sich eben ausklinkte. Die zahlt jetzt auch nicht mehr in die Essenskasse ein. [...] Es funktionierte dann eben nicht mehr so mit der Gruppendynamik. Es gab sehr grosse Schwierigkeiten. Zuerst hat sie gekündigt und dann habe ich gekündigt und jetzt wollen wir schauen, wie es weitergeht. [...]

Ich möchte nicht mehr in eine WG. Ich will auch nicht in eine Hausgemeinschaft. Weil ich kenne Hausgemeinschaften, so vom Hörensagen, bei denen man eben doch auch noch sehr viel miteinander bestimmen muss und es eben auch dort schwierig wird. Und so von meiner Vergangenheit her, von meinem Leben her möchte ich jetzt einfach nicht mehr so Streitereien und so Zeugs haben, ich habe genug, ich bin zu müde. Dieses letzte Jahr war sehr, sehr intensiv. Und vor allem das letzte halbe Jahr. Das möchte ich einfach nicht mehr. Es ist schon ein Problem. [...]

Also ich meine jetzt nicht nur die Zimmerverteilung und so weiter, sondern es geht auch um das soziale Gefüge, dass man die Interessen, die man hat und was bei uns ein Thema ist, was ist ökologisch. Die Susanne und ich sind sehr ökologiebewusst und die andere ist es überhaupt nicht. Und da gibt es natürlich bei gewissen Sachen immer Schwierigkeiten. Und wenn man dann nicht wieder miteinander zusammensitzt und sagt, jetzt tun wir einfach mal aufgleisen, Hausregeln und so weiter, die man befolgen muss. Das haben wir dann eben nicht mehr gemacht. Dann geht es einfach nicht. [...] Wir sind eben Individualisten.

Als ich reinkam, hatte ich natürlich noch das Gefühl, hier bleibe ich jetzt eine Weile bis ich in ein Altersheim gehe oder in ein Pflegeheim muss. Das hat sich jetzt auch geändert. [...]

Zu den Schwierigkeiten unter den Menschen habe ich nicht so viel gesagt. Aber ich möchte das jetzt auch nicht hier zum jetzigen Zeitpunkt. Es ist wie in einer Partnerschaft, wenn die Chemie nicht mehr stimmt, dann fängt einen eben alles an zu nerven. Himmelherrgott noch einmal, warum hat sie jetzt da wieder nicht aufgeräumt, warum hat sie das wieder liegen gelassen. Was einem am Anfang nicht so viel ausmacht, dann sagt man, nun ja, dann lass es liegen oder ich räume es selber auf. Und dann nachher fängt einen all das an zu nerven.

Seit dem Einzug von Renate Walser hat sich viel in ihrer Wohngemeinschaft in der alten Villa verändert. Die Mitbewohnerinnen haben gewechselt und damit haben sich auch die Wohnalltage verändert. Es gibt keine gemeinsamen Mahlzeiten, kein gemeinsames Ökologiebewusstsein, keine verbindlichen Regeln, keinen gemeinsamen Einrichtungsstil mehr. Sie seien eben doch Individualisten meint Renate Walser. Kompromisse seien da nicht mehr möglich. So zieht Renate Walser aus. Doch woran liegt es denn nun, dass es bei den einen klappt und bei den anderen nicht? Auf der Suche nach Gründen für das Scheitern der Wohngemeinschaft in der alten Villa von Renate Walser fällt auf: Das Gemeinsame, das Verhandelte und Gedeutete, das Gesagte und Notierte hat seine Wirkmächtigkeit verloren. Die Hierarchien schlugen Purzelbäume. Die einst erarbeiteten Grundsätze aus der Verdichtung *Von der Idee zum Konzept* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft*, die definierte Gemeinschaft und die mitzubringende Toleranz, die organisierte Begegnungszeit, die festgelegten Regeln der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* und die Einrichtung der Gemeinschaftsräume aus der Verdichtung *Gemeinsame Räume* der Ordnung *Architekturen des Gemeinsamen* – sie alle strukturierten einst die gemeinsamen Wohnalltage in der Wohngemeinschaft in der alten Villa. Heute sind sie durcheinandergeraten oder gar vergessen gegangen. Trotz allem: die gemeinsam verhandelten und gedeuteten, besprochenen und notierten Wohnalltage helfen nichts, wenn die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner es nicht mit-

einander können. Es sei wie in einer Partnerschaft, meint Renate Walser. Wenn die Chemie nicht mehr stimme, müsse man sich trennen. Umso essenzieller erscheint die überlegte Auswahl neuer Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, wie sie Thema ist in der Verdichtung *Aushänge, Vorstellungsgespräche und Probewochen* der Ordnung *Einzüge in die Gemeinschaft*. Genau das ist in der Wohngemeinschaft in der alten Villa nicht gelungen, hier kann niemand mehr den anderen leiden.

Doch nicht nur in der Wohngemeinschaft in der alten Villa ist einiges in Schiefelage geraten. Auch in der Hausgemeinschaft der grossen Baugenossenschaft ist nicht alles im erzählten Lot. Das macht sich zunächst in immer weniger werdenden Begegnungsmomenten bemerkbar, die gleichsam Gradmesser der Sympathien sind.

Rebecca Niederhauser: Vorher haben Sie von einer Anfangseuphorie gesprochen. Was hat sich denn vom Anfang bis heute geändert? Hatten Sie am Anfang viel mehr Gemeinsames gehabt?

Peter Tanner: Ja. Man hat Verschiedenes zu verwirklichen versucht. Man hatte zum Beispiel zwei Kaffeetreffe. [...] Nach drei, vier Jahren hat man plötzlich gesehen, an einem Nachmittag kommen praktisch keine Leute mehr. [...] Dann hat man das aufgegeben. Und dann hat man, ja, dann wurde das so etwas lethargisch. Dann hat man angefangen zu überlegen, was macht noch Sinn. Man hat auch Spielnachmittage gemacht, die am Anfang gelaufen sind wie verrückt. Alle wollten Gesellschaftsspiele machen. Und dann sind immer weniger und immer weniger gekommen. Weil die anderen gingen einem auf die Nerven, weil sie zu langsam waren oder weil sie nicht mehr drauskamen. Und dann nachher sagten die einen, nein, dann will ich jetzt auch nicht mehr. Hören wir auf.

Während Susanne Maihofer in der Verdichtung *Zwischen Nähe und Distanz* der Ordnung *Gemeinsame Wohnalltage* von notwendiger Toleranz spricht, kann sie diese in Bezug auf die zunehmenden tierischen Mitbewohner nicht aufbringen.

Susanne Maihofer: Momentan haben wir das Problem Tiere. Eigentlich möchten wir alle gerne ein Tier haben können. Das bestimmten wir am Anfang auch so. War bis jetzt eigentlich auch kein Problem. [...] Das Problem sind eigentlich nicht die Tiere, sondern diese Hundebesitzer und Hundebesitzerinnen, die haben einfach das Gefühl, sie seien in einem Einfamilienhaus. Und das ist es einfach nicht. Und das ist manchmal schwierig. Ich habe einen Antrag an den Vorstand gestellt, also an die Vollversammlung, dass man das diskutiert. Weil das geht einfach nicht. Dass zum Beispiel Hunde eben einfach immer überall sein können, in allen Wohnungen, in allen Nebenräumen, die nehmen sie überall hin mit. [...] Ich finde, so,

wie ich hier wohne, ich kann niemandem zumuten, dass meine Katze überall hinmacht. Das will ich einfach nicht. Aber da ist man verschieden.

Angelika Widmer hingegen zieht aus, noch bevor sie eingezogen ist. Sie stolpert über vorgefertigte Hierarchien auf der Suche nach einer passenden Liegenschaft. Von ihren potenziellen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern trennt sich Angelika Widmer deshalb noch vor ihrem Einzug.

Angelika Widmer: Ich hatte immer ein etwas mulmiges Gefühl. Ich hatte immer das Gefühl, es bestimmt doch jemand ziemlich klar, in welche Richtung es geht. [...] Und immer so der Kern dieser Gruppe. Bis mir jemand sagte, die seien alle verwandt miteinander. Und dann habe ich gemerkt, oh, hoppla. [...] Also da ist dann nicht lange diskutiert worden, solche Sachen. Also es hatte dann gewisse Punkte, wo ich immer dachte, ja, das wird jetzt also doch ziemlich resolut bestimmt. Und dann habe ich gemerkt, nein, das ist keine gute Voraussetzung, wenn so ein Verwandtschaftsclan quasi der Bestimmende ist. Und darum bin ich dann auch weg.

Egal, ob die Gesprächspartnerinnen und -partner tatsächlich ausziehen, sie gar nie einziehen oder ihr Auszug nur im Kopf stattfindet – in den Haus- und Wohngemeinschaften ist nicht alles im Lot, wenn die Erzählungen dies auch zumeist zu suggerieren versuchen. So bleibt die erzählte Kritik letztlich immer Ausnahme. Wie bereits in vorangehenden Verdichtungen anderer Ordnungen bemerkt, stösst das Forschungsgespräch auch hier an seine Grenzen. Wo das gemeinschaftliche Wohnen selbst an seine Grenzen stösst, davon handelt die letzte Verdichtung.

Wohnen auf Zeit? – Blicke in die Zukunft

Meine Besuche in den Haus- und Wohngemeinschaften sind Momentaufnahmen, die so heute schon nicht mehr stimmen. Gesprächspartnerinnen und -partner sind gestorben, neue Mitbewohnerinnen und Mitbewohner eingezogen. Schon beim Schreiben sieht vieles in den Wohnalltagen anders aus. Deshalb habe ich die Gesprächspartnerinnen und -partner noch während des Gesprächs in die Zukunft blicken lassen. Zunächst in ihre eigene, sodann in diejenige des gemeinschaftlichen Wohnens.

Hannah Bircher: Schlimmes haben wir noch nicht erlebt, sagen wir Krankheit, Todesfall. Aber wir haben das schon besprochen. So gut es geht. [...]

Erich Huber: In diesen Retraiten, die wir machten, haben wir besprochen, was wir

machen, wenn jemand schwer krank wird. Wie weit geben wir uns rein, wie weit übernehmen wir die Pflege? Dort haben wir gesagt, es gibt gewisse Grenzen. Wir können uns nicht verpflichten, jemanden bis zum Tod zu pflegen. [...]

Hannah Bircher: [...] Aber wirklich Schwerwiegendes hatten wir eigentlich noch nicht. Aber wir wissen, dass wir alle alt werden.

Erich Huber: Dann kommt eben ein weiteres Prinzip, dass wir sagen, wir können ja schon alle Probleme diskutieren und vorausdenken, was ist wenn. Aber das vermeiden wir möglichst. Wir lösen Probleme, wenn sie da sind, wenn sie auf uns zukommen. Wir wollen uns nicht vorher streiten. [...]

Eben, gestorben ist noch niemand. So weit sind wir noch nicht. Und ich bin jetzt doch noch bei relativ guter Gesundheit. Es sind nicht mehr alle ganz leistungsfähig. Gewisse Defekte sind jetzt schon vorhanden. Aber nicht so, dass man effektiv behindert ist, als behindert gilt. Darum ist das noch nicht so etwas Gravie-rendes geworden.

Das Reden über die fragile Zukunft, über die gemeinschaftliche Sorge ist durch Eventualitäten und Unverbindliches gekennzeichnet. Hannah Bircher und Erich Huber sprechen von Zumutbarkeiten, Grenzen, Befreiung von Verpflichtungen und Einzelfällen. Die Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt hat die Zukunft vorab festgelegt und sie doch offengelassen. Das Sprechen über Krankheit und Tod, Pflege und Betreuung, über das Altern im Alter ist immer nur bedingt. Und doch ist es grundsätzlicher Art: Denn der Auszug ist dabei immer mitbedacht. Die Gemeinschaft kennt Grenzen. Ausgelotet werden diese durch kurzfristige Übernahmen, externe Dienste und ambulante Leistungen.

Mitbedacht ist das Alter auch in der Wohngemeinschaft am See nur bedingt. Während die Gemeinschaft Soziales aufzufangen weiss, sind Gesundheitspoli-tika nur beschränkt verbindlich. Erika Meyer spricht über Erwartungshaltungen und Abmachungen.

Rebecca Niederhauser: Haben Sie gemeinsame Ziele oder Grundsätze?

Erika Meyer: Wir probieren, gemeinsam alt zu werden. Auch im Sinne von einander auszuhelfen, wenn Bedarf ist, oder zu unterstützen. Und sozialen Kontakt zu pflegen und einfach auch nicht zu vereinsamen, also dass man eben in Kontakt ist.

Aber es ist also nicht so, dass man erwarten kann, dass sich, wenn ich jetzt ein Pflegefall werde, dass ich auch hier gepflegt werde. Sondern, wenn die anderen sagen würden, doch, wir wollen das. Aber es ist nicht so, dass das eine Abmachung ist. Aber füreinander schauen. [...] Bis jetzt hatten wir noch, auf Holz klopfen, Glück. War noch nicht so viel. Aber das wird sich wahrscheinlich ver-ändern, je älter wir alle werden. [...]

Rebecca Niederhauser: Und ihre Wohnzukunft? Sie sagten bereits, Sie möchten hier bleiben?

Erika Meyer: Wenn möglich, ja. Es müsste etwas Aussergewöhnliches geschehen. Das weiss man nie. Aber ich hoffe, ich kann so lange wie möglich hier bleiben. Und auch so lange wie möglich diese Wohnform so behalten. [...] Aber das wäre schon so ein bisschen mein Ziel, sagen wir mal, bis ich ein Pflegefall werde oder bis ich sterbe. Mal schauen.

Während in der Hausgemeinschaft im ehemaligen Konvikt und in der Wohngemeinschaft am See Pflege und Betreuung unklar sind, spricht Renate Walser deutlicher.

Renate Walser: Und ich glaube auch, wenn man älter wird, dann ist natürlich ein Problem, dass eine krank wird. Ich meine jetzt nicht zehn Tage oder die Grippe oder so, das ist selbstverständlich, dass man diese unterstützt und ihr hilft und Tee macht und so weiter. Aber sagen wir jetzt länger krank oder schwächer. Wie tragen wir das, wie akzeptieren das dann die anderen, wie tragen sie es, wie viel Unterstützung sind sie gewillt zu geben? Also wir haben das auch mal offen diskutiert, ich bin nicht gewillt, dass ich jetzt Pflegedienst übernehmen würde oder ihr alles machen würde, für längere Zeit.

Ob grundsätzlich wie bei Renate Walser oder bedingt wie bei Erika Meyer oder Hannah Bircher und Erich Huber – Fragilität und Gebrechlichkeit, Krankheit und Abhängigkeit sind in den Haus- und Wohngemeinschaften zwar mitbedacht, aber nicht vorgesehen. So bleiben die Haus- und Wohngemeinschaften letztlich Wohnformen auf Zeit. Denn, wer nicht mehr möchte, mag oder kann, muss ausziehen. Das hat aber nicht nur fürsorgliche, sondern auch haushalts-technische Gründe, wie Barbara Clarks weiss.

Rebecca Niederhauser: Wenn du an deine Zukunft, Wohnzukunft, denkst, möchtest du hier bleiben oder hast du in Gedanken schon konkrete Pläne?

Barbara Clarks: Wenn das Hierbleiben möglich ist, fände ich es sehr schön. Ich bin einfach Realist genug, dass wenn wir alle zwischen 75 und 85 sind, dass wir dann anfangen zu sagen, müssen wir jetzt heute Blätter zusammenrechnen? Das ist ja eine Schwierigkeit, dass wir alle, mit zehn Jahren Unterschied, zusammenleben. Und dass dann vielleicht mal eine Zeit kommt, in der wir dann mal sagen, es ist zu viel, so ein Haus und dieser Garten ist zu viel, auch wenn man es aufteilen kann. [...] Wenn es dann wirklich so weit ist, sieht man es wieder. Aber die Idee, solange wir können hier sein, finde ich schön.

Mit den Gesprächspartnerinnen und -partnern wird also auch die Gemeinschaft alt. Während Barbara Clarks es sich anders wünscht, spricht Klaus Ritter eine nüchternere Sprache.

Klaus Ritter: Wir möchten jetzt aufeinander bezogen sein und auch einander begleiten können und auch Zeit haben. Wenn es einem nicht so gut geht. Oder wenn es um das Sterben geht. Dass wir füreinander hier sind. Mit dem Bewusstsein, dass es keinen Anspruch gibt, dass auch in einer Pflegebedürftigkeit, die die Wohngemeinschaft überfordern würde, dass man ins Pflegeheim geht.

Mit dem Einzug ins Pflegeheim folgt die Narration der Logik der Wohnbiografien. Die gemeinschaftlichen Wohnformen sind damit neue Wohnformen für die neue Lebenszeit zwischen dem Ende von Familienphase, Pension und zunehmender Fragilität. So endet die Selbsterzählung des gemeinsamen Wohnens mit dem Blick ins eigene zukünftige Alter. Haus- und Wohngemeinschaften sind folglich Wohnformen auf Zeit, Wohnformen für eine neue Lebensphase, ein neues Alter. Damit ist die Wohnbiografie um eine Erzählung reicher.

Für die je eigene Zukunft der Gesprächspartnerinnen und -partner haben Haus- und Wohngemeinschaften also nur unter Vorbehalt Potenzial. Doch wie sieht es mit dem gemeinschaftlichen Wohnen als solches aus? Wie schätzen sie dessen Zukunft ein? Nach dem Zukunftspotenzial von Haus- und Wohngemeinschaften gefragt, teilen sich die Einschätzungen. Glauben die einen an die Gemeinschaft, sind andere skeptisch. Johanna Karlssons Blick in die Zukunft fällt düster aus.

Johanna Karlsson: Aber ich habe echt keine Ahnung, ob diese Form überhaupt jemals echt Fuss fasst. Ich habe meine Zweifel. Da muss die Gesellschaft sich verändern. Ich glaube, die Gesellschaft als grosses Ganzes ist verwöhnt, mit allem, was man hat. Und hier musst du dich mit den Menschen beschäftigen können. Und das macht die Gesellschaft nicht mehr so. Ausnahmen gibt es immer. Aber die Gesellschaft als grosses Ganzes ist sehr egozentrisch lebend. [...] Das ist kein gemeinsames Denken. Und alle wohnen für sich. [...] Also man sucht heute viel mehr sein eigenes Glück. Und vor allem seinen eigenen Komfort, man will machen können, was man will. [...] Und da denke ich, entsteht kein WG-Gefühl daraus. HG, ja. Der HG gebe ich schon eine Zukunft. Glaube ich schon. Aber der WG? Ich weiss es nicht.

Johanna Karlsson malt ein pessimistisches Bild einer selbstbezogenen Gesellschaft, in der zwar die Haus-, nicht aber die Wohngemeinschaft einen Platz findet. Andere hingegen glauben genau daran, woran Johanna Karlsson zweifelt: An die Gesellschaftsveränderung. Denn darin sind sich Positivisten und Pessi-

misten einig: Gesellschaftlich muss sich etwas verändern, will das gemeinschaftliche Wohnen künftig als etablierte Wohnweise Fuss fassen. Kristina Schwab gehört zu den Positivistinnen.

Kristina Schwab: Alle finden es gut und häufig kommt, aber weisst du, ich könnte das nicht. Und dahinter spüre ich eigentlich jeweils den Wunsch, ich möchte das gerne auch können. Also ich glaube, es ist wirklich etwas, das tiefer geht, diese Wohnform. Also von der ich das Gefühl habe, es wäre irgendwo etwas von diesem nicht Kleinfamiliären, so mehr dieses Sippenmässige, das wäre eigentlich wie ein Urwunsch in den Menschen und alle möchten es irgendwo bis zu einem gewissen Masse realisieren.

Kristina Schwab glaubt in der Gemeinschaft ein ursprüngliches Bedürfnis aller Menschen zu finden, das im gemeinschaftlichen Wohnen seine Befriedigung findet. Diesem Gedanken folgt auch Therese Fischer, deren Beschäftigung mit Utopien Realität auf Zeit wurde.

Therese Fischer: Ich glaube, es braucht diese Wohnformen. Es wird sie wieder geben. Also eben wegen der Verknappung von Lebensraum oder von Wohnraum. Von Mehrgenerationen. Also die ursprünglichen Grossfamilien, diese Modelle, die funktionierten über lange Zeit. Und nicht umsonst. Oder auch das Prinzip, nur Stämme werden überleben. Also es ist funktional. Es ist auch günstig. Und die Menschen können so aus ihrer Vereinzelung rauskommen, aus ihrer Einsamkeit, aus ihrer Isolierung. Also es ist eigentlich existenziell, die Wohnform. Jeder Mensch muss wohnen. Und beim Wohnen kann man wieder soziale Formen schaffen. Also ich denke, der Mensch ist kein Einzelwesen.

Rebecca Niederhauser: Du hast gesagt, es ist eigentlich ein Zukunftsmodell, auch im Hinblick darauf, dass die Phase der aufgezwungenen Kleinfamilie zu Ende geht oder schon vorbei ist, dass man jetzt eigentlich wieder neue Gemeinschaften finden muss, in denen nicht mehr klar vorgegeben ist, man muss heiraten, man muss Kinder haben und man muss dann auch in dieser Familie bleiben.

Therese Fischer: Also ich glaube, gemeinschaftlich wohnen, das war in allen Ursprungsgesellschaften so, das hatte verschiedene Ausprägungen. Also Patriarchat sind eher schlimme Formen. Aber ich glaube dieses gemeinschaftliche Wohnen kommt einfach in eine neue Phase. Vielleicht hat es schon angefangen. Die Kleinfamilie ist ja auch schon ziemlich überholt durch die Patchworkfamilie, also vielleicht ist das der Ausdruck, dass die Menschen nicht mehr lebenslang in den gleichen Beziehungen sind, dass sie mehr Gestaltungsfreiraum haben. Vielleicht ist das bereits wieder der Ausdruck davon, dass es in diese Richtung geht.

Kristina Schwab und Therese Fischer liebäugeln mit matriarchalen Gesellschaftsvorstellungen. Anders begründet attestiert Erika Meyer der Haus- und Wohngemeinschaft eine Zukunft, wenn sie die veränderte Familien- und Ehesituation mit der demografischen Entwicklung verbindet. Es sei also eine Frage der Demografie, ob sich Haus- und Wohngemeinschaft als Wohnform fürs Alter etablieren würden.

Erika Meyer: Ich denke, sehr viele ältere Leute bleiben erstens mal in ihrem Haus, das sie haben, so lange, wie sie können. Als Paar oder zum Teil alleine. Oder sie verkaufen das Haus vielleicht und ziehen aber dann in eine Eigentumswohnung oder in eine Wohnung und sind einfach zu zweit oder alleine. Oder dann Alterswohnungen. Oder am ehesten noch, wenn so ein bisschen etwas Alternatives, dann eine Hausgemeinschaft, in der jeder seine Wohnung hat und man vielleicht noch einen gemeinsamen Raum hat. Und später ist es dann je nachdem eben Altersheim oder Pflegeheim. Aber ich denke, viele probieren, so lange wie möglich, diese Wohnform aufrechtzuerhalten, die sie immer hatten. [...]

Im Moment ist es eher noch eine Ausnahme. Aber ich habe das Gefühl, langfristig, wenn alle Leute älter werden, ist es sicher eine Form, die eine Möglichkeit bietet, für viele. [...] Aber langfristig könnte ich mir vorstellen, dass vielleicht wirklich Alters-WGs, so wie wir sie jetzt haben, häufiger sind. Vielleicht auch, weil eine Generation kommt, die sich das auch schon eher gewöhnt ist, sich eher vorstellen kann. [...] Es ist sicher ein Umbruch in der Altersfrage und in der Alterswohnfrage, die WG-Form.

Erika Meyer listet eine ganze Reihe unterschiedlicher Wohnformen auf, sieht keine Gegenwart für die Wohngemeinschaft und glaubt dennoch an deren Zukunft. So reihen sich die gemeinschaftlichen Wohnformen ein: zwischen Eigenheim, Paarhaushalt und Singlewohnung, zwischen Alterswohnung, Altersheim und Pflegeheim, zwischen Angestammtem und Neuem. Dazu gehört auch, dass die einen der Hausgemeinschaft mehr Potenzial als der Wohngemeinschaft zusprechen. So unterschiedlich sich die Zukunftsvisionen gemeinschaftlicher Wohnformen gestalten, so divers müssen auch die Wohnalltage künftig gedacht werden. Erika Meyers Plädoyer für die dem pluralen Alter entsprechende Vielzahl an Wohnformen schliesse ich mich an. Alles andere wird sich weisen.

Barbara Clarks: Und es gibt auch so Statistiken, die sagen, 90 Prozent möchten eine Hausgemeinschaft und kaum jemand eine Wohngemeinschaft. [...] Ob die WG ausstirbt oder dann mal wirklich Fuss fasst, siehst du dann.

Ja, das werde ich. Vielleicht.

Aufhören: Im Dazwischen der Vielheiten

Können Sie sich erinnern, wie ich durch das Alter spazierte, wie ich ihm überall begegnete und zum ersten Mal in den Haus- und Wohngemeinschaften zu Besuch war? Ich habe Ihnen damals gesagt, die Altersgemeinschaften seien Deutungs- und Verhandlungsorte eines Alters im Umbruch. Die gemeinschaftlichen Wohnweisen würden also auf ein sich veränderndes Altern verweisen. Seither ist viel Zeit vergangen. Dazwischen liegt mein Buch. Höchste Zeit also, Revue passieren zu lassen.

Ich habe geordnet und verdichtet, verhandelt und gedeutet. Mein Schreiben ist rhizomatisch, es weist zugleich in verschiedene Richtungen, öffnet ebenso wie es ausklammert, um an anderer Stelle weiterzudenken. Mein Denken ist zirkulär-dekonstruierend, Chronologien und Genealogien finden sich darin nicht. Dafür Assemblagen, Knoten und Linien. Manchen davon bin ich gefolgt und habe versucht, eine Sprache zu finden, die das Alter und Altern kulturwissenschaftlich denkbar macht. Bevor ich Sie entlasse, möchte ich Theoretisches mit Empirischem, Reflexives mit Deskriptivem, Kulturwissenschaftliches mit Gerontologischem, Selbstentwürfe und alltägliche Wirklichkeiten mit institutionellen Wahrheiten zusammendenken und entlang meiner Gedankenschleifen das mir Wichtige unterstreichen. Gleichsam als Kondensat möchte ich die Forschungsergebnisse nochmals mit dem Denkraum verknüpfen, Ihnen zeigen, wo es weitergeht und wo die Grenzen liegen.

Zwischen 2009 und 2014 besuchte ich drei Haus- und drei Wohngemeinschaften und traf mich mit 14 Frauen und vier Männern zwischen 50 und 78 Jahren. Gemeinsam ist ihnen die Lebensphase und gemeinsam ist ihnen, dass sie in Haus- und Wohngemeinschaften wohnen – tatsächlich oder im Kopf. Einige von ihnen lernten Sie näher kennen, anderen sind Sie nur flüchtig begegnet. Mit ihnen sprach ich über das Alter, das Altern und das Wohnen. Gemeinsam stellten wir im Forschungsgespräch wissenschaftliche Wahrheiten her. Doch weder sie noch ich argumentierten dabei im luftleeren Raum.

Die von der Bevölkerungswissenschaft diagnostizierte doppelte demografische Alterung bringt ein zweiseitiges Alter hervor: Die Apokalyptiker entwerfen ein negatives, passiv-defizitäres, kosten-, weil pflegeintensives altes Alter. Die Positivisten hingegen zeichnen ein positives, aktiv-gesundes, kaufkräftig und sozial engagiertes Altern. Doch so oder so: die biopolitische Überalterungsdiagnose zieht das Alter in Selbstverantwortung: Nicht länger negativ, passiv-defizitär, sondern positiv, aktiv-gesund soll das Alter sein. So findet sich auch im Labor der Gerontologen ein dementsprechend zu bearbeitendes Alter: Als interdisziplinärer Forschungszusammenschluss mit praktischer Ausrichtung setzt sich die Gerontologie zum Ziel, das Altern zu optimieren und ihm damit zum Erfolg zu verhelfen. Alter wird als das Andere konstruiert, erfolgreiches Altern zum Ziel erklärt. Der gerontologisch-demografischen Idee des erfolgreichen Alterns zwischen multimorbider Apokalypse und Biopolitik in Selbstverantwortung gegenüber stehen kulturwissenschaftliche Zugänge. Im Fokus stehen hier nicht Optimierungssystematisierungen, sondern Fragen nach Konstruktionen und Konstrukteuren. Alter wird also nicht mehr länger als biologische Essenz, sondern als kulturelle Variable verstanden, die den Fokus auf die Konstruiertheit der alltäglichen Alterswirklichkeiten und -wahrheiten richtet. Damit wird die Gerontologie zur Quelle und Referenz, sie ist Wissensproduzentin und Wissensspeicher in einem.

Ich suche Denkfiguren, die mir erlauben, die alltäglichen Alterswirklichkeiten, deren Deutungen, Verhandlungen und Manifestationen als machtvolle Konstruktionen zu verstehen und zugleich nach den alltäglichen Konstrukteuren zu fragen. Das foucaultsche Dispositiv erlaubt mir, Verschiedenes zusammenzudenken, auf die Macht zu fokussieren und mich auf die Menschen zu konzentrieren. Die Alterswirklichkeiten konstruieren sich demnach in einem mächtigen Zusammenspiel von institutionell Gesagtem, Verhandeltem und Gemachtem auf der einen Seite und auf der anderen Seite von je eigenem Denken, Sprechen, Handeln und Materialisieren durch Menschen in ihrem Alltag, die sich darauf beziehen – gehorchend und folgend, widerständig und eigenständig. Damit kann ich nach der Herstellung der Alterswirklichkeiten in den Gesprächen, nach dem Doing Age – nach den Performanzen, Praktiken und Manifestationen von Alter und Altern fragen.

Wohnen, so sagt es die Wohnkulturforschung, sei kultureller Ausdruck: Im Wohnen manifestiere sich der gesellschaftliche Zustand, sein Wandel, seine Ideologie, seine Machtstruktur. Im Wohnen manifestiere sich aber auch die Antwort der Menschen darauf. Ich verstehe Wohnen deshalb als Verhandlungs- und Deutungsraum von Selbstentwürfen, dessen Bedeutungsstrukturen es zu verstehen gilt. Wohnen ist ein dispositives Sein im und mit dem Raum, durch die Dinge, während des Tuns. Zugleich mache ich mir aber auch die Dingbedeutsamkeit

und Raumkultur zunutze, um das Wohnen redbar und sodann schreibbar zu machen. Erst ein semiotischer Wohnbegriff macht die Haus- und Wohngemeinschaften zu Wohnformen von Gewicht. Nicht die Dinge an sich, nicht die Räume, nicht das Tun an sich, sondern deren mächtige Bedeutsamkeit in ihrer Gleichzeitigkeit sind von Belang. Architekturen, Raumgefüge, Einrichtungsweisen und Wohntun sind demnach Spiegel der Mächtigkeiten, der Kultur – des Dispositivs. Und als solche sind sie historisch gewachsen. Das bürgerliche Wohnen manifestiert sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum Wohnleitbild. Und als solches hat es bis heute nur wenig an Gültigkeit eingebüsst. Die Grundrisslogik und die damit einhergehenden Einrichtungsmuster, Verhaltensmodellierungen, Ordnungen, Normierungen und Hierarchien haben sich – wenn auch in modifizierter Form – bis in die Gegenwart hinein erhalten. Wohnen heisst also bis heute bürgerlich in der Kleinfamilie zu wohnen. Andere Formen des Wohnens – ob alleine oder in Gemeinschaft – werden in den räumlichen Strukturen nur ausnahmsweise berücksichtigt. Der Wohnungsbau passt sich kaum den sich wandelnden Lebensverläufen an. In Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche aber mehren sich die Entwürfe alternativer Grundrisse. Es sind Versuche, der Pluralisierung der Gesellschaft gerecht zu werden und auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren. Von der bürgerlichen Norm abweichende Wohnweisen verweisen also stets auf gesellschaftliche Umbrüche. So auch die Haus- und Wohngemeinschaften, die sich seit einigen Jahren zwischen das eigene Daheim und das Altersheim stellen und auf ein sich veränderndes Alter verweisen.

Ich definiere das Wohnen als Ausdruck gesellschaftlicher Zustände und Antwort der Menschen darauf. Zugleich frage ich nach der Bedeutsamkeit der Räume, Dinge und des Tuns. Der historische Verlauf zeigt dabei, dass das bürgerlich-kleinfamiliäre Wohnen anleitet. Der historische Verlauf zeigt aber auch, dass immer dann, wenn gesellschaftliche Umbrüche stattfinden, wenn neue Gesellschaftsentwürfe zur Debatte stehen und Reformen diskutiert werden, gemeinschaftliche Wohnformen entstehen. Die Kritik richtete sich zunächst während der Lebensreform gegen die Moderne, dann im Gefolge der 68er-Bewegung gegen die bürgerliche Familie, dann wieder mit der 80er-Bewegung gegen die Gentrifizierung städteplanerischer Gouvernamentalität und aktuell gegen das pastorale Alter. In der Chronologie alternativen Wohnens nehmen die Haus- und Wohngemeinschaften der Gesprächspartnerinnen und -partner also ihren Platz ein und lassen sich dennoch nicht auf die Vorherigen reduzieren.

Ich verstehe die Haus- und Wohngemeinschaften damit als Ausdruck eines sich verändernden Alters. Sie sind dispositive Manifestationen. Doch während das Dispositiv die Verfestigung des Alters vor Augen hat, findet sich in den Assemblagen der Haus- und Wohngemeinschaften ein Alter im Umbruch. Die Altersgemeinschaften werden so zu Möglichkeitsräumen anderen Alterns: In

den Gemeinschaften wird Alter neu verhandelt und gedeutet. In einer ethnografischen Dispositivanalyse entlang von drei Plateaus versuchte ich deshalb, das Alter, den Umbruch und das Wohnen zunächst einzeln und sodann zusammen zu denken.

Das Plateau *Alter und Altern: Verhandelte Deutungen* geht der narrativen Konstruktion alltäglicher Alterswirklichkeiten, dem Doing Age im Dispositiv nach, um zu zeigen, wie die Gesprächspartnerinnen und -partner Alter und Altern verhandeln und deuten. Denn diese reden im, mit und gegen das Dispositiv, bewegen sich darin, verlassen es nie und folgen ihm dennoch nicht, sind ebenso folgsam und gehorchend wie widerständig und eigenständig, jedenfalls immer mittendrin, sind Akteurinnen und Akteure, Konstrukteurinnen und Konstrukteure zugleich. Sichtbar werden dabei die Konstruktionen alltäglicher Alterswirklichkeiten im Dazwischen und Gleichzeitigen der Vielheiten, die Verschiedenes, Widersprüchliches, Jetziges mit Zukünftigem gleichzeitig denken. Die Gesprächspartnerinnen und -partner bedienen sich der Zuordnung zu verschiedenen gerontologischen Lebensphasen, verändern deren Definitionen, jonglieren mit Wissen, reflektieren Zuschreibungen und befinden sich stets in verschiedenen Alter zugleich. In gerontologischen Theorien und Modellen, in den dispositiven Angeboten sind die Gesprächspartnerinnen und -partner jedenfalls nicht unterzubringen.

Die rhizomatische Analyse lässt diese mehrstimmigen Uneindeutigkeiten der dispositiven Altersverhandlungen und -deutungen zu und versteht sie als Forschungsergebnis. Vielstimmiges, Mehrdeutiges, Gleichzeitiges und Ungleiches sind also Programm und bleiben nebeneinander stehen. Alle Ordnungen und Verdichtungen müssen also zusammengedacht werden, um in einem multiperspektivischen, dichten Zugang den alltäglichen Alterswirklichkeiten wenigstens ein bisschen näher zu kommen. Und doch: In den Verhandlungen und Deutungen der Gesprächspartnerinnen und -partner finden sich bei dichter Lektüre durchaus Schnittstellen, Fluchtlinien und Verdichtungen. Diese nachzuzeichnen, habe ich entlang von fünf Ordnungen versucht: Wissensmaschinen, Biopolitik in Selbstverantwortung, Widerständiges, Eigenständiges und Reflexives. Das Viele aber bleibt als zentrales Forschungsergebnis stehen und leitet das Schreiben eines Alters und Alterns im Plural.

Vom Alter wissen erzählt vom Wissen um ein negatives, passiv-defizitäres Alter: Vom Alter als gelebter Zeit und vom Ende des Lebens – gemessen in Jahren, verortet im Lebenslauf, markiert durch Ereignisse und Brüche, verbunden durch Kontinuitäten, zusammengefasst als Lebensphase; von der Stigmatisierung der körperlichen Einschreibung und gesellschaftlicher Transparenz, der sichtbaren Unsichtbarkeit; von zunehmenden sozialen, körperlichen und geistigen Verlusterfahrungen. Das Dispositiv erweist sich dabei als Wissensmaschine,

die Wissen produziert, bereitstellt und speichert und Alter und Altern damit überdeterminiert.

Altern als Aufgabe aber erzählt von der Machbarkeit, von den Praktiken eines positiven, aktiv-gesunden Alterns: Von Sportivitäten, Ernährung und anderem Gesundtun aus dem diätetischen Massnahmenkatalog, von sozialem Engagement und neuen Hobbys zwischen Verpflichtung und Vergnügen, vom Loslassen auf Raten im Dienste der Selbstbeschränkung und von weiteren Tugenden. Die Gesprächspartnerinnen und -partner referieren also nicht mehr länger auf ein dispositives Wissen um ein gleichsam schicksalsbehaftetes, negatives, passiv-defizitäres Alter, sondern nehmen ihr Altern als Aufgabe wahr, die es zu bearbeiten gilt, arbeiten gegen die Zeit und den Körper an und deuten das Alter damit positiv, aktiv-gesund. Das zielt immer auch auf die Gesellschaft – auf die Gesundheitspolitik, den Sozialstaat, die Nationalökonomie. Die Arbeit am erfolgreichen Altern ist also ebenso Sorge um sich wie gesellschaftliche Verpflichtung. So sieht es die Biopolitik in Selbstverantwortung vor, die einen Ausweg aus dem negativen, passiv-defizitären Alter verspricht: die Arbeit am Selbst. Die Performanzen und Praktiken erfolgreichen Alterns vermögen damit die dispositiven Wissensmaschinen neu zu programmieren.

Sich dem Alter entziehen erzählt sodann vom dispositiven Widerstand und von Altersentzügen. Die Gesprächspartnerinnen und -partner entziehen sich darin dem Altersnarrativ durch das Sagen des Nichtsagbaren und reden gegen die dispositive Abmachung: Sie sprechen über Langeweile und Todesangst und üben sich in Geronto-Blasphemie, schimpfen, lästern, fluchen. Damit gelingt es ihnen, das Alter und Altern wenigstens zeitweilig scheitern zu lassen und von sich zu weisen. Entzüge gelingen also durch Geronto-Blasphemie und verbotenes Sprechen, aber auch durch die Anderen: Die Gesprächspartnerinnen und -partner weisen das Alter von sich und Älteren, der Gesellschaft oder ihrer Zukunft zu. Und doch erzählen sie sich alt. Nicht weil sie sich so fühlen, sondern weil sie um ihr Alter und Altern wissen – so wie es die dispositiven Wissensmaschinen vorgeben. So ist ihr Entzug letztlich kein endgültiger, sondern Möglichkeit zur kreativen Aneignung.

Alter im Selbstentwurf erzählt von eigenständigen Selbstentwürfen, vom kreativen Umgang mit dem Dispositiv. Die Gesprächspartnerinnen und -partner reden über das Wissen um das Altsein, das sich nicht im Sichaltfühlen spiegelt, von stürmischen Zeiten, jugendlichen Gefühlen, Altersweisheit und anderen Gefühlslagen und sprechen sich im Dazwischen und Zugleich der Vielheiten: Sie wissen zwar und fühlen dennoch nicht, sie sind zugleich jung und alt, zugleich krank und gesund, zugleich passiv und aktiv. Ihr Alter ist noch nicht und jetzt schon, zugleich jetzt und später, zugleich früher und heute. Äusserliches, Körperliches und Zeitliches finden zwar miteinander, aber nicht synchron statt. Die

Hülle ist definitiv alt, der Körper manchmal und der Kopf überhaupt nicht. Alter ist nie gleich Alter. So lassen sich die Gesprächspartnerinnen und -partner nicht einem Alter zuordnen. Sie sind weder das eine noch das andere, aber immer mehrere. Alter und Altern sind ein mehrstimmiger Plural.

Alter als Erzählung greift das Reden im Dazwischen und Gleichzeitigen der Vielheiten auf und wählt den reflexiven Blick auf die Performanzen der Altersnarrationen. Die Gesprächspartnerinnen und -partner adaptieren und verändern in ihren Selbstentwürfen die dispositiven Alterskonstruktionen. Sie stellen Bezüge narrativ her, verweisen auf Wissensbestände, wählen sprachliche Legitimationen. Die Erzählungen sind stets reflexiv und weisen mitunter ideologiekritisches Potenzial auf. Sie reden gehorchend und folgend, eigenständig und widerständig zugleich. Sie bedienen sich bei der demografischen Referenz, verweisen auf Wissenschaftler, Studien, Politika, Literatur oder Filme. Dabei haben die dispositiven Manifestationen die Funktion, sowohl wahrzusprechen als auch zu widersprechen. Während Widerspruch geronto-blasphemisch funktioniert, sucht das Wahrsprechen rhetorische Unterstützung in Man-Formulierungen und anderen verallgemeinernden Redewendungen. Dennoch gelingt es ihnen letztlich nicht, das Alter zu definieren, aber nicht etwa, weil es ihnen an Expertise mangeln würde, sondern weil Alter und Altern immer verschieden sind.

Zunächst folgen die Gesprächspartnerinnen und -partner also den beiden Fluchtlinien des Dispositivs, verhandeln und deuten das Alter ebenso negativ, passiv-defizitär wie positiv, aktiv-gesund – rekurrieren auf die dispositiven Wissensmaschinen und folgen den biopolitischen Performanzen und Praktiken in Selbstverantwortung. Dann aber verlassen sie das dispositive Fürsprechen, erzählen widerständig und eigenständig, entziehen sich dem Alter und entwerfen sich selbst im Dazwischen. Während also die beiden ersten Ordnungen von den dispositiven Wissensbeständen und dem dispositiven Folgen der Gesprächspartnerinnen und -partner handeln, greifen die beiden weiteren Ordnungen den dispositiven Widerstand und die kreativen Selbstentwürfe in den Altersverhandlungen und -deutungen auf. Die Gesprächspartnerinnen und -partner jonglieren – das zeigt die letzte Ordnung – also mit dem Dispositiv und turnen im Dazwischen des Vielen und Gleichzeitigen. Ihre Alterserzählungen balancieren im Dispositiv und bleiben dennoch widerständig und eigenständig. Sie eignen sich dispositives Wissen, dispositive Performanzen und Praktiken an, widersprechen ihnen, ergänzen sie und interpretieren sie damit neu. Sie verhandeln das dispositive Alter und Altern, deuten ihr eigenes und verknüpfen beide – widersprüchlich und mehrstimmig, gleichzeitig und vieldeutig. Das Scheitern der dispositiven Wissensmaschinen, Performanzen und Praktiken zeugt vom Alter im Umbruch.

Im Kontext anderen Alterns, das jenseits der Erfolgswänge differenziellen Alterns und jenseits von konsistenten Altersverläufen denkt, werden Biografien

reflexiv. Wie will ich altern? Dazu gehört auch die Frage: Wie will ich wohnen? Damit wird das Wohnen zur Manifestation eines sich verändernden Alters.

Die Haus- und Wohngemeinschaften bieten Raum für eigenständige Selbstentwürfe zwischen dispositivem Wissen und selbstverantworteter Biopolitik, zwischen Gehorsam und Widerstand. Sie bieten Raum für das Verhandeln und Deuten von Alter und Altern im Dazwischen und Zugleich der Vielheiten. Sie werden damit zu Orten des Umbruchs, zu Manifestationen eines sich verändernden Alters. Und als solche sind sie selbst immer auch Herstellungsraum, Performanz und Praktik von ebendiesem Altern und stellen so Alterswirklichkeiten erst her. Sie sind damit immer ebenso Wohnalltag als auch performative Alterserzählung, Manifestationen des Doing Age im Dispositiv.

Von den Haus- und Wohngemeinschaften als Manifestationen der Verhandlung und Deutung und als Orte der Herstellung von Alter handelt das Plateau *Intermezzo: Wohnen im Alter – Altern im Wohnen*, das zeigt, wie Wohnen und Alter miteinander verstrickt sind.

Wohnbiografien deutet den Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaft als Einzug ins Alter und zeigt die wohnbiografischen Wege in die Gemeinschaften zwischen Festigkeiten und Liminalitäten, zwischen Kontinuitäten und Umzügen. Dahinter verbirgt sich die Idee einer Wohnbiografie, die für jede Lebensphase eine Wohnweise vorsieht, wobei der Umzug als Übertritt in die neue Lebensphase gilt. Wohnbiografien, die sich entlang der bürgerlichen Kleinfamilie erzählen, folgen Festigkeiten im Normalverlauf. Daneben aber gibt es unstete Wohnbiografien, die sich entlang von Umzügen erzählen. Das sind die Lebensverläufe der kinderlosen, homosexuellen, alleinstehenden, alleinerziehenden Gesprächspartnerinnen und -partner, deren Biografien im Wohnungsbau (noch immer) nicht vorgesehen sind. Das drückt sich in wiederholten Umzügen, Wohnungs- und Wohnformenwechseln aus. Ob aber verfestigt oder unstet, gemeinsam ist den erzählten Wohnbiografien ihr vorläufiger Schluss: der Einzug in die Haus- oder Wohngemeinschaften. Dieser gewinnt damit eine neue Bedeutung. Er ist gleichsam der Einzug ins Alter, der die durch die Umzüge geprägte Geronto-Adoleszenz ablöst. Die Haus- und Wohngemeinschaften werden damit zur Wohnweise einer neuen Lebensphase, der nachfamiliären, nachehelichen und nachberuflichen Lebensphase. Doch mit dem Einzug in die Haus- und Wohngemeinschaft ziehen die Gesprächspartnerinnen und -partner nicht nur ins Alter ein, sondern ebenso aus dem Heim aus, das in den Erzählungen Distanzierungstechnik vom herkömmlichen Altern ist. Wohnend wollen sie damit das Alter neu verhandeln und deuten.

Altern in Gemeinschaft zeigt, wie im gemeinschaftlichen Wohnen ein neues Alter entsteht. Die Gesprächspartnerinnen und -partner diskutieren ihr Wohnen zwischen Wissensmaschinen und selbstverantworteter Biopolitik, zwischen Defizit

und Aktivität, um beide in der Gemeinschaft neu zu deuten und zu verhandeln. Sie definieren altersgerechtes Wohnen in der Gemeinschaft zwischen Rückzug nach innen und Ausgangspunkt nach aussen, zwischen negativem, passiv-defizitärem und positivem, aktiv-gesundem Alter, zwischen Wissensmaschinen und Biopolitik in Selbstverantwortung. Sie sprechen von Barrierefreiheit, Wohnlagen, Angeboten, Anbindungen und Dienstleistungen. Sie sprechen aber auch von Behaglichem, Gemütlichem und Beschaulichem, von Haushaltsreduktion und Selbstbeschränkung. Doch erst die Gemeinschaft vermag die Haus- und Wohngemeinschaften zu Orten der Neuverhandlung und -deutung des Alters zu machen. Gemeinsam, so die Gesprächspartnerinnen und -partner, wollen sie nicht allein sein und gemeinsam wollen sie Defizite auffangen, sie wollen einander helfen, füreinander da sein, gemeinsam haushalten und sich treffen. Was also in den Altersnarrationen nicht sagbar war, kommt hier zur Sprache: Die Angst vor dem negativen, passiv-defizitären Alter. Als Orte der Neuverhandlung und -deutung, als Herstellungsräume, als Performanz und Praktik von Altern sind die Haus- und Wohngemeinschaften aber nicht alleine Bewältigungsräume negativ, passiv-defizitär verstandenen Alters, Sprechräume des Nichtsagbaren, sondern ebenso Möglichkeitsräume erfolgreichen Alterns. Zu den Neuverhandlungen und -deutungen des Alterns in Gemeinschaft gehört deshalb auch das biopolitische Credo, dessen Selbstverantwortung sich in der Gemeinschaft teilt. Jenseits gegenseitiger Hilfestellungen gestalten die Gesprächspartnerinnen und -partner ihren (Wohn-)Alltag deshalb aktiv, sie wandern zusammen, gehen gemeinsam schwimmen oder ins Kino.

Gemeinschaftliches Wohnen im Alter wird damit zur Antwort auf die Herausforderungen, vor denen alternde Gesellschaften stehen. Denn in der Gemeinschaft teilen sich die Aufgaben, die sich jedem Einzelnen in Anbetracht des Alterns stellen. Selbstentwürfe werden zur gemeinsamen Aufgabe. Die Gemeinschaft fängt also auf, was anderswo in Selbstverantwortung steht. Die Haus- und Wohngemeinschaften üben damit Kritik an der nachfamiliären Ehe, an der Biopolitik in Selbstverantwortung, am Altersdispositiv, das anderes Altern nicht denkt. Das zeigt sich in der Bedeutung der Räume, der Dinge und des Tuns, das zeigt sich in den Normen, den Hierarchien und den Ordnungen, das zeigt sich in den neuen, zumeist weiblichen Lebensentwürfen jenseits von Familie und Partnerschaft.

Die Gesprächspartnerinnen und -partner verhandeln und deuten das Alter in der Gemeinschaft also neu, indem sie das dispositive Alter aufgreifen, kritisieren und Alternativen entwickeln: Ängste werden in der Gemeinschaft aufgefangen, Defizite gemeinsam bewältigt. Zugleich wird gemeinsam an einem aktiven Altern gearbeitet und gesellschaftliche Verantwortlichkeiten kompensiert. Dem negativen, passiv-defizitären Alter tritt die Gemeinschaft damit ebenso entgegen wie dem positiven, aktiv-gesunden Altern, Selbstverantwortung und Defizite

werden in der Gemeinschaft bewohnt, verschiedene Alter finden nebeneinander gleichzeitig statt. Und doch: Im gemeinsamen Wohnen gegen das passiv-defizitäre Alter und für das aktiv-gesunde Altern verbirgt sich letztlich wiederum auch ein biopolitischer Zudiener eines erfolgreichen Alterns – dessen Selbstverantwortung die Gemeinschaft teilt.

Erst also die Gemeinschaft vermag Haus- und Wohngemeinschaften zu Manifestationen des Alters im Umbruch zu machen. Es macht also Sinn, die Gegenwart der Altersgemeinschaften historisch argumentierend im reformerischen Wohndiskurs zu verorten und die Bedeutungsstruktur des alternativen andern im Wohnen zu situieren. Doch der Fokus auf das Alter und Altern stellt die Gemeinschaften vor neue, noch nie dagewesene Herausforderungen. Jenseits von Studentenbude, Partnerschaft und Familie, aber auch jenseits des pastoral-gouvernementalen Alters muss auch die Gemeinschaft neu verhandelt und gedeutet werden. Dass sich dabei Bezüge auf Bekanntes, auf reformerisches Wohnen der Vergangenheit finden, versteht sich von selbst. Und dennoch, wer die Wohnbiografien der Gesprächspartnerinnen und -partner gelesen hat, weiss, dass die geläufige Annahme, es handle sich dabei um Alt-68er, nicht haltbar ist. Die Bezüge auf reformerisches Wohnen in der Vergangenheit halten dem Alter nicht stand. Angesichts des Alters muss die Gemeinschaft neu verhandelt und gedeutet werden.

Es ist deshalb an der Zeit, in die Mikrologien der Gemeinschaften zu blicken und nach den Manifestationen der Gemeinschaft in den Räumen, Dingen und im Tun – kurz: im Wohnen – zu fragen. Die Haus- und Wohngemeinschaften sind Verdinglichungen und Verräumlichungen von Bedeutungsstrukturen, sie sind Performanzen und Praktiken eines neu verhandelten und gedeuteten Alters. Und als solche sind sie immer auch Kopfgemeinschaften, deren Gewicht erst in der Repräsentation entsteht. Damit ist das Wohnen nicht alleine Manifestation eines Alters im Umbruch, sondern immer auch selbst an der Herstellung des Umbruchs beteiligt.

Aber nicht nur das Alter und Altern, sondern auch die Gemeinschaft stellt neue Anforderungen an das Wohnen. Welche gemeinschaftlichen Wirklichkeiten im Wohnen hergestellt werden, ist Inhalt des Plateaus *Wohnen: Gemeinschaftliche Manifestationen*, das nach der Gemeinschaft im Wohnen fragt und dabei der Chronologie des Wohnens folgt: Einziehen – Wohnen – Ausziehen.

Einzüge in die Gemeinschaft zeigt, wie aus der Idee ein Konzept entsteht, wie die Gemeinschaft entworfen, wie Immobilien gefunden und finanziert und wie Mitbewohnerinnen und Mitbewohner ausgesucht werden. Denn Gemeinschaft muss zuallererst gemacht werden. So vergehen bis zum Einzug nicht selten Jahre, die neben reflexiven Entwicklungs- und Findungsprozessen von Fragen nach Grundstückslagen, Quadratmeterpreisen, Grundrissen, Raumgefügen, Kreditwürdigkeiten, Genossenschaftssolidaritäten und Rechtsansprüchen

begleitet sind. Wenn aber die Gemeinschaft skizziert, das Haus gefunden, Geld vorhanden und Recht geschaffen ist, fehlen noch immer die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner. Pressemitteilungen, Informationsveranstaltungen und Websites helfen, einander zu finden; Vorstellungsgespräche, Testessen und Probewochen testen Gemeinschaftssinn und Gruppenkompatibilität. Nur wer besteht, darf einziehen. Erst also, wenn geeigneter Wohnraum gefunden, Geld vorhanden und Mitbewohnerinnen und Mitbewohner ausgesucht sind, steht dem Einzug in die Gemeinschaft nichts mehr im Wege.

Mehr als zusammenwohnen fragt nach Rollenzuweisungen und Selbstdefinitionen, nach Zugehörigkeiten und Ausschlüssen in den Haus- und Wohngemeinschaften. Denn jenseits von Partnerschaft und Familie braucht das Gemeinsame neue Inhalte. Während der Begriff der Wohngemeinschaft gemeinhin als Dach für gemeinschaftliche Wohnformen steht, unterscheiden die Gesprächspartnerinnen und -partner im Sinne einer strategischen Selbstpositionierung entlang der Platzverhältnisse, der Verbindlichkeiten und Hierarchien. Neuer Definition bedarf aber nicht nur die Gemeinschaft. Ebenso müssen die Rollen und Geschlechterverhältnisse neu verhandelt und gedeutet werden. Während die Gemeinschaftsnarration sich dezidiert von familiär-partnerschaftlichen Mächtigkeiten distanziert und stattdessen basisdemokratische Aushandlungsprozesse in gleichberechtigten Vollversammlungen vorsieht, erzählen die Gesprächspartnerinnen und -partner durchaus von hierarchischen Beziehungen. Das zeigt sich auch im Fehlen der Männer in den Gemeinschaften, das sie sich mit tradiert-konservativen Geschlechternarrativen erklären. Für die Lebensentwürfe der Frauen, die ausserhalb von Ehe und Familien wohnen, sind die Gemeinschaften daher auch Manifestationen einer sich im Wandel befindenden Frauenrolle und damit emanzipierte Wohnweisen. Damit hängt auch das Verständnis dessen zusammen, wie gemeinschaftliche Wohnalltage, wie Beziehungen und Begegnungen, wie Haushaltsarbeit und Zuständigkeiten verstanden werden. Denn jenseits von Studentenbuden, Familienheimen und Paarhaushalten braucht das gemeinsame Wohnen nicht nur neu definierte Ein- und Ausschlüsse, Hierarchien und Geschlechterrollen, sondern ebenso neue Ordnungen im Umgang mit Begegnungen, Aufgabenverteilungen und Regelfestlegungen.

Gemeinsame Wohnalltage erzählt von Nähe und Distanz, von Begegnungen, Ritualen, Strukturen, Plänen und Regeln im Umgang mit den Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern, den Räumen und Dingen, der Hausarbeit und dem Pflegen, Einrichten und Schmücken der Wohnung. Dabei werden die gemeinsamen Wohnalltage ebenso basisdemokratisch wie hierarchisch kommunikativ in Begegnungen erarbeitet und schriftlich festgehalten. Zunächst definieren sich die gemeinsamen Wohnalltage über die einzelnen Mitbewohnerinnen und

Mitbewohner. Gemeinsam zu wohnen heisst, emotional in die Gemeinschaft zu investieren, Nähe und Kritik zuzulassen und zugleich Selbst- und Eigenständigkeit zu wahren, Distanz zu schaffen. Sodann heisst gemeinsam zu wohnen, sich immer wieder zufällig und vereinbart zu begegnen. Denn, wer kocht, wer putzt, wer kommt und wer geht, ist in den Haus- und Wohngemeinschaften nicht selbstverständlich. Die Organisation der gemeinschaftlichen Wohnalltage bedarf deshalb der Begegnung und der Kommunikation, die ihrerseits organisiert wird. In gemeinsamen Mahlzeiten, Sitzungen, Jahresversammlungen, Festen, Retraiten und Ritualen werden Konflikte im sozialen Gefüge austariert, Regeln aufgestellt und Aufgaben verteilt. So heisst gemeinsam zu wohnen schliesslich auch, die Haushaltsarbeit und -kosten zu teilen. Haushaltsarbeit, Buchhalterisches sowie Verhaltenskodizes sind in Verträgen, Plänen, Listen und Abmachungen festgehalten, Zuständigkeiten in Ämtern und Arbeitsgruppen verteilt. Gemeinsam zu wohnen heisst also folglich dreierlei: Arbeit an sich, Arbeit an der Begegnung und Arbeit am Haushalt.

Architekturen des Gemeinsamen blickt auf und in die Räume der Haus- und Wohngemeinschaften und zeigt, wie sich die Dinge und Räume zwischen Nähe und Distanz ordnen, welche Bedeutung der Zeit zukommt und wie sich die Gesprächspartnerinnen und -partner Räume und Dinge aneignen. Die Architekturen des Gemeinsamen spiegeln die Neuverhandlungen und -deutungen des Gemeinsamen zwischen Nähe und Distanz. Demensprechend ist das Raumgefüge komplexer als dasjenige von herkömmlichen Familien-, Paar- oder Singlewohnungen. Zwar unterscheiden die Gemeinschaften ebenso private Bereiche – geschlossen, im Obergeschoss platziert – und gemeinsame Flächen – offen und um den Eingangsbereich des Erdgeschosses gruppiert. Doch sind die Abstufungen differenzierter. In den Gemeinschaftsräumen werden die Haus- und Wohngemeinschaften zu dem, was sie sind: zu gemeinschaftlichen Wohnweisen. Hier also wird die Gemeinschaft verhandelt und gedeutet. Die gemeinsamen Räume sind offen, sichtbar und sie gehören allen. Es sind Räume der Repräsentation, der Inszenierung und Performanz. Dementsprechend sind sie spezialisiert: Es gibt Esszimmer, Bibliotheken, Medienzimmer, Musikzimmer, Werkzimmer, Fitness- oder Wellnessräume. Die gemeinsamen Räume haben also spezialisierte Funktionen und sind entsprechend eingerichtet, werden entsprechend genutzt. Die privaten Zimmer und Wohnungen aber sind geschlossene Orte des Alleinseins, des Rückzugs und der Intimität. Und als solche sind sie verschlossen und im nicht sichtbaren Bereich angeordnet. Im räumlich gefügten Gemeinsamen von Nähe und Distanz übernehmen sie deshalb den Part der räumlichen, dinglichen und zeitlichen Distanz. Ob als Wohnung oder als Zimmer, ob auf zwei Zimmer verteilt oder in einem vereint: Die bürgerliche Wohndreierheit von Wohnen – Arbeiten – Schlafen findet sich auch in den persönlichen Zimmern und privaten

Wohnungen der Haus- und Wohngemeinschaften, wenn auch in multifunktionaler Zusammenlegung, die zwischen einem gänzlich privat-intimen und einem halböffentlichen Bereich unterscheidet. Doch die Architekturen des Gemeinsamen stossen auch an ihre Grenzen. Beziehen sich die einen auf infrastrukturelle Mängel, Einrichtungsdefizite oder die Nutzungsintensität, beziehen sich andere auf das Raumgefüge, wo kaum mehr pragmatische Anpassungen möglich sind. Umso wichtiger erscheint es deshalb, in der Planung neuen Wohnraums die Gemeinschaften zu berücksichtigen, die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner abzuholen und Verhandlungen und Deutungen des Gemeinsamen in die Räume zu übersetzen.

Auszüge aus der Gemeinschaft steht am Ende der Wohnchronologie und handelt schliesslich vom Ausziehen. Die Auszüge sind dabei verschiedener Qualität, denn wenn viele gar nie einziehen, reicht es manchen schon wieder und andere können nicht mehr bleiben. So oder so ist die Gemeinschaft eine Wohnform auf Zeit. Die Gesprächspartnerinnen und -partner blicken deshalb zum Schluss in die Zukunft, die eigene und in diejenige der Gemeinschaft, und erzählen, wie es sich unter gesellschaftlicher Beobachtung lebt. Denn die Haus- und Wohngemeinschaften wecken zwar voyeuristische Neugierde und utopische Träumereien, doch einziehen tun die wenigsten. So findet Wohnen noch immer nur ausnahmsweise in Gemeinschaft statt, Einpersonenhaushalte, Partnerwohnungen und Familienheime bleiben die gesellschaftliche Konvention. Aber selbst diejenigen, die in die Gemeinschaft einziehen, bleiben nicht immer. Denn in den Haus- und Wohngemeinschaften ist längst nicht alles im Lot, auch wenn dies die Erzählungen meist zu suggerieren versuchen. Und schliesslich sind die Auszüge nicht immer freiwillig. Denn Fragilität und Gebrechlichkeit, Krankheit und Abhängigkeit sind zwar mitbedacht, aber nicht vorgesehen. So ist das Wohnen in der Gemeinschaft immer ein Wohnen auf Zeit. Mit den Gesprächspartnerinnen und -partnern werden schliesslich aber auch die Gemeinschaften alt. Nach dem Zukunftspotenzial gefragt, teilen sich die Einschätzungen. Glauben die einen an die Gemeinschaft, sind andere skeptisch.

Sicher ist: Die Haus- und Wohngemeinschaften sind Manifestationen und Performanzen des Alters im Umbruch. Sie entwerfen ein Alter im Dazwischen und Gleichzeitigen des vielen. Sie sind Ausdruck eines Alterns im Plural und damit eine unter anderen Wohnweisen. Insofern sind die Altersgemeinschaften also Orte andern Alterns. Und als solche müssen sie künftig in der Gerontologie und im Wohnungsbau berücksichtigt werden – es braucht Wohnweisen, die dem pluralen Alter gerecht zu werden vermögen. Dazu gehört auch die Städteplanung, die dem Alter Orte zuweist, die bestimmt, wo Altern stattfindet. Damit dies gelingen kann, müssen die Menschen miteinbezogen werden: in der Städteplanung, im Wohnungsbau und im Alter. Nur ihre Sinnzusammenhänge

und Selbstentwürfe, ihre Verhandlungen und Deutungen können den alltäglichen Wirklichkeiten gerecht werden. Wie dies gelingen kann, zeigen die skandinavischen Länder, die im gemeinschaftlichen Wohnen und in der Betreuung und Pflege eine Vorreiterrolle einnehmen. Denn vielleicht sind die Haus- und Wohngemeinschaften auch Ausdruck davon, dass in der sozialstaatlichen Verantwortung für das Alter in der Schweiz etwas in Schieflage geraten ist. Meine Gesprächspartnerinnen und -partner jedenfalls nehmen ihr Altern selbst in die Hand. Nicht zuletzt übernehmen die Gemeinschaften in Eigeninitiative sozialstaatliche Verantwortungen, etwa die Integration des Alters in die Gesellschaft, das Umdenken in der Finanzierung von Pflege und Betreuung und natürlich die Bereitstellung von adäquatem Wohnraum. Wie sich das gemeinschaftliche Wohnen also entwickelt, bleibt letztlich offen. Ein Umdenken in den Altersfragen fordern indes verschiedene. Inwiefern sich also Verschiebungen des Dispositiv auf das Wohnen, aber auch wie sich die Gemeinschaften auf das Dispositiv auswirken werden, wird sich weisen. Das Alter aber geht definitiv weiter.

Was das Alter anbelangt, so leiste selbstverständlich auch ich meinen Beitrag zur Füllung des dispositiven Wissensspeichers, wenn auch noch nach weiteren Manifestationen des Alters im Umbruch zu fragen wäre. Insofern wäre abschliessend zu bedenken, das Alter aufzugeben und es durch Nichtsagen vom Anderen wieder zum Eigenen zu machen. Der kulturwissenschaftliche Zugang läge demnach nicht allein in der Dekonstruktion, sondern ebenso in der De-thematisierung von Alter.

Dies birgt methodische Herausforderungen in sich. Denn Ethnografien bringen Wahrheiten ebenso wie Dispositive erst hervor. Dass es sich bei den Verdichtungen also zumeist um erfolgreiches Altern und gelingende Wohnalltage handelt, ist zum einen im Dispositiv und damit im Sagbaren angelegt. Zum anderen aber ist es auch der Methode des Forschungsgesprächs geschuldet. Dem Nichtgesagten, dem Scheitern, dem Schweigen und dem Traurigen zu folgen, da hinzuschauen, wo nichts zu sehen ist, da hinzuhören, wo nichts zu hören ist, das zu verstehen, was nicht verstehbar ist, lohnt sich also alleweil.

Forschungsgespräche sind immer auch persönliche Begegnungen, schöne, intensive Begegnungen. Durch die jahrelange Bearbeitung der verdateten Gespräche entstehen eigentümlich nahe Beziehungen, die so nie stattgefunden haben. Ich verabschiede mich nun also auch von Menschen, die mich begleitet haben, die mich berührt, bereichert, erstaunt, irritiert und manchmal auch verärgert haben. Meine Besuche in den Haus- und Wohngemeinschaften sind Momentaufnahmen, die so heute schon nicht mehr stimmen. Das Alter geht weiter, Gesprächspartnerinnen und -partner sterben, neue Mitbewohnerinnen und Mitbewohner ziehen ein. Schon jetzt sieht vieles wieder anders aus. Und die Blicke in die damalige Zukunft sind heute schon wieder Vergangenheit. Wie die Ordnungen

und Verdichtungen heute aussehen würden, bleibt deshalb offen. Das Hinzu-
kommen des Clusterwohnens als neue gemeinschaftliche Wohnweise aber ver-
weist darauf, dass der Umbruch noch lange nicht vorbei ist.

Im Altersheim meiner Grossmutter habe ich begonnen. Dieses Altersheim habe
ich seither nicht mehr betreten. Stattdessen bin ich heute zu Gast in einem ganz
anderen Altersheim. Hierhin lade ich Sie im Epilog abschliessend ein.

Epilog: In einer anderen Gemeinschaft

Elsa Schmitt besuchte als leidenschaftliche Verfechterin des Altersheims meine Vorträge. Ihre Voten glichen stets einem Plädoyer für den Einzug ins Altersheim. Das liess mich hellhörig werden. Ich besuchte Elsa Schmitt in «ihrem» Altersheim, das so gar nicht zu «meinem» passen wollte. Ihr gehören deshalb die letzten Zeilen.

Elsa Schmitt: Mein Mann ist 1999 ganz plötzlich gestorben. Auf dem Weg zum Briefkasten hatte er einen Herzinfarkt. Er lebte noch die ganze Nacht hindurch. Aber reagieren konnte er nicht mehr. Am nächsten Morgen starb er. Das war für mich eine ganz besondere Situation. Ich wusste ganz plötzlich nicht mehr, wofür ich lebte. Ich hatte davor 27 Jahre für meinen Mann gelebt, soweit man das sagen kann. Wir haben alles miteinander besprochen und ich habe alle seine Sachen getippt. Ich habe in dieser Arbeit gelebt, quasi für die Wissenschaft. Und dann kam plötzlich dieser Einschnitt. Ich wusste nicht mehr, was ich tun sollte. Ich war alleine. Und ich wollte lieber mit Menschen zusammen sein. Mein Einzug ins Altersheim hängt also mit dem Tod meines Mannes zusammen.

Als ich die Wohnung auflösen musste, dachte ich, irgendwann muss ich ja doch ins Altersheim, dann kann ich auch jetzt schon gehen. Aber ich war mir noch nicht sicher. Durch den Pfarrer, der die Abdankung für meinen Mann machte, kannte ich dieses Haus bereits. Ich besuchte eine Frau, die hier wohnte und keine Angehörigen hatte. So war mir dieses Haus bereits vertraut. Die Atmosphäre gefiel mir. Es waren zwei Dinge: Das viele Holz und die schönen Blumen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie schön ich es fand. Und dann dachte ich mir, besser als hier kann es nicht sein. So meldete ich mich an. Es dauerte zwei Jahre, bis ich ein Zimmer bekam. Aber diese Zeit brauchte ich auch, um die Wohnung planvoll aufzulösen. Als ich dann hier wohnte, hatte ich auch genug zu tun. Ich konnte mich überall nützlich machen. Das war sehr schön. Das ist nun 13 Jahre her.

Man ist natürlich glücklich, wenn man noch einigermaßen gesund ist. Wir haben hier viele, die können sich gar nicht mehr um andere kümmern. Die brauchen Betreuung. Ich brauche fast keine. Und das ist ganz schön.

Natürlich, heutzutage haben die Leute einen Fernseher und viele 80-Jährige haben auch einen Computer. So hat man eine Verbindung nach aussen. Aber dass man auch mal jemanden anlachen oder mal reden oder seinen Traum erzählen kann, das hat man dann nicht. Das kann man hier alles. Wir essen an Vierertischen im Speisesaal. Und dann erzählt man sich, wovon man geträumt hat, was man am Abend davor im Fernsehen gesehen hat. Dieser Austausch ist sehr wichtig und schön. Das ist ganz prima. Es ist natürlich oft so, dass eine Person am Tisch sitzt, die vielleicht nicht mehr gut hört. Dann muss man sehr laut reden. Oder es gibt jemanden, der sich überhaupt nicht mehr interessiert und nicht mehr spricht. Das gibt es auch. Aber die werden irgendwie so mitgetragen. Meistens ist es so, dass doch zwei pro Tisch miteinander reden können. An unserem Tisch machen wir gerne Rätsel, wenn wir auf das Essen warten müssen. Zuerst kommt der Salat, dann kommt die Suppe, dann kommt das Hauptgericht und dazwischen gibt es immer Pausen. Wir ergänzen uns. Neben mir sitzt eine ehemalige Lehrerin, die weiss sehr viel. Aber sie hat Probleme mit den Augen, sie kann nicht mehr lesen. Deshalb hört sie viele Hörbücher, das gibt es hier auch, die werden im Haus ausgetauscht.

Es gibt auch Interessensgruppen. Wir haben zum Beispiel eine Gruppe, die sich fast jeden Nachmittag im Kaffee trifft und zusammen Gedächtnisspiele macht. Dann gibt es eine Jazzgruppe. Es gibt solche, die miteinander malen, wir haben ein Atelier. Es gibt auch Leute, die sich nützlich machen möchten, aber geistig nicht mehr beweglich sind. Die dürfen dann Gemüse schnippeln für das Dörre Gemüse, das wir am Bazar verkaufen. Solche Sachen. Also zu tun hat eigentlich jeder etwas, der noch einigermaßen kann.

Wir haben aber auch eine Pflegeabteilung. Da sind auch Leute, die nur im Bett liegen. Das gibt es auch. Wenn es vertretbar ist, darf man in seinem Zimmer bleiben und wird dort bis zum Tod gepflegt. Es sei denn, man ist ansteckend krank oder man wird tobsüchtig. Das gibt es natürlich auch. Aber wir haben einige Leute, die schon sehr lange auf ihrem Zimmer gepflegt werden.

Sonntags nehme ich immer am Gottesdienst teil. Ich bin dafür verantwortlich, dass die Gesangsbücher verteilt werden, dass das Mikrophon eingestellt ist und dass danach Geld eingesammelt wird. Das muss nicht alles ich machen, aber ich bin dafür verantwortlich, dass es passiert. Das ist meine Hauptarbeit. Dann habe ich eine tibetische Schülerin, die Deutsch lernen muss. Sie kommt manchmal abends zu mir. Das macht mir Arbeit, aber auch Freude. Es ist etwas Schönes. Dann bin ich auch in einer Gedächtnistrainingsgruppe. Das macht immer Spass. Und wenn jemand einen Fehler macht, dann lachen alle. Man muss ja keine Prü-

fung ablegen. Das finde ich wunderschön. Wir haben eine Frau, die gut Klavier spielt. Einmal im Monat veranstaltet sie ein Wunschliedersingen. So kann ich vieles lernen, was ich vorher nicht kannte. Einmal im Monat ist Kegeln und im Sommer Boccia. Dann gibt es auch einen Lottoabend. Der ist meistens mittwochs. Und manchmal werden Filme gezeigt. Dienstags gibt es oft ein Konzert oder einen Vortrag. Manchmal auch einen Lichtbildervortrag.

Neuerdings heisst es Alterszentrum. Ich finde das nicht so schön. Aber da kann man nichts dagegen machen. Ein Zentrum ist mir viel zu kalt. Heim ist doch irgendwie angenehmer. Aber es gibt Leute, die sagen, Altersheim sei altmodisch, und dann wollen sie das nicht. Ich weiss nicht, was die Gründe sind.

Es gibt nur wenige Akademiker hier im Hause, aber es sind doch einige. Wir haben eine ehemalige Ärztin und mehrere ehemalige Ärzte unter den Bewohnern. Einen Chemieprofessor. Am nächsten stand mir ein Slavist. Mit ihm konnte ich mich sehr gut unterhalten. Aber er ist vor einigen Jahren gestorben. Daran muss man sich erst gewöhnen, dass sehr viele Leute sterben, während man hier ist. Damit muss man sich abfinden. Das ist nicht schön. Also in den 13 Jahren, in denen ich hier bin, sind viele gestorben. Aber einige aus der ersten Zeit sind immer noch da. Ich bin sehr gerne hier. Viele, die sich zuerst gestäubt haben, sind nun gerne hier. Die sagen dann auch, das hätten sie ja eigentlich schon eher machen können. Man ist ja so frei. Man kann Besuch haben, so viel man will, so lange man will. Wir haben einen Schlüssel, wir können jederzeit rein und raus. Nur dass man sich eben abmelden muss.

Man kann alles einrichten, wie man will. Das sind fast alles meine eigenen Möbel. Der Schrank ist eingebaut. Aber man kann ihn sich dann selber einrichten, wie man will. Wir haben keine Dusche. Aber auf dem Flur haben wir zwei, da kommt man ganz gut aneinander vorbei. Aber sonst werden wir eben auch sehr gut versorgt. Einmal in der Woche wird die Wäsche eingesammelt.

Man ist ja als alter Mensch von vornherein vergesslicher. Was mir aber sehr hilft, das ist so ein Kalender. Da mache ich dann schon am Anfang des Monats alle Eintragungen, die ich schon weiss, das andere kann man dann dazuschreiben. Es gibt aber auch Leute, die wollen das nicht. Es gibt solche, die wollen nicht wahrhaben, dass sie vergesslich sind. Das passiert also auch.

Ich habe immer noch sehr viel Papierkram. Aber es ist ja auch ganz gut, wenn man noch etwas zu tun hat. Ich habe einen Computer, der neuerdings auch als Fernseher brauchbar ist. Man muss zwar immer umschalten, aber da gewöhnt man sich dran. Man muss es lernen, auch beim Computer. Bei diesem neuen sind so manche Dinge. Da sind Zeichen drauf, die sind entweder so klein, dass ich sie fast nicht lesen kann oder sie sind mir unbekannt. Mein Computer kann viel mehr als ich kann. Ich hatte mich ganz gut an meinen früheren Computer gewöhnt. Aber jetzt ist wieder alles ein bisschen anders. Ich komme noch nicht mit allem richtig

klar. Aber es kommt jetzt immer häufiger vor, dass die Leute, die hier einziehen, schon einen Computer haben. Ich war damals die Erste.

Als ich hierherkam, bot ich meistens am Sonntag irgendwas an. Die Woche durch bereitete ich es vor. Ich zeigte Musik und las Gedichte vor. Da hatte ich immer etwa acht Leute um mich herum. Die waren versiert. Das machte ich eine Zeit lang jede Woche. Aber eben, das ist schon eine ganze Weile her. Es war schön, man fand Leute, die sich für so etwas interessierten. Manchmal mache ich auch jetzt noch etwas. Aber nicht regelmässig. Also Langeweile erlebte ich hier noch nicht. Ich finde es auch schön, dass man das, was man irgendwann mal gelernt hat, auch weitergeben kann.

Das Schönste ist die Geborgenheit. Man ist in der Gemeinschaft aufgehoben. Ich weiss nicht, ob es allen so geht, aber mir geht es so. Man fühlt sich von den anderen geliebt. Und zwar von vielen. In einer kleineren Wohngemeinschaft kann es gut gehen. Es kann aber auch sein, dass einer auf den anderen eifersüchtig ist. Hier gibt es auch mal Freundschaften, auf die vielleicht jemand eifersüchtig ist. Aber weil es so viele sind, gleicht es sich besser aus. Ich bin auch mit einem befreundet. Der ist jetzt 97. Ein ehemaliger Arzt. Dr. Wegelin. Wir gehen oft zusammen spazieren. Wir verstehen uns gut und haben die gleichen Interessen.

Es gibt sehr verschiedene Altersbilder. Wirklich sehr verschiedene. Das hängt auch wieder mit der Familiensituation ab. Es gibt viele, die haben eine grosse Familie. Die leben praktisch noch in der Vergangenheit und erzählen immer davon. Das ist ja auch gut. Aber andere, die sind alleine gekommen. Es gibt einige, die waren nie verheiratet. Und da sieht es dann wieder ganz anders aus. Es gibt natürlich solche, die kommen und sagen, sie wollen nichts mehr tun. Sie hätten ihr Leben lang gearbeitet, jetzt wollten sie es schön haben. Aber wenn sie eine Zeit lang hier sind, dann möchten sie eigentlich doch noch etwas tun. Man kann sich tatsächlich noch betätigen. Man kann wenigstens jemanden mit dem Rollstuhl bis zum Fahrstuhl bringen und den Knopf drücken. Dann hat man etwas Gutes getan und findet sich selber auch gut. Und das finde ich gut. Das finde ich wichtig.

Wenn ich in den Garten gehe, dann benutze ich den Rollator, denn dann kann ich schön gerade und ohne Mühe gehen. Und wenn ich in die Stadt gehe, nehme ich den Stock. Und wenn ich mit Herrn Wegelin spazieren gehe, dann kann ich bei ihm einhängen. Er ist auch nicht ganz sicher auf den Beinen. Aber zusammen geht es meistens.

Wir können uns noch einige der Gemeinschaftsräume anschauen, wenn es Ihnen recht ist. Das ist ein interessanter Raum, die sogenannte Bibliothek. Bücher sind aber nicht das Einzige. Es gibt hier auch Zeitungen. Manche Leute setzen sich am Morgen hierher und lesen dann die Zeitung. Es gibt ein Lesegerät, mit dem Vergrösserungen gemacht werden können. Man kann einen Text reinschieben und es

so ausbalancieren, dass man auf dem Bildschirm den Text sieht. Hier steht auch noch ein allgemeiner Computer. Die Bücher darf man auch ausleihen und mit ins Zimmer nehmen. Es wird nicht aufgeschrieben. Es ist alles ziemlich offen.

Hier ist unser Krafttraining. Das haben wir also auch. Das dürfen wir aber nur unter Aufsicht benutzen. Es gibt auch bestimmte Zeiten. Ich gehe immer montags und mittwochs, aber nicht am Freitag. Ich mache es zweimal. Man könnte dreimal, das ist mir zu viel. Abnehmen kann man aber nicht damit.

Wir haben noch etwas Zeit. Ich zeige Ihnen den Festsaal, wenn es Ihnen recht ist. Hier gibt es überwiegend Gästezimmer. Schauen wir mal, ob er da ist. Friedrich? Hier wohnt eben der Herr Wegelin. Ah, hier bist du. Hallo, guten Morgen. Das ist mein Besuch, das ist Frau Niederhauser. Frau Niederhauser beschäftigt sich mit alten Leuten. Sie vertritt die These, am besten sei eine kleine Wohngemeinschaft. Haben Sie nicht gesagt? Eine Möglichkeit ist eine kleine Wohngemeinschaft. Und wir sind hier eine grosse Wohngemeinschaft. Wir wollen dich nicht aufhalten. Wir schauen uns jetzt den Festsaal an und gehen danach in die Cafeteria.

Nachher gehen wir durch den Garten. Da hinten haben wir noch einen Hühnerhof. Es ist alles möglich bei uns. Das ist eine ganz lauschige Ecke. Aber das machen wir nachher. Schauen wir, was es zu essen gibt. Heute gibt es gekochtes Siedfleisch. Normalerweise mit Bouillon, Kartoffeln und Gemüse. Man kann aber auch ein pochirtes Ei haben, auch mit Bouillonkartoffeln und Gemüse. Dazu gibt es eine Hafercrème-Suppe. Und Salat gibt es auch, wenn man will.

Wir haben eigentlich alle ein gutes Verhältnis zum Personal. Das ist auch sehr wichtig. Wenn man jemanden sieht, kann man Hallo sagen. Das ist etwas Schönes. Eines habe ich noch nicht erwähnt. Man hat mich quasi zum Hofpoeten ernannt. Ich muss also immer Gedichte schreiben, wenn Abschiedsfeiern sind oder irgendwas. Manchmal ist es auch mit Singen verbunden.

Machen wir uns auf zum Hühnerhof, wenn es Ihnen recht ist. In diesem kleinen Häuschen werden Tomaten gezüchtet. Und hier haben wir einen kleinen Kräutergarten. Die Unordnung ist Programm. Man möchte also den Tieren auch Möglichkeiten geben. Es gibt auch einen Gartenclub. Diejenigen, die sich dafür interessieren, können im Garten mithelfen. Schauen Sie den grossen Kürbis. Und hier sind nochmals Hühner. Es gibt auch einen Tennisplatz. Aber ich habe noch nie jemanden spielen gesehen. Aber man könnte. Schauen Sie den prächtigen Nussbaum, der alles überragt.

So, letzte Gelegenheit, etwas zu fragen. Möchten Sie noch etwas wissen? Es war schön, dass Sie hier waren. Das war wirklich schön. Und wenn Sie Leute sehen, die mich kennen, dann sagen Sie ihnen einen schönen Gruss. Auf Wiedersehen!

Bibliografie

- Agamben, Giorgio: Was ist ein Dispositiv? Zürich und Berlin: Diaphanes 2008.
- Agneskirchner, Alice: Silver-Girls – Die Alten-WG. Fünfteilige Doku-Soap. Arte 2005.
- Aigner, Heidrun: Das Einküchenhaus Heimhof auf der Schmelz. Zum Potential queer/ feministischer Zwischenräume. In: Alexandra Schwell und Jens Wietschorke (Hg.): Orts-Erkundungen. Der Stadt auf der Spur. Wien: Institut für Europäische Ethnologie 2012, S. 135–152.
- Anderegg, Roger: «Wir suchen das richtige Mass zwischen Nähe und Distanz.» In der Alters-WG Eichhorn in Romanshorn haben vier muntere Senioren in einer alten Villa zusammengefunden. In: Die Sonntagszeitung, 9. 3. 2008, S. 86f.
- Andersen, Sabine: Kindheit als Dispositiv. Ein Zugang erziehungswissenschaftlicher und historischer Kindheitsforschung. In: Ludwig A. Pongratz, Michael Wimmer, Wolfgang Nieke und Jan Masschelein (Hg.): Nach Foucault. Diskurs- und machtanalytische Perspektiven der Pädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 158–175.
- Aner, Kirsten: Junge Alte als Hoffnungsträger zivilgesellschaftlichen Engagements. In: Dieter Ferring, Miriam Haller, Hartmut Meyer-Wolters und Tom Michels (Hg.): Soziokulturelle Konstruktionen des Alters. Transdisziplinäre Perspektiven. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 311–325.
- Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. München: Hanser 1975.
- Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2010.
- Bachmann-Medick, Doris: Writing Culture – ein Diskurs zwischen Ethnologie und Literaturwissenschaft. In: KEA. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 4 (1992), S. 1–20.
- Backes, Gertrud M.: Alter und Altern im Kontext der Entwicklung von Gesellschaft. In: Andreas Kruse und Mike Martin (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern, Göttingen, Toronto und Seattle: Hans Huber 2004, S. 82–96.
- Backes, Gertrud M. und Wolfgang Clemens: Soziologische Alternstheorien. In: Wolf D. Oswald, Ursula Lehr, Cornelia Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Stuttgart: Kohlhammer 2006, S. 36–42.
- Baltes, Paul B. und Margret M. Baltes: Gerontologie. Begriff, Herausforderung und Brennpunkte. In: ders., Ursula M. Staudinger und Jürgen Mittelstrass (Hg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin: de Gruyter 1992, S. 1–34.
- Barlösius, Eva: Naturgemässe Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende. Frankfurt am Main und New York 1997.
- Bausinger, Hermann: Von der Alterslast, der Last des Alters, und wie sie sich tragen lässt. Kulturhistorische Anmerkungen zum Leben und Wohnen im Alter. In: Peter

- Borscheid, ders. und Leopold Rosenmayr (Hg.): Die Gesellschaft braucht die Alten. Opladen: Leske + Budrich 1998, S. 26–41.
- Beauvoir, Simone de: Das Alter: Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1972.
- Beck, Stefan (Hg.): Alt sein – entwerfen, erfahren. Ethnografische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen. Berlin: Panama 2005.
- Becker, Ruth: Lebens- und Wohnformen. Dynamische Entwicklung mit Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis. In: dies. (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 402–411.
- Bellwald, Waltraut: Wohnen und Wohnkultur. Wandel von Produktion und Konsum in der Deutschschweiz. Zürich: Volkskundliches Seminar 1996.
- Bender, Saskia-Fee: Körper- und Attraktivitätsnormierungen von Alter(n) und Geschlecht. In: Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6 (2010/11), S. 113–122.
- Bendix, Regina: Ethnographisches Arbeiten in und für die eigene Gesellschaft. Zu einem Berufsethos und seinen Folgen. In: Sonja Windmüller, Beate Binder und Thomas Hengartner (Hg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin: LIT 2009, S. 31–47.
- Bendix, Regina: Was über das Auge hinausgeht. Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 102 (2006), S. 71–84.
- Bertels, Lothar: Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt. Opladen: Leske + Budrich 1990.
- Biggs, Simon und Jason L. Powell: Foucauldian Gerontology: A Methodology for Understanding Aging. In: Electronic Journal of Sociology 7 (2003), www.sociology.org/content/vol7.2/03_powell_biggs.html (3. 7. 2018).
- Bimmer, Andreas C.: Familienforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin: Dietrich Reimer 2001, S. 311–328.
- Böhnisch-Brednich, Brigitte: Autoethnographie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 108 (2012), S. 47–63.
- Böllert, Karin und Hans-Uwe Otto (Hg.): Die neue Familie – Lebensformen und Familiengemeinschaften im Umbruch. Bielefeld: KT-Verlag 1993.
- Borscheid, Peter: Altern gestern und heute. Wie das Altern sein Gesicht verändert hat. In: ders., Hermann Bausinger und Leopold Rosenmayr (Hg.): Die Gesellschaft braucht die Alten. Opladen: Leske + Budrich 1998, S. 13–25.
- Borscheid, Peter: Der alte Mensch in der Vergangenheit. In: Paul B. Baltes und Jürgen Mittelstrass (Hg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin: de Gruyter 1992, S. 35–61.
- Borscheid, Peter: Geschichte des Alters. Vom Spätmittelalter zum 18. Jahrhundert. München: dtv 1989.
- Borscheid, Peter und Harm-Peer Zimmermann: Altersbilder – historische und kulturelle Vergleiche. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft. Berlin: Bundesanzeiger Verlagsgesellschaft 2010, S. 43–64.
- Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007.

- Brückner, Wolfgang: Kulturgeschichtliche Möbelforschung. VW-Symposium in Würzburg vom 16.–19. 10. 1986. In: Bayrische Blätter für Volkskunde 14 (1987), S. 1–18.
- Bublitz, Hannelore: Diskurs. Bielefeld: transcript 2003.
- Buchen, Sylvia und Maja S. Maier: Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel. In: dies. (Hg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S. 7–27.
- Bührmann, Andrea D.: Die Normalisierung der Geschlechter in Geschlechterdispositiven. In: Hannelore Bublitz (Hg.): Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. Frankfurt am Main und New York: Campus 1998, S. 71–94.
- Bührmann, Andrea D. und Werner Schneider: Mehr als nur diskursive Praxis? – Konzeptionelle Grundlagen und methodische Aspekte der Dispositivanalyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 8 (2007), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702281> (5. 6. 2018).
- Bührmann, Andrea D. und Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript 2008.
- Bundesamt für Statistik: Die Bevölkerung der Schweiz 2013, www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/aktuell/neue-veroeffentlichungen.assetdetail.349252.html (25. 7. 2018).
- Bürkert, Karin, Catharina Kessler, Anna-Carolina Vogel und Nadine Wagener-Böck: Doing Dissertation. Einführende Überlegungen zur Konstruktion von Wissen und Wissenschaftler_innen. In: dies. (Hg.): Nachwuchsforschung – Forschungsnachwuchs. Ein Lesebuch zur Promotion als Prozess. Göttingen: Schermer Media 2012, S. 9–19.
- Butler, Judith: Körper von Gewicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997.
- Butler, Judith: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Uwe Wirth (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 301–320.
- Carsten, Jan, Thomas Düllo und Claudia Richartz-Sasse (Hg.): Zimmerwelten – Wie junge Menschen heute wohnen. Essen: Klartext 2000.
- Clifford, James: Halbe Wahrheiten. In: Gabriele Rippl (Hg.): Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt am Main: Fischer 1993, S. 104–135.
- Clifford, James: Über ethnographische Autorität. In: Eberhard Berg und Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, S. 109–157.
- Cole, Thomas R. und Mary G. Winkler: «Unsere Tage zählen». Ein historischer Überblick über Konzepte des Alterns in der westlichen Kultur. In: Gerd Göckenjan und Hans-Joachim Kondratowitz (Hg.): Alter und Alltag. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 35–66.
- Cyprian, Gudrun: Sozialisation in Wohngemeinschaften. Stuttgart: Enke 1978.
- Daxelmüller, Christoph: Möbel, Mobiliar und Alltag. Anmerkungen zu Aufgaben und Zielen volkskundlicher Möbelforschung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 29 (1984), S. 89–106.
- Delaney, Patrick: Gouvernementalität in der alternden Gesellschaft. Wohnen im Alter zwischen Neoliberalismus und Solidarität. Berlin: Sigma 2014.

- Deleuze, Gilles: Was ist ein Dispositiv? In: François Ewald und Bernhard Waldenfels (Hg.): *Spiele der Wahrheit*. Michel Foucaults Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 153–162.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari: *Rhizom*. In: dies.: *Kapitalismus und Schizophrenie*. Tausend Platteaus. Berlin: Merve 1992, S. 11–42.
- Denninger, Tina, Silke van Dyk, Stephan Lessenich und Anna Richter: *Leben im Ruhestand*. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft. Bielefeld: transcript 2014.
- Denninger, Tina, Silke van Dyk, Stephan Lessenich und Anna Richter: Zur Neuverhandlung der Lebensphase Alter. Methodologische und methodische Überlegungen aus dispositivtheoretischer Perspektive. In: Andrea von Hülsen-Esch, Miriam Seidler und Christian Tassold (Hg.): *Methoden der Alter(n)sforschung*. Disziplinäre Positionen und transdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: transcript 2013, S. 35–51.
- Depner, Anamaria: Wie der *spatial turn* Einzug ins Wohnzimmer hält. Theoretische Überlegungen zur Konstruktion und materiellen Verankerung von Wohnräumen. In: Manfred Pfaffenthaler, Stefanie Lerch, Katharina Schwabl, Dagmar Probst (Hg.): *Räume und Dinge*. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld: transcript 2014, S. 283–298.
- Depner, Anamaria und Carolin Kollewe: High-Tech und Handtasche. Gegenstände und ihre Rolle in der Pflege und Unterstützung älterer und alter Menschen. In: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): *Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis*. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld: transcript 2017, S. 301–326.
- Deutsch, Dorette: *Lebensträume kennen kein Alter*. Neue Ideen für das Zusammenwohnen der Zukunft. Frankfurt am Main: Krüger 2007.
- Diebie, Pascal: *Wie man sich bettet*. Die Kulturgeschichte des Schlafzimmers. Stuttgart: Klett-Cotta 1989.
- Dörrhöfer, Kerstin und Ulla Terlinden: *Verortungen*. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 1998.
- Drascek, Daniel: «Ich werde 100 Jahre alt». Zum stereotypisierten Bild des alten Menschen in einer medial vermittelten Erzählkultur der Gegenwart. In: ders., Irene Götz, Tomislav Helebrant, Christoph Köck und Burkhard Lauterbach (Hg.): *Erzählen über Orte und Zeiten*. Eine Festschrift für Helge Gerndt und Klaus Roth. New York, München und Berlin: Waxmann 1999, S. 13–34.
- Dressel, Gert und Nikola Langreiter: Wenn «wir selbst» zu unserem Forschungsfeld werden. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 4 (2003), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302276> (12. 12. 2017).
- Duttweiler, Stefanie: Ein völlig neuer Mensch werden. Aktuelle Körpertechnologien als Medium der Subjektivierung. In: Karl Brunner, Andrea Griesebner und Daniela Hammer-Tugendhat (Hg.): *Verkörperte Differenzen*. Wien: Turia + Kant 2004, S. 130–146.
- Dyk, Silke van: Junge Alte im Spannungsfeld von liberaler Aktivierung, *ageism* und *anti-ageing*-Strategien. In: dies. und Stephan Lessenich (Hg.): *Die jungen Alten*. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus 2009, S. 316–339.
- Dyk, Silke van und Stephan Lessenich (Hg.): *Die jungen Alten*. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus 2009.

- Dyk, Silke van und Stephan Lessenich: «Junge Alte»: Vom Aufstieg und Wandel einer Sozialfigur. In: dies. (Hg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus 2009, S. 11–48.
- Eggmann, Sabine: Diskursanalyse. Möglichkeiten für eine volkscundlich-ethnologische Kulturwissenschaft. In: Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin: Reimer 2013, S. 55–77.
- Eggmann, Sabine: Volkskunde als Kulturwissenschaft. Der Diskursraum als Denkraum des Faches. In: Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba und Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 2009, S. 153–177.
- Ehmer, Josef: Altersstrukturen im historischen Wandel. Demografische Trends und gesellschaftliche Bewertung. In: Brigitte Röder, Willemijn de Jong und Kurt W. Alt (Hg.): Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 2012, S. 403–436.
- Ehmer, Josef: Sozialgeschichte des Alters. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.
- Endter, Cordula: Arbeit an der Grauzone – Sorgebeziehungen zwischen einem Gedächtnistraining und dessen Nutzer/innen. In: Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Kulturen der Sorge. Wie unsere Gesellschaft ein Leben mit Demenz ermöglichen kann. Frankfurt am Main und New York: Campus 2018, S. 313–332.
- Endter, Cordula: Ein Tablet für Herrn Wolf. Nutzer*innenbeteiligung in Innovationsprozessen am Beispiel altersgerechter Technologien. In: Claudia Stöckl, Karin Kicker-Frasinghelli und Susanne Finker (Hg.): Die Gesellschaft des langen Lebens. Soziale und individuelle Herausforderungen. Bielefeld: transcript 2016, S. 75–93.
- Endter, Cordula und Sabine Kienitz (Hg.): Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld: transcript 2017.
- Enquête-Kommission Demografischer Wandel 2002: Schlussbericht. Herausforderungen unserer älter werdenden Gesellschaft an den Einzelnen und die Politik, <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/14/088/1408800.pdf> (5. 6. 2018).
- Färber, Alexa: Das unternehmerische ethnographische Selbst. Aspekte der Intensivierung von Arbeit im ethnologisch-ethnographischen Feldforschungsparadigma. In: Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba und Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): Horizonte ethnographischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 2009, S. 178–202.
- Farkas, Reinhard: Leben und Arbeiten/Wirtschaften und Wohnen. In: Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen: 1880–1933. Wuppertal: Hammer 1998, S. 245–250.
- Ferring, Dieter: Von «Disengagement» zu «Successful Ageing». Modellvorstellungen über das (gute) Altern. In: ders., Miriam Haller, Hartmut Meyer-Wolters und Tom Michels (Hg.): Soziokulturelle Konstruktionen des Alters. Transdisziplinäre Perspektiven. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 255–272.
- Feuchter-Schawelka, Anne: Siedlungs- und Landkommunenbewegung. In: Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen: 1880–1933. Wuppertal: Hammer 1998, S. 227–244.
- Fleischer, Eva: Subjektbezogene Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens. In: Theo Hug (Hg.): Wie kommt Wissenschaft zu Wissen. Band 1: Einführung in das wis-

- senschaftliche Arbeiten. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren 2011, S. 237–252.
- Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2007.
- Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke: Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: dies. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2000, S. 13–29.
- Flusser, Vilém: Das Bett. In: Sebastian Hackenschmidt und Klaus Engelhorn (Hg.): Möbel als Medien. Beiträge zu einer Kulturgeschichte der Dinge. Bielefeld: transcript 2011, S. 289–303.
- Foucault, Michel: Das Spiel des Michel Foucault. In: ders.: Schriften in vier Bänden. Band 3: 1976–1979. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 391–429.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983.
- Foucault, Michel: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973.
- Foucault, Michel: Wahrheit und Macht. Interview mit Michel Foucault von Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino. In: ders.: Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve 1978, S. 21–54.
- Foucault, Michel und Gilles Deleuze: Die Intellektuellen und die Macht. Ein Gespräch zwischen Michel Foucault und Gilles Deleuze. In: dies.: Der Faden ist gerissen. Berlin: Merve 1977, S. 86–100.
- Frevert, Ute: Ausdrucksformen bürgerlicher Öffentlichkeit – zwei Beispiele aus dem späten 18. Jahrhundert. In: Lutz Niethammer (Hg.): Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1990, S. 80–89.
- Friedan, Betty: The Fountain of Age. London: Cape 1993.
- Fritzen, Florentine: Gesünder Leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2006.
- Fritzsche, Bruno: Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur. In: Hans-Peter Aarburg und Kathrin Oester (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit. Diskussionsbeiträge zum Thema Wohnen. Freiburg: Universitätsverlag 1990, S. 17–34.
- Furrer, Daniel: Wasserthron und Donnerbalken. Eine kleine Kulturgeschichte des stillen Örtchens. Darmstadt: Primus 2004.
- Gajek, Esther: Rollatorenzugänge oder iPad-Nutzung? Die Konstruktion von Alter in musealen Seniorenprogrammen. In: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main und New York: Campus 2016, S. 133–146.
- Gajek, Esther: Seniorenprogramme an Museen. Alte Muster – Neue Ufer. Münster, New York, München und Berlin: Waxmann 2012.
- Gajek, Esther: Vestimentäre Praktiken von Frauen über 60 Jahren. In: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld: transcript 2017, S. 267–288.
- Gajek, Esther: Viel Sorge, aber auch Glück und Gelingen. Zur Diversität von Erfahrungen der Angehörigen von Demenzzkranken. In: Harm-Peer Zimmermann (Hg.):

- Kulturen der Sorge. Wie unsere Gesellschaft ein Leben mit Demenz ermöglichen kann. Frankfurt am Main und New York: Campus 2018, S. 235–258.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983, S. 7–43.
- Gerndt, Helge: Möbel als kultureller Wert. In: ders.: Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten. München: Beck 1981, S. 126–132.
- Gieselmann, Reinhard: Entwicklung des Wohnungsgrundrisses. In: Friederike Schneider (Hg.): Grundrissatlas – Wohnungsbau. Basel, Boston und Berlin: Birkhäuser 1997, S. 18–33.
- Göckenjan, Gerd: Das Alter würdigen: Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000.
- Göckenjan, Gerd: Vom tätigen Leben zum aktiven Alter. Alter und Alterszuschreibungen im historischen Wandel. In: Silke van Dyk und Stephan Lessenich (Hg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus 2009, S. 235–255.
- Götz, Irene, Ester Gajek, Alexandra Rau und Petra Schweiger: Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter. In: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld: transcript 2017, S. 55–80.
- Götz, Irene und Petra Schweiger: «Gott, was kommt jetzt daher?» Wie sich ältere Frauen in prekären Lebenslagen um ihre Zukunft sorgen. In: Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Kulturen der Sorge. Wie unsere Gesellschaft ein Leben mit Demenz ermöglichen kann. Frankfurt am Main und New York: Campus 2018, S. 283–311.
- Grebe, Heinrich: «Gute Praxis» als Ausweg? Zum Verhältnis von familialer Demenzsorge und Expert/innenrat. In: Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Kulturen der Sorge. Wie unsere Gesellschaft ein Leben mit Demenz ermöglichen kann. Frankfurt am Main und New York: Campus 2018, S. 217–234.
- Grebe, Heinrich: Selbstsorge im Angesicht von Verletzlichkeit und Endlichkeit: Facetten einer Lebenskunst des hohen Alters. In: Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann und Andreas Kruse (Hg.): Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit. Frankfurt am Main und New York: Campus 2013, S. 136–159.
- Grebe, Heinrich: «Über der gewonnenen Zeit hängt eine Bedrohung ...» Zur medialen Thematisierung von (hohem) Alter und Demenz. Inhalte, Strukturen, diskursive Grundlagen. In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg: AKA 2012, S. 97–107.
- Grebe, Heinrich: Von Irritationen und Resonanzen – Zur Bedeutung der Sinne bei Demenz. In: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main und New York: Campus 2016, S. 209–229.
- Grebe, Heinrich, Welf-Gerrit Otto und Harm-Peer Zimmermann: «The Journey into the land of forgetfulness» Metaphors of old age and dementia in the media. In: Ulla Kriebnernegg und Roberta Maierhofer (Hg.): The Ages of Life. Living and Aging in Conflict? Münster: LIT 2012, S. 89–106.

- Groebner, Valentin: Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung. Konstanz: University Press 2012.
- Günter, Joachim: Die Altersfalle – schon zugeschnappt? Seit mehr als hundert Jahren pendelt der demografische Diskurs zwischen Aufregen und Abwiegeln. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. 7. 2008, S. 23.
- Gyr, Ueli: Kulturelle Alltäglichkeit in gesellschaftlichen Mikrobereichen. Standpunkte und Elemente zur Konsensdebatte. In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.): Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1996. Göttingen: DGV 1997, S. 13–19.
- Gyr, Ueli: Zwischen Anfang und Ende, Ende und Anfang. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 103 (2007), S. 269–283.
- Gyr, Ueli (Hg.): Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Festgabe für Paul Hugger zum 65. Geburtstag. Zürich: Offizin 1995.
- Gyr, Ueli und Johanna Rolshoven: Wohnen, Multilokalität und Kulturdynamik. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 103 (2007), S. 153–155.
- Hackenschmidt, Sebastian und Klaus Engelhorn (Hg.): Möbel als Medien. Beiträge zu einer Kulturgeschichte der Dinge. Bielefeld: transcript 2011.
- Hahn, Hans Peter: Von der Ethnografie des Wohnzimmers zur Topografie des Zufalls. In: Elisabeth Tietmeyer, Claudia Hirschberger, Karoline Noack und Jane Redlin (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur. Münster: Waxmann 2010, S. 9–21.
- Haider, Ernst: Gemeinschaft auf Distanz. In: Dietmar Steiner (Hg.): Wohnen morgen: Lebensräume. Wien: Austria Press 1992, S. 29–33.
- Haller, Miriam und Thomas Küpper: Kulturwissenschaftliche Alternsstudien. In: Kirsten Aner und Ute Karl (Hg.): Handbuch soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 439–444.
- Hartung, Heike (Hg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld: transcript 2005.
- Hasse, Jürgen: Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft. Bielefeld: transcript 2009.
- Hausen, Karin: Das Wohnzimmer. In: Gerhard Haupt (Hg.): Orte des Alltags. Miniaturen aus der europäischen Kulturgeschichte. München: Beck 1994, S. 131–141.
- Hehl, Margareta und Barbara Zohren: Neue Wohnform für Mutige. Eine Generation revolutioniert die Zukunft. Biel: Die Brotsuppe 2015.
- Heidegger, Martin: Bauen, Wohnen, Denken. In: ders.: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen: Neske 1985, S. 145–162.
- Heidrich, Hermann: Dinge verstehen. Materielle Kultur aus Sicht der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 103 (2007), S. 223–236.
- Hellgardt, Sophie: Zehn Zimmer. Die bürgerliche Stadtwohnung des 19. Jahrhunderts. Eine Analyse nach Norbert Elias. Köln: PapyRossa 2011.
- Hengartner, Thomas: Technik – Kultur – Alltag. Technikforschung als Alltagskulturforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), S. 117–139.
- Hengartner, Thomas: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002), S. 27–39.
- Hengartner, Thomas und Anna Schindler (Hg.): Wachstumsschmerzen. Gesellschaftliche

- Herausforderungen der Stadtentwicklung und ihre Bedeutung für Zürich. Zürich: Seismo 2014.
- Hess, Sabine und Maria Schwertl: Vom «Feld» zur «Assemblage»? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung. In: dies. und Johannes Moser (Hg.): Europäisch-ethnologisch Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin: Reimer 2013, S. 13–37.
- Hessler, Martina: «Mrs. Modern Woman». Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung. Frankfurt am Main: Campus 2001.
- Hirschfelder, Gunther: Bilder vom Alter. Bewertungsmuster und soziale Realität des Alters von der Vormoderne bis zur Gegenwart. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 52 (2007), S. 15–32.
- Hochbaudepartement der Stadt Zürich und Amt für Städtebau (Hg.): Baukultur in Zürich: Wiedikon, Albisrieden, Altstetten. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2009.
- Holfelder, Ute: Die Schwiegermutter. Formung und Tradierung eines Stereotyps. Münster: Waxmann 2009.
- Holfelder, Ute: Zur Amalgamierung, Fest- und Fortschreibung von stereotypen Alters- und Frauenbildern. In: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyer für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main und New York: Campus 2016, S. 171–185.
- Höpflinger, François: Demografische Alterung – Trends und Perspektiven, www.hoepflinger.com/fhtop/Demografische-Alterung.pdf (5. 6. 2018).
- Höpflinger, François: Die zweite Lebenshälfte – Lebensperiode im Wandel. In: Andreas Huber (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel, Boston und Berlin: Birkhäuser 2008, S. 31–42.
- Höpflinger, François: Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter. Age Report 2009. Zürich: Seismo 2009.
- Höpflinger, François: Entwicklung und Stand der Gerontologie in der Schweiz, www.hoepflinger.com/fhtop/fhalter1B.html (5. 6. 2018).
- Höpflinger, François: Traditionelles und neues Wohnen im Alter. Age Report 2004. Zürich: Seismo 2006.
- Höpflinger, François: Wandel des Alters – neues Alter für neue Generationen, www.hoepflinger.com/fhtop/fhalter1.html (12. 5. 2018).
- Höpflinger, François: Zur Geschichte des Alters in der Schweiz, www.hoepflinger.com/fhtop/fhalter1A.html (19. 6. 2018).
- Höpflinger, François und Pasqualina Perrig-Chiello: Die Babyboomer – Eine Generation revolutioniert das Alter. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2009.
- Höpflinger, François und Astrid Stuckelberger: Demografische Alterung und individuelles Altern. Ergebnisse aus dem nationalen Forschungsprogramm NFP 32 *Alter*. Zürich: Seismo 1999.
- Hradil, Stefan: Bauen auf Schwemmsand? Sozialwissenschaftliche Prognosen für das Hausen von morgen. In: Werkundzeit 51 (2003), S. 9–11.
- Huber, Andreas: Der Wohnungsmarkt im Spannungsfeld von Demografie und Lebensphasen. In: ders. (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel, Boston und Berlin: Birkhäuser 2008, S. 47–63.

- Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel, Boston und Berlin: Birkhäuser 2008.
- Huber, Andreas, Margrit Hugentobler und Regina Walthert-Galli: Neue Wohnmodelle in der Praxis. In: ders. (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel, Boston und Berlin: Birkhäuser 2008, S. 77–169.
- Hülßen-Esch, Andrea von, Miriam Seidler und Christian Tagsold (Hg.): Methoden der Alter(n)sforschung. Disziplinäre Positionen und transdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: transcript 2013.
- Huwylar, Edwin: Mein Heim – mein Kosmos. Wohnkultur am Beispiel eines Witwenhaushalts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1 (2002), S. 133–144.
- Jacobs, Timo: Alter(n) ist nicht gleich Alter(n). Deutungen des hohen Alters in wissenschaftlichen Diskursen. In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg: AKA 2012, S. 121–135.
- Jaeggi, Eva, Angelika Faas und Katja Mruck: Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten, <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2004/291> (15. 6. 2018).
- Joerissen, Peter und Cornelia Will: Die Lebenstreppe. Bilder der menschlichen Lebensalter. Köln und Bonn: Rheinland-Verlag 1983.
- Jong, Willemijn de: Wie Fakten übers Alter(n) altern: eine ethnologische Annäherung. In: Brigitte Röder, Willemijn de Jong und Kurt W. Alt (Hg.): Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 2012, S. 51–68.
- Kahlert, Heike: Die hundertjährige Frau – neue Alter(n)s- und Geschlechterkonstruktionen in der alternden Gesellschaft? In: Brigitte Röder, Willemijn de Jong und Kurt W. Alt (Hg.): Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 2012, S. 379–401.
- Kammler, Clemens und Rolf Parr (Hg.): Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007.
- Kanacher, Ursula: Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. Eine Untersuchung zum Wandel des Wohnungsgrundrisses als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels von 1850 bis 1975 aus der Sicht der Elias'schen Zivilisationstheorie. Frankfurt am Main: Fischer 1987.
- Karl, Fred (Hg.): Das Altern der «neuen Alten». Eine Generation im Strukturwandel des Alters. Berlin: LIT 2012.
- Kaschuba, Wolfgang: Be-wohnte Dinge. In: Andreas Hartmann, Peter Höher, Christiane Cantauw, Uwe Meiners und Silke Meyer (Hg.): Die Macht der Dinge. Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln. Münster, New York, München und Berlin 2011, S. 309–316.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Die Macht der Räume. Die Auswirkungen der Raumstruktur der Wohnung auf das Leben der Frau. In: Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung (Hg.): Rund um die Uhr. Frauenalltag in Stadt und Land zwischen Erwerbsarbeit, Erwerbslosigkeit und Hausarbeit. 3. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1988 am Institut für Europäische Ethnologie Marburg. Marburg: Jonas 1988, S. 221–233.

- Katschnig-Fasch, Elisabeth: *Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*. Wien, Köln und Weimar: Böhlau 1998.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Wohnen als Forschungsfeld der Volkskunde. Gedanken und Aspekte. In: Helmut Eberhart, Völker Hänsel, Günther Jontes und Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): *Bauen-Wohnen-Gestalten*. Festschrift für Oskar Moser zum 70. Geburtstag. Trautenfels: Verein Schloss Trautenfels 1984, S. 241–246.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Wohnen und Wohnkultur im Wandel. In: Waltraud Kokot, Thomas Hengartner und Kathrin Wildner (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung*. Eine Bestandsaufnahme. Berlin: Reimer 2000, S. 123–138.
- Keil, Maria: Alter(n) in der Horizontale oder ein Bett ohne Ruhe. In: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): *Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis*. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld: transcript 2017, S. 289–300.
- Keller, Reiner: Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 8 (2007), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702198> (5. 6. 2018).
- Keller, Reiner: *Diskursforschung*. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007.
- Kerbs, Diethart und Jürgen Reulecke (Hg.): *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933*. Wuppertal: Hammer 1998.
- Kirbach, Roland: Ab in die WG. In: *Die Zeit*, 24. 1. 2008, S. 13–17.
- Knorr-Cetina, Karin: Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: *Soziale Welt*. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis 40 (1989), S. 86–96.
- Knorr-Cetina, Karin: Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der «Verdichtung» von Gesellschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17 (1988), S. 85–101.
- Korff, Gottfried: Einige Bemerkungen zum Wandel des Bettes. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), S. 1–16.
- Korff, Gottfried: Namenswechsel als Paradigmenwechsel? Die Umbenennung des Faches Volkskunde an deutschen Universitäten als Versuch einer «Entnationalisierung». In: Sigrid Weigel und Birgit R. Erdle (Hg.): *Fünzig Jahre danach*. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zürich: vdf 1996, S. 403–434.
- Korff, Gottfried: Puppenstuben als Spiegel bürgerlicher Wohnkultur. In: Lutz Niethammer (Hg.): *Wohnen im Wandel*. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal: Hammer 1979, S. 28–43.
- Krasberg, Ulrike: «Hab ich vergessen, ich hab nämlich Alzheimer!» Beobachtungen einer Ethnologin in Demenzwohngruppen. Bern: Huber 2013.
- Kremer-Preiss, Ursula und Holger Stolarz: *Neue Wohnkonzepte für das Alter und praktische Erfahrungen bei der Umsetzung – eine Bestandsanalyse*. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe 2003.
- Kricheldorf, Cornelia: Neue Wohnformen und gemeinschaftliches Wohnen im Alter. In: Sylvia Buchen und Maja S. Maier (Hg.): *Älterwerden neu denken*. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S. 237–248.
- Kritzmöller, Monika: *Von Schneckenhaus bis Adlerhorst*. Interdependenzen zwischen Lebensstil und Wohnungseinrichtung. Frankfurt am Main und Bern: Lang 1996.

- Krosse, Susanne: Wohnen ist mehr. Andere Wohnkonzepte für neue Lebensformen. Frankfurt am Main: Lang 2005.
- Kruse, Andreas: Psychologische Alternstheorien. In: Wolf D. Oswald, Ursula Lehr, Cornel Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Stuttgart: Kohlhammer 2006, S. 31–36.
- Kruse, Andreas und Mike Martin (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern, Göttingen, Toronto und Seattle: Hans Huber 2004.
- Kruse, Andreas und Hans-Werner Wahl: Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen. Heidelberg: Spektrum 2010.
- Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1969.
- Kühne, Bärbel. Ganz schön alt. Zum Bild des (weiblichen) Alters in der Werbung. Eine semiotische Betrachtung. In: Ursula Pasero, Gertrud M. Backes und Klaus R. Schroeter (Hg.): Altern in Gesellschaft. Ageing – Diversity – Inclusion. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 77–110.
- Kühne, Bärbel: Wrinkled ... Wonderful? Eine semiotische Erkundung neuer Altersbilder in der Werbung. In: Heike Hartung (Hg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld: transcript 2005, S. 253–274.
- Kunow, Rüdiger: «Ins Graue». Zur kulturellen Konstruktion von Altern und Alter. In: Heike Hartung (Hg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld: transcript 2005, S. 21–43.
- Kurz, Daniel: Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900–1940. Zürich: gta 2008.
- Latour, Bruno: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002.
- Latour, Bruno: Porträt von Gaston Lagaffe als Technikphilosoph. In: ders.: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademischer Verlag 1996, S. 17–27.
- Le Corbusier und Pierre Jeanneret: Fünf Punkte zu einer neuen Architektur. In: Die Form. Zeitschrift für gestaltende Arbeit 2 (1927), S. 272–274, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/form1927/0282/image> (23. 7. 2018).
- Lehr, Ursula: Demografischer Wandel. In: Wolf D. Oswald, dies., Cornel Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Stuttgart: Kohlhammer 2006, S. 159–164.
- Lenz, Karl, Martin Rudolph und Ursel Sickendiek: Alter und Altern aus sozialgerontologischer Sicht. In: dies. (Hg.): Die alternde Gesellschaft. Problemfelder gesellschaftlichen Umgangs mit Altern und Alter. Weinheim und München: Juventa 1999, S. 7–96.
- Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66.
- Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003), S. 177–188.
- Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993), S. 1–33.

- Löffler, Charlotte: Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2014.
- Lundgren, Anna Sofia: Doing age: methodological reflections on interviewing, <http://qrj.sagepub.com> (7. 7. 2018).
- Maierhofer, Roberta: Das Leben als narrativer Akt. Altern als Erzählen. In: *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6* (2010/11), S. 97–112.
- Manz, Ulrike: «Als älterer Mensch, da gehört das dazu.» Altersbilder in den Körperkonzepten chronisch Kranker. In: *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6* (2010/11), S. 84–112.
- Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim und Basel: Beltz 2002.
- Mettele, Gisela: Der private Raum als öffentlicher Ort. Geselligkeit im bürgerlichen Haus. In: Dieter Hein und Andreas Schulz (Hg.): *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt*. München 1996, S. 155–169.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth und Hartwig Berger: Bodenreform. In: Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke (Hg.): *Handbuch der deutschen Reformbewegungen: 1880–1933*. Wuppertal: Hammer 1998, S. 265–276.
- Meyer-Wolters, Hartmut: Wechselwirkungen von Forschung und Alter(n)skultur. Methodologische Überlegungen. In: Dieter Ferring, Miriam Haller, ders. und Tom Michels (Hg.): *Soziokulturelle Konstruktionen des Alters. Transdisziplinäre Perspektiven*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 199–216.
- Miklautz, Elfe, Herbert Lachmayer und Reinhard Eisendle (Hg.): *Die Küche. Zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raums*. Wien: Böhlau 1999.
- Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6* (2010/11): *Alter(n)*. Hg. v. Helga Mitterbauer und Katharina Scherke. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2012.
- Moebius, Stephan und Dirk Quadflieg: Kulturtheorien der Gegenwart – Heterotopien der Theorie. In: dies. (Hg.): *Kultur. Theorien der Gegenwart*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 9–15.
- Mohrmann, Ruth-E.: Wohnen und Wirtschaften. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Berlin: Reimer 2001, S. 133–153.
- Mollenkopf, Heidrun, Frank Oswald und Hans-Werner Wahl: Wohnen und Wohnumwelt. In: Oswald, Wolf D., Ursula Lehr, Cornel Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): *Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe*. Stuttgart: Kohlhammer 2006, S. 399–402.
- Muri, Gabriela: «Mehr als Wohnen» – Wohnen, Räume, Lebenswelten: Planung, Architektur und Erziehungsmuster ermöglichen oder verhindern Entwicklung. In: *und Kinder 94* (2014), S. 31–42.
- Muri, Gabriela: Raum und Gesellschaft. Zu einer kultur-, zeit- und praxistheoretischen Fundierung des Raumbegriffs. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109* (2013), S. 17–31.
- Muri, Gabriela: Triangulationsverfahren im Forschungsprozess. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: UTB 2014, S. 459–473.

- Niederhauser, Rebecca: Gemeinsam nicht allein sein: Die Alters-Wohngemeinschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 208 (2012), S. 209–217.
- Niederhauser, Rebecca: «Ich bin alt. Aber ich fühle mich nicht so.» Das Altersdispositiv oder der alltägliche Umgang mit dem neuen Alter. In: Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6 (2010/11), S. 19–36.
- Niederhauser, Rebecca: «Ich kann das Alter nicht definieren.» Alltägliche Alter(n)swirklichkeiten im Dazwischen: Auslotungen einer ethnografischen Dispositivanalyse des «jungen Alters». In: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): Alter als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld: transcript 2017, S. 119–134.
- Niederhauser, Rebecca: Neue Wohnformen für ein neues Alter(n)? Kulturelle Verhandlungen von Alter(n) am Beispiel der Wohngemeinschaft. In: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyer für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main und New York: Campus 2016, S. 363–374.
- Niederhauser, Rebecca: «So turne halt nicht so viel, dann wirst du nicht so alt!» Alltägliche Alter(n)swirklichkeiten zwischen selbstverantwortetem Jungbrunnen und biopolitischer Überalterung. In: Angelika C. Messner, Andreas Bihrer und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Alter und Selbstbeschränkung. Wien, Köln und Weimar: Böhlau 2017, S. 45–62.
- Niethammer, Lutz (Hg.): Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven. Frankfurt am Main: Fischer 1990.
- Obermüller, Klara: Ruhestand – nein danke! Konzepte für ein Leben nach der Pensionierung. Zürich: Xanthippe 2005.
- Oldörp, Christine: Alltag mit fließenden Rändern. In: Vokus 11 (2001), S. 74–108.
- Oldörp, Christine: Verschriftlichen. Von der Ver-Anderung des Sprechens in der Schrift. In: Michael Simon, Thomas Hengartner, Timo Heimerdinger und Anne-Christin Lux (Hg.): Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. Münster: Waxmann 2009, S. 408–416.
- Omahna, Manfred: Wohnungen und Eigenräume. Frankfurt am Main: Lang 2005.
- Ossowski, Leonie: Die schöne Gegenwart. München: Piper 2001.
- Oswald, Wolf D., Ursula Lehr, Cornel Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Stuttgart: Kohlhammer 2006.
- Pasero, Ursula: Altern. Zur Individualisierung eines demografischen Phänomens. In: dies., Gertrud M. Backes und Klaus R. Schroeter (Hg.): Altern in Gesellschaft. Ageing – Diversity – Inclusion. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 345–355.
- Pastega, Nadja und Anette Thielert: Hilfe, wir leben noch. In: Facts. Das Schweizer Nachrichtenmagazin, 6. 4. 2006, S. 16–25.
- Patzke, Samuel: Das Leben gleicht den Jahreszeiten. In: Eckhard John und Tobias Widmaier (Hg.): Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon, www.liederlexikon.de/lieder/das_leben_gleicht_den_jahreszeiten/editiona (21. 7. 2018).
- Pichler, Barbara: Aktuelle Altersbilder: «junge Alte» und «alte Alte». In: Kirsten Aner und Ute Karl (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 415–425.

- P. M.: Bolobolo. Zürich: Paranoia City 1983.
- Pollak, Sabine: Leere Räume. Weiblichkeit und Wohnen in der Moderne. Wien: Sonderzahl 2004.
- Powell, Jason L.: Archaeology, and Genealogy: Developments in Foucauldian Gerontology. In: Sincronia Spring 2002, <http://sincronia.cucsh.udg.mx/meths.htm> (3. 7. 2018).
- Powell, Jason L.: Rethinking Gerontology. Foucault, Surveillance and the Positioning of Old Age. In: Sincronia Summer 2004, <http://sincronia.cuch.udg.mx/powell04.html> (17. 6. 2018).
- Prinz, Michael: Genossenschaften. In: Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen: 1880–1933. Wuppertal: Hammer 1998, S. 251–264.
- Projektgruppe Göttingen: Die innere Ordnung der Wohnung. Geschlechtsspezifische und soziale Muster der Raumnutzung und Rauman eignung. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 29 (1991/92), S. 203–222.
- Projektgruppe Göttingen: Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung. In: Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung (Hg.): Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1992, S. 108–130.
- Rabinow, Paul: Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.
- Rabinow, Paul: Was ist Anthropologie? Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.
- Regenass, Romeo: Betagtenbetreuung wird Riesengeschäft. In: Tages-Anzeiger, 8. 9. 2008, S. 1 und 25.
- Reichertz, Jo: Zauberspiegel, Hausaltar oder Kanzel – Das Fernsehgerät als Orientierungsmedium. In: Hans Albrecht Hartmann und Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Opladen: Westdeutscher Verlag 2000, S. 123–150.
- Reuschke, Darja (Hg.): Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010.
- Rolshoven, Johanna: Das mobile Haus: Zur Beweglichkeit von Räumen, Dingen und Vorstellungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), S. 47–57.
- Rolshoven, Johanna: Europäische Ethnologie. Diagnose und Prognose einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 15 (2004), S. 73–87.
- Rolshoven, Johanna: Raumkulturforschung – Der phänomenologische Raum begriff der Volkskunde. In: Petra Ernst und Alexandra Strohmaier (Hg.): Raum. Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften. Baden-Baden: Nomos 2003, S. 125–140.
- Rolshoven, Johanna: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003), S. 189–213.
- Rolshoven, Johanna: Wie wärs mit Cultural Studies in Architecture? In: dies., Manfred Omahna, Klara Löffler und Regina Bittner (Hg.): Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur. Marburg: Jonas 2013, S. 14–24.
- Rolshoven, Johanna: Woanders daheim: Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilo-

- kalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 102 (2006), S. 179–194.
- Rolshoven, Johanna: Zwischen den Dingen: der Raum. Das dynamische Raumverständnis der Empirischen Kulturwissenschaften. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 108 (2012), S. 156–169.
- Rolshoven, Johanna, Manfred Omahna, Klara Löffler und Regina Bittner (Hg.): *Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur*. Marburg: Jonas 2013.
- Rolshoven, Johanna und Justin Winkler: Multilokalität und Mobilität. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 2 (2009), S. 99–106.
- Saake, Irmhild: *Die Konstruktion des Alters. Eine gesellschaftstheoretische Einführung in die Altersforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006.
- Saake, Irmhild: *Theorien über das Altern. Perspektive einer konstruktivistischen Altersforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1998.
- Schachtschnabel, Dietrich O. und Tatiana Maksyuk: Biologisch-genetische Alternstheorien. In: Wolf D. Oswald, Ursula Lehr, Cornel Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): *Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe*. Stuttgart: Kohlhammer 2006, S. 20–26.
- Scheid, Eva: Die Küche – Die Fabrik der Hausfrau. In: *Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung* (Hg.): *Frauenalltag – Frauenforschung*. 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der DGV in Freiburg, Frankfurt am Main und Bern: Lang 1988, S. 124–141.
- Schenda, Rudolf: *Das Elend der alten Leute. Information zur Sozialgerontologie für die Jüngeren*. Düsseldorf: Patmos 1972.
- Schiller, Janine: Wohnen als lokale Identifikationsstrategie. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 103 (2007), S. 239–249.
- Schinkel, Sebastian: *Familiäre Räume. Eine Ethnographie des «gewohnten» Zusammenlebens als Familie*. Bielefeld: transcript 2013.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Göttisch und Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin: Dietrich Reimer 2001, S. 165–186.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Die Lust des Forschers auf das Feld – und: Wer wird nicht Ethnograf? Ein Plädoyer. In: Beate Binder, Moritz Ege, Anja Schwanhäusser und Jens Wietschorke (Hg.): *Orte – Situationen – Atmosphären. Kulturanalytische Skizzen*. Frankfurt am Main: Campus 2010, S. 33–43.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Göttisch und Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin: Dietrich Reimer 2001, S. 219–248.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: *Gemütlichkeit. Eine kulturgeschichtliche Annäherung*. Frankfurt am Main: Campus 2003.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Thomas Hengartner und dies. (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Berlin und Hamburg: Dietrich Reimer 2005, S. 145–162.

- Schmidt-Lauber, Brigitta: Orte der Gemütlichkeit. Zur Machbarkeit einer Befindlichkeit. In: Silke Götttsch und Christel Köhle-Hezinger (Hg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001. Münster: Waxmann 2003, S. 125–131.
- Schmoll, Friedemann: Ethnografien des Alters. Einführung in ein Studienprojekt. In: ders. (Hg.): Grauzone. Ethnografische Variationen über die letzten Lebensabschnitte. Ein Studienprojekt. Tübingen: Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen 2002, S. 6–15.
- Schmoll, Friedemann (Hg.): Grauzone. Ethnografische Variationen über die letzten Lebensabschnitte. Ein Studienprojekt. Tübingen: Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen 2002.
- Schöllgen, Ina und Oliver Huxhold: Differenzielles Altern. In: Informationsdienst Altersfragen 36 (2009), S. 12–16.
- Schöne, Anja: Weibliche Stadtplanung und frauengerechtes Wohnen. In: Christel Köhle-Hezinger, Martin Scharfe und Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Männlich – Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg 1997. Münster: Waxmann 1999, S. 479–489.
- Schroeter, Klaus R.: Altersbilder als Körperbilder: Doing Age by Bodyfication. In: Frank Berner, Judith Rossow und Klaus-Peter Schweitzer (Hg.): Individuelle und kulturelle Altersbilder. Expertisen zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung. Band 1. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012, S. 153–229.
- Schroeter, Klaus R.: Die Normierung alternder Körper – gouvernementale Aspekte des Doing Age. In: Silke van Dyk und Stephan Lessenich (Hg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus 2009, S. 359–379.
- Schroeter, Klaus R.: Korporale Theatralität: Spielräume und Performanzen auf den Bühnen des Alters. In: Medien & Altern 1 (2012), S. 37–50.
- Schroeter, Klaus R.: Zur Symbolik des korporalen Kapitals in der «alterslosen Altersgesellschaft». In: Ursula Pasero, Gertrud M. Backes und Klaus R. Schroeter (Hg.): Altern in Gesellschaft. Ageing – Diversity – Inclusion. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 129–148.
- Schroeter, Klaus R. und Harm-Peer Zimmermann: Doing Age on Local Stage. Ein Beitrag zur Gouvernementalität alternder Körper heute. In: Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6 (2010/11), S. 72–83.
- Schüle, Johann August: Einige Bemerkungen zur Entwicklung der Wohngemeinschaftsbewegung. In: ders. (Hg.): Vor uns die Mühlen der Ebenen. Alltagsprobleme und Perspektiven von Wohngemeinschaften. Giessen: Focus 1980, S. 13–30.
- Schweizerisches Landesmuseum: Familien. Alles bleibt, wie es nie war. Publikation anlässlich der Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 16. 5.–14. 9. 2008. Zürich: Schweizerisches Landesmuseum 2008.
- Schwender, Clemens, Dagmar Hoffmann und Wolfgang Reissmann (Hg.): Screening Age. Medienbilder – Stereotype – Altersdiskriminierung. In: München: kopaed 2013.
- Seifert, Manfred: Das Dilemma der Interpretation. Über moderne Wohnwelten und ihre kulturwissenschaftliche Erforschung. In: Silke Götttsch und Christel Köhle-Hezinger (Hg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001. Münster, New York, München und Berlin: Waxmann, S. 143–157.

- Seiler, Roger: Hospiz – Pfrundhaus – Altenheim. Anmerkungen zur Geschichte des Wohnens im Alter. In: *Werk, bauen und wohnen 90* (2004), S. 4–9.
- Sieber, Cornel: Medizinische Alternstheorien. In: Wolf D. Oswald, Ursula Lehr, Cornel Sieber und Johannes Kornhuber (Hg.): *Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe*. Stuttgart: Kohlhammer 2006, S. 26–31.
- Sieck, Annerose: *Weiberwirtschaften. Gemeinschaftlich wohnen und leben auch im Alter*. Wien: Ueberreuter 2014.
- Silbermann, Alphons und Michael Brüning: *Der Deutschen Badezimmer. Eine soziologische Studie*. Köln: Wissenschaft und Politik 1991.
- Spechtenhauser, Klaus (Hg.): *Die Küche. Lebenswelt. Nutzung. Perspektiven*. Basel: Birkhäuser 2006.
- Stahel, Thomas: *Wo-Wo-Wonige. Stadt- und wohnpolitische Bewegungen in Zürich nach 1968*. Zürich: Paranoia City 2006.
- Strauss, Anselm L.: *Methodologische Grundlagen der Grounded Theory*. In: Jörg Strübing und Bernt Schnettler (Hg.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*. Konstanz: UTB 2004, S. 429–451.
- Suttner, Andreas: *Beton brennt. Hausbesetzer und Selbstverwaltung im Berlin, Wien und Zürich der 80er*. Berlin und Wien: LIT 2011.
- Thane, Pat (Hg.): *Das Alter. Eine Kulturgeschichte*. Darmstadt: Primus 2005.
- Tränkle, Margret: *Das Wohnzimmer – Wandschmuck als Mittel der Repräsentation*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 66 (1970), S. 131–136.
- Tränkle, Margret: *Von Kommune und WG*. In: Willi Bucher (Hg.): *Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert*. Darmstadt: Luchterhand 1986, S. 201–208.
- Tränkle, Margret: *Wohnkultur und Wohnweisen*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1972.
- Tränkle, Margret: *Wohnung und Wohnen. Abriss über wohnsoziologische Fragestellungen*. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 22 (1977), S. 9–28.
- Trutz, Trotha von: *Die bürgerliche Familie ist tot. Vom Wert der Familie und Wandel gesellschaftlicher Normen*. In: Bernhard Bueb, Ute Frevert, Hans Joas, Gerhard A. Ritter und Andreas Rödder (Hg.): *Alte Werte – neue Werte. Schlaglichter des Wertewandels*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 78–93.
- Tschofen, Bernhard: *Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie*. In: Olaf Bockhorn, Margot Schindler und Christian Stadelmann (Hg.): *Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen*. Wien: Verein für Volkskunde 2006, S. 91–102.
- Viehhauser, Martin: *Reformierung des Menschen durch Stadtraumgestaltung*. Weilerswist: Velbrück 2016.
- Wagner, Susanne: *Reif für die WG*. In: *Beobachter* 17. 11. 2011, www.beobachter.ch/familie/altenpflege/wohnen-im-alter-reif-fur-die-wg (5. 6. 2018).
- Wahl, Hans-Werner: *Entwicklung gerontologischer Forschung*. In: Andreas Kruse und Mike Martin (Hg.): *Enzyklopädie der Gerontologie. Altersprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern, Göttingen, Toronto und Seattle: Hans Huber 2004, S. 29–48.
- Wahl, Hans-Werner und Vera Heyl: *Gerontologie – Einführung und Geschichte*, Stuttgart: Kohlhammer 2004.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: *Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder*. Frankfurt am Main: Insel 1976.

- Weber-Kellermann, Ingeborg: Die gute Kinderstube. Zur Geschichte des Wohnens von Bürgerkindern. In: Lutz Niethammer (Hg.): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal: Hammer 1979, S. 44–64.
- Westhoff, Ralf: Wir sind die Neuen. Deutschland 2014 (DVD: X-Edition).
- Wietschorke, Jens: Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVI(2012), S. 325–359.
- Wimmer, Andreas: Kultur als Prozess. Zur Dynamik des Aushandelns von Bedeutungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005.
- Woodward, Kathleen (Hg.): Figuring Age: Women, Bodies, Generations. Bloomington: Indiana University Press 1999.
- Wyss Meili, Verena: Altern in unserer Gesellschaft. In: Paul Hugger (Hg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Band I. Zürich: Offizin 1992, S. 149–184.
- Ziegler-Thomas, Sabine: Röhrender Hirsch und betende Hände. Bildmotive und Funktion des populären Wandschmucks. Bonn: Rheinland 1992.
- Zimm, Hermann: Entstehung und Wandel bürgerlicher Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen. In: Lutz Niethammer (Hg.): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal: Hammer 1979, S. 13–27.
- Zimmermann, Harm-Peer: Alter im Blick. Überdeterminierung und Dethematisierung. In: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld: transcript 2017, S. 135–154.
- Zimmermann, Harm-Peer: Alters-Ratgeber und Alters-Avantgarden. Populäre Aspekte differenziellen Alterns. In: Thomas Schürmann, Moritz Geuther und Lioba Thaut (Hg.): Alt und Jung. Vom Älterwerden in Geschichte und Zukunft. Rosengarten-Ehestorf: Förderverein des Freilichtmuseums am Kiekeberg 2011, S. 383–390.
- Zimmermann, Harm-Peer: Dimensionen anderen Alterns. Differenzialität – Othering – Alterität. In: Medien & Altern 1 (2012), S. 22–36.
- Zimmermann, Harm-Peer (Hg.): Gutes Leben im Alterszentrum. Gespräche in 19 Einrichtungen in der Schweiz. Weimar: Jonas 2017.
- Zimmermann, Harm-Peer (Hg.): Kulturen der Sorge. Wie unsere Gesellschaft ein Leben mit Demenz ermöglichen kann. Frankfurt am Main und New York: Campus 2018.
- Zimmermann, Harm-Peer: Über die Macht der Altersbilder. Kultur – Diskurs – Dispositiv. In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und ders. (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg: AKA 2012, S. 75–85.
- Zimmermann, Harm-Peer, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyer für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main und New York: Campus 2016.

Age Stiftung: www.age-stiftung.ch (5. 6. 2018).

Altern in Beziehungen – Ordnungen, Praktiken, Materialitäten: www.kultur.uni-hamburg.de/vk/forschung/tagungen/verlauf/altern-in-beziehungen.html (5. 7. 2018).

- Bau- und Wohngenossenschaft Karftwerk 1: www.kraftwerk1.ch (17. 7. 2018).
- Erster Kongress Kulturwissenschaftlicher Altersforschung: www.isek.uzh.ch/de/populäre-kulturen/veranstaltungen/archiv/conference/altern.html (5. 7. 2018).
- Forschungsschwerpunkt Kulturwissenschaftliche Altersforschung am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich: www.isek.uzh.ch/de/populäre-kulturen/forschung/forschungsfelder/altersforschung.html (5. 7. 2018).
- Genossenschaft andere Wohnformen im Stürlerhaus am Altenberg: <https://stuerlerhaus.ch> (10. 7. 2018).
- Genossenschaft Kalbreite: www.kalkbreite.net (17. 7. 2018).
- Genossenschaft Zukunftswohnen: www.zukunftswohnen.ch (5. 6. 2018).
- Graduiertenkolleg Alter(n) als kulturelle Konzeption und Praxis der Heinrich Heine Universität Düsseldorf: www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/ageing (5. 7. 2018).
- Gutes Leben im hohen Alter angesichts von Verletzlichkeit und Endlichkeit – eine Analyse von Altersbildern in öffentlichen Diskursen und Alltagspraktiken: <https://tu-dresden.de/gsw/phil/iphil/prak/forschung/gutes-leben-im-hohen-alter> (3. 7. 2018).
- MAS «Gerontologie» der Berner Fachhochschule: www.alter.bfh.ch/nc/de/weiterbildung/master_of_advanced_studies_mas/detailansicht.html?kursid=1052 (5. 7. 2018).
- Pro Senectute Schweiz: www.prosenectute.ch/de.html (5. 7. 2018).
- Schweizerische Gesellschaft für Gerontologie SGG SSG: www.sgg-ssg.ch/de (5. 7. 2018).
- Solinsieme, Genossenschaft für neue Wohnformen: www.solinsieme.com (5. 6. 2018).
- Sorge-Figurationen bei demenziellen Erkrankungen in der Schweiz: www.sorge.uzh.ch/de.html (3. 7. 2018).
- WG Eichhorn: www.wgeichhorn.ch (5. 6. 2018).
- Wohnform5oplus: www.wohnform5oplus.ch/d/index.cfm (5. 6. 2018).
- Wohngenossenschaft Karthago: www.karthago.ch (17. 7. 2018).
- Zentrum für Gerontologie ZfG der Universität Zürich: www.zfg.uzh.ch/de.html (5. 7. 2018).
- Zentrum für Plastizität INAPIC der Universität Zürich: www.inapic.uzh.ch/de.html (5. 7. 2018).

Angesichts des demografischen Wandels muss der Prozess des Alterns neu verhandelt und gedeutet werden. Am Beispiel gemeinschaftlichen Wohnens fängt das Buch die Vielfalt sich verändernder Alterswirklichkeiten ein und entwirft Altern als verhandelbares Konzept. Der ethnografisch-kulturanalytische Zugang entwickelt neue Perspektiven auf das Alter im Umbruch.

Jenseits von Erfolgswängen und normierten Lebensläufen stellt sich die Frage: Wie will ich altern? Es gilt, den demografischen Wandel zu gestalten und Alternativen zu bisherigen Lebensweisen im Alter zu entwickeln. Dazu gehört die Frage: Wie will ich wohnen? Gemeinschaftliches Wohnen ist eine der Antworten auf die Herausforderungen, vor denen alternde Gesellschaften stehen. Denn gemeinschaftlich lassen sich die Aufgaben teilen, die sich jedem Einzelnen im Alter stellen. In dichter Beschreibung zeichnet das Buch gemeinschaftliche Wohnalltage nach und reflektiert sie im Spiegel gegenwärtiger Alterswirklichkeiten. Hierfür besuchte die Autorin Haus- und Wohngemeinschaften und führte mit den darin wohnenden Menschen Gespräche. Entstanden ist dabei ein differenziertes Tableau von Lebenswirklichkeiten voller Zuversicht und Ängsten zugleich.

ZÜRCHER BEITRÄGE ZUR ALLTAGSKULTUR
herausgegeben von Bernhard Tschöfen
Band 26

